Friedrich

ist todt!

Weimarisch.]

Dd, 3:
825
LB Weimar

Jena,
und zu haben bei Johann Peter
Stranckmann 1786.

Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, von nun an. Ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach.

Johannes.

Anmerkung.

Die Striche sind Ruhepunkte für den Declamator.

Der ſiebzehnte Auguſt.

Leiſes Schweben,
Stummes Hoffen,
Un' bange Geduld
Hielt die Seelen im Himmel.
Schweigen lag im Himmel tief.
— — — — —
— — — — —

Aber da fuhr verworrenes Rauſchen
Die Nochnichtgerichteten durch,
Und dumpfes Getöſ' durchwühlte die Seelen,
Und unter Hunderttauſend
Rollt' ein Gemurmel,
Rollt' durch die Himmel
In hundert Sprachen nach,
Die nicht einander verſtanden.

Und gewaltig bange ward den Seelen,
Daß sie nicht wußten wohin?
Und daß sie bebten,
Wie eine große Wolke bebt.
Die Himmel dachten:
Es werde der große Richtspruch geschehen.
Und umher auf Erden
Kam den Menschgebornen eine Furcht an,
Wie wenn jeglicher sterben sollte,
Und Einer
Stürbe so viel, wie sie alle.

— — — —

Und es traten im Himmel
Vater und Söhne zu Hauf',
Und rauneten furchtsam.
Und die Sprachen, die einander verstanden,
Traten aus denen, die sie nicht verstanden,
Und rauneten furchtsam
Hunderttausend stark. —

— — —

Fast verstanden sie sich,
Und zeigten sich ihres Todes Zeichen,
Und ihre Narben,
In Schlachten geprägt,

und

Und die verkrüppelten Glieder,
Abgeſchlagen in Schlachten,
Furchten ſich ſehr
Und ſtanden,
Und zitterten ſehr,
Hunderttauſend und Hunderttauſend,
Lang, durch den Himmel geſtellt. — —
— Und dann verſtanden ſie ſich
In allen Sprachen,
Und flüſterten alle:
Der König!
Und bebten eine allgewaltige Schattenlegion lang,
Daß der Sieger vom Tode bezwungen
Hieher ſich ſtellte. —
— — — — —
Da kam langſam Friedrich, großgebückt einher
getreten,
So gewohnt vor den glühenden
Reihen der Schlacht;
Und ſeine hundert und hunderttauſend Geſchlag-
nen
Kehren ſich weg vor dem Blik,
Wie dort,
Wo der Sieger ſie ſchlug.

Und ſie beten zum Richter
Um den baldigen Richtſpruch,
Und ſeufzen: es werde Ihm,
Und ihnen allen vergeben.

Ach es werd' auch uns,
Wie Ihm, und ihnen vergeben!
Uns iſt allen ſo bang, auf Erden,
Daß Er ſterben gemußt hat.

— — — —

Glokken ſtammeln in einander
Von den Thürmen herab.
Und ſie haben Ihn in ein Grab gelegt,
Und Scepter und Kron zu den Gebeinen gethan,
Und feſt im Gewölbe verſchloßen.
Ach, unſre Augen ſind roth,
Und unſre Herzen ſind ſtill,
Und unſre Gemüther bükken ſich tief.
Ach, es werd' auch uns, wie Ihm und ihnen vergeben!

Faber.

Im Gewölbe,
wo Friedrich unter seinen Vätern schlummert.
Eine Vorbildung.

Da liegt Er! —
Auch Er ist gestorben! —

Ja, Du hast gewachet
Einen langen, einen heißen Tag!
Schlafe nun auch deine lange,
Deine kühle Nacht!

Da liegen um Ihn her seine Väter,
Und seiner Väter Väter,
In ihren Staub gehüllt! —

Götter sind die Fürsten
Auf ihren goldnen Thronen!
Aber in ihren Gräbern
Schlummern nur Menschen!

Ihr Könige, Ihr Könige,
Auch eure Grabgewölbe
Athmen Verwesungen aus!

Es kömmt die Zeit auch Euch,
Da Ihr zurükkehrt in der Mutter Leib!
Und eure Mutter, Ihr Fürsten,
Und eures Roßes Mutter,
Das auf dem Anger des Hochgerichtes verwes't,
Ihr Fürsten, ist daßelbe Weib!

Götter sind die Fürsten
Auf ihren strahlenden Thronen:
Aber wann ihre Stunde kömmt,
Hüllen sie sich ein in ihre Gewande
Und legen sich nieder, zu schlafen
Bei ihren Brüdern, den Menschen!

Seid mir willkommen ihr Fürsten
In euren Verwesungen,
In eurem Menschenleide!
Auch Er ist gestorben!
Da liegt Er!

Seiner Väter Särge sind geschloßen,
Er aber liegt im ofnen Sarge da!

Ihr sollt Ihm auch den Sarg nicht schließen;
Bis daß ein König kömmt,
Der größer ist, denn Er!

Da

Da liegst Du, König! deine braunen Hände
Gefaltet über die Brust!
So lagen deine Völker einst
Um deinen Thron und beteten an.

Wann sie im Sarge liegen,
Dann falten auch die Fürsten ihre Hände
Herabzubeten der Erlösung Tag.

Wie dunkel ist dein Gewölbe!
Ein mattes Licht schleicht über die Särge,
Und ihre Silberplatten
Dämmern wie aus Nebel hervor.

Wie eng' ist dein Gewölbe!
Meine Stimme stößt an vor der Lippe,
Und kehrt hohl wieder zurük in mein Ohr!

Sind dies deine Reiche?
Ist dies deine Welt?

Sie haben Dich selbst Dir mitgegeben ins
Sarg,
Und was lebendig ist, ist nicht mehr dein.

Schlaf Du, mein König, deine lange Nacht!
Der Schlafende braucht nichts, als ſüßen
Traum.
Und wenn Du träumen kannſt,
So träume große Thaten,
So träume deines Lebens Tage,
Träum' deinen ſiebenjährigen Krieg!

Schlaf Du, mein König, deine lange Nacht!
Weich werden deine Knochen
In deinem Fleiſche ruhn,
Wanns nun in Staub zerfällt!
Und ausruhn werden deine Hände
Vom Schwerdt, und deine Knie
Von deines Roßes Kraft.

Auf wird die Sonne gehn,
Wird über deine Gärten ſcheinen,
Wird ſpieglen ſich in deines Schloßes
Zinnen,
Und ſtrahlen in die hellen Fenſter
Des Schlafgemaches und der lichten Säle:
Suchen wird ſie den König,
Aber ſie wird ihn nicht finden, —
Und trüb zurük in ihre Meere gehn.

Der

Der Abend wird in deines Schloßes Sälen
In tausend Lampen dämmern auf zu Tag:
Dann wird in den geschlifnen Marmorhallen
Heller schallen der Tänze Gesang!

Du aber gehst nicht hin,
Und Dich erwartet keiner!
Du bleibest hier dein Ohr im kalten Atlaskissen,
Dein hohles Aug' mit stillem Staub' gefüllt,
Und siehst und hörst es nicht.

Schlaf Du, mein König, deinen langen Schlaf,
Du schläfst Dich bald zu Staub!

Dann raßeln die Wagen,
Dicht an dem Gewölbe,
Die Straßen hinauf;
Dann dröhnt das Gewölbe,
Und schauert zusammen,
Und aus deinem Sarge
Flattert der Staub auf.

Aber er lässet sich nieder
Auf deiner Väter Särge,
Und kömmt aus ihren Gewölben nicht.
— — — —
— — — —
— — — —

Was willst du, Weib, mit deinen sieben Kindern,
Hier im Gewölbe der Todten? — —

„Ist er hier, ist er hier?
„Ist er nun endlich hier?
„Bist du da?
„Bist du nun endlich da?

„Ha, da liegt er im Sarge!
„Wer hat ihm die Hände gefaltet?
„Auseinander die Hände!
„Kein Mörder schläft im Grabe
„Mit gefalteten Händen!

„Bist du noch König, Tyrann?
„Hier wo du Mensch bist,
„Rechte mit mir!

„Hier

„Hier iſt ein Weib,
„Und hier ſind ſieben Kinder!
„Du haſt den Vater erſchoſſen,
„Da werf ich die Kinder dir vor!

„Gieb mir den Mann zurük!
„Gieb ihnen den Vater zurük!
„Winſelt, ihr Würme,
„Winſelt dem Todten ins Ohr,
„Daß er den Vater euch gebe!

„Ich kann es nicht anſehn,
„Wie ihr, vor Hunger,
„Zu tod euch krümmet
„Auf meinem Schooße.

„Den Sargdekkel über euch Sieben, und ihn!!
„Nehmt Würmer an ſeiner Verweſung,
„Daß er von euch,
„Am Tag' des Gerichts
„Wiederfordre ſein Fleiſch
„Um ſeine nakten Knochen,
„Daß ihr ihn kennt,
„Wenn wir uns wiederſehn"! —

Den

Den Särgern polvern die Dekkel hinab,
Die K'nige richt n ſich auf,
Das Gewölbe zerſpringt!!!
Sonnenhell kömmt es hernieder.

Faltet dem Todten die Hände!
Was er that mit dem Scepter,
Und was er that mit dem Schwerdte,
Das hat Jehova gethan!

Nimm deine ſieben Kinder, Weib,
Und laß ſie verſcharren,
Denn ſie ſind eben verſchieden
Auf des Königes Leichnam.
Faltet dem Todten die Hände!
Er wird ſich nicht ſchlafen zu Staub:
Eh' Er zu Staube ſich ſchläft,
Wird kommen der Tag der Erweckung,
Denn Seinesgleichen iſt nicht geweſen,
Faltet dem Todten die Hände!

Uniоch.

Geſicht.

Friedrich ſtieg in die unteren Himmel!
Die Poſaunen der Erzengel tönten
Schlachtengeſang!

Zu beiden Seiten die ewigen Himmel hinauf
Bis hoch zum Thron' des Gerichts, welcher in
Wolken gehüllt war,
Standen des ſiebenjährigen Krieges Erſchlagne.
Zur Rechten die Krieger des Königs
In Einer ſparſamen Reihe,
Zur Linken die Krieger der Feinde,
Zwölf hintereinander geſtellte Reihen groß!

Sie harrten noch des erſten Gerichtes der
Todten.
In ihren irrdiſchen Kleidern,
In welchen ſie fielen, ſtanden ſie da:
Aber die Wunden des Todes
Waren geheilet.

Und Friedrich ſtieg in die unteren Himmel!
Die Poſaunen der Erzengel tönten
Laut auf, erſchütternden Schlachtengeſang!
Und ſchwiegen!!

Der

Der König nahm von seinem Haupte
Den greisen Hut, und legt ihn auf die Schwelle
Des großen Wolkensaals, und gieng.
Sein grauer Kopf hieng auf den Busen hin,
Die Linke schlief auf seines Degens Griff,
Die Rechte zitterte an seinem Stok daher.

Der König gieng, die Reihen entlang,
Hinauf zum Thron in seinem ernsten Gange
Und langsam schlich sein großer Blik
Die hunderttausend Gesichter hinauf.
Und sieh, sie schloßen sich fester zusammen
Und standen da, eine Preuß'sche lebendige
Mauer,
Wie im Gesicht der Kartaunen,
Und schlugen die Blikke
Die Reih' entlang
Zum rechten Flügel hinunter!

Der König ging! die Engel,
Die hoch in den Lüften des Himmels
Auf ihren Flügeln hangen,
Sahn Ihn gehn und rauschten
Mit ihren Flügeln nicht.

Leise

Leiſe ſchmiegten ſie die großen Flügel
Ueber den Buſen zuſammen,
Und ſtanden in der Luft, wie ſeine Krieger ſtanden,
Und ſahen ernſt hinab.

Der König aber gieng
Allein hinauf im Schweigen aller Himmel.

Alſo gieng Er allein in dieſer Still' all ſeiner Herrlichkeit
Die erſten Himmel der Himmel Gottes hinauf,
Hinauf zum Thron des erſten Gericht's,
Welcher in nächtliche Wolken gehüllt lag.

Und plözlich flog
Die Wolk' hinweg
Vom Angeſichte des Throns! —

Siehe, da ſchwammen die Himmel in Feuer!!

Da bebte Friedrich
Nieder auf die Kniee
Und faltete die Hände,
Und alle Krieger lagen um Ihn her.

Weit leckende Flammen
Waren die Strahlen
Der glühenden Sonne des Throns.
Sie schossen umher durch die Wolken,
Und alle Wolken glühten roth,
Und in den Lüften des Himmels
Standen die Engel auf Flammen, —
Und rings umher lag ausgegossen
Stummer Tod des Entsetzens. ——

Da klang
Vom Thron
Ein Saitenspiel!
Es klang, wie Silber an Silber klingt,
Es rieselte lieblich, wie über die Kiesel
Die Stimmen der Bäche, begleitet vom Liede
Einsam schluchzender Nachtigall.

Es klang so freundlich, sang so hold,
Sang süße Ruh und stillen Trost,
Und Liebe, die getröstet ist.

Und Aller Herzen wurden still,
Und alle Angst ward stiller Sinn,

Und

Und Zuverſicht und Vorgefühl
Der Seligkeit und Freude ſchlich
Mit den Geſängen in die Bruſt,
Und Aller Augen wurden weich,
Und weinten Freud und Lobgeſang,
Und meines Königs Augen ſahn
Zum Throne hin und daraus nicht.
Die hellen Thränen, Gott geweiht,
Die erſten Thränen, Gott geweint!

Aber Jehova ſtand,
Gehüllt in die Gluten der Sonne des Throns,
Und ſah' die Augen und die Herzen an,
Und eine Stimme ſchütterte vom Thron.

„König, die um Dich knie'n,
„Die ſind Dir einſt erſchlagen!
„Zählſt Du dies Volk?
„Und es iſt Dir erſchlagen!

„Daß Dich ſie richten,
„Sind ſie noch nicht gerichtet,
„Und haben hier geharr't, in Furcht und Hoffen,
„Mehr denn dreimahl ſieben lange Jahre lang!

„Wohl auf, ihr Völker,
„Und richtet dieſen König,
„Dem ihr erſchlagen ſeyd! —

Und alle Stimmen ſchrien:

„Erbarmen, Erbarmer!
„Barmherzigkeit um deiner Barmherzig-
keit willen!

Und es donnerte, Amen!!

„Ihr habt gerichtet,
„Und ſeyd gerichtet,
„Durch euer Gericht!

Und es donnerte, Amen!

Da ſtoben die irdiſchen Kleider
Von Aller Buſen hinweg.
Da riſſen die Wolken
In kleine Gewölke
Und hoben die Völker
Die höheren Himmel hinein!

Da ſchwammen die Wolken,
Auf jeder ein Völkgen,

In

In hellen Gewändern,
Auf jeder ein Engel,
Auf jeder ein ſingendes Saitenſpiel.

Friedrich aber ſtieg,
Allein auf einer Wolke,
In ſeinem lufthellen Gewande,
Ein ſchöner, gewaltiger Jüngling,
Zum Throne langſam hinauf.

Und aus des Thrones Flammen
Schlich eine Hand hervor mit einer goldnen Krone!

Amen!

Mnioch.

Die Wunder unter den Menſchen.

Sing, o Harfe des Sehers, künftiger Welten
Große Scenen, wenigen Augen enthüllt.

In der Welten unermeßlichem Ocean
Schwemmt ein ſanftſchimmernder Stern.
Ihn bewohnen der Sterblichen Seelen,
Eh' ſie herabſteigen zu dieſem dunkeln Ball;
Ein unzähliges Volk.
Auf der Weſenleiter unterſten Stufen
Steht ihr ſchwächlich Geſchlecht,
Kinder an Tugend und Laſter im großen Hauſe Jehova's.
Aehnlich ſich alle an Schwäche, ſteigen
Auf ſeines Fingers allmächtigen Wink
Sie zur Erde nieder, und miſchen ſich unter
Das große Gewühl der ſpielenden Kinder.

Alle gleich nakt, reicht ihnen beim erſter Ge-
wimmer
Ein bekleidend Gewand die Hand des ordnenden
Schickſaals.
Und beſtimmt ihre Rolle auf dem Schauplaz
des Lebens.
So werden Helden mit Schwerdtern,
Die Millionen erwürgen; Prieſter vom Opfer-
blut roth,
Gebeugt vor goldenen Göttern,
Könige, oft nur Jäger und Läſtlinge,
Sanfte und beſſere Fürſten,
Räuber und Mörder, und der Haufe der ſtil-
leren Bürger.

Doch, ſieht Jehova vom Thron ſeiner Hoheit,
Daß in tobendem Wühlen
Die Völker ſich drängen und reiben,
Daß eine Schaal zu tief ſinkt;
Daß des Laſters verbreitetes Unkraut
Der Tugend zarte Blume droht zu erſtikken,
Daß, wie ein Nebel im Herbſt,
Des Aberglaubens peſtſchwangere Wolken
Ganze Länder umhüllet:

Dann winkt Er einem der mächtigen Geister am Throne,
Den himmlischen Schimmer in Menschenhülle zu bergen,
Niederzusteigen zur Erde und mit mächtigem Arm
Des sinkenden Pallastes Pfeiler zu stützen.
Dann wird ein Mensch gebohren, den seine Genossen
Kaum so zu nennen sich wagen.
Kind noch, lacht er des Spielwerks, prüfet als Knabe
Die Waffen der Männer.
Ihn sehn die schwächliche Menschen, staunen ihn an,
Nennen bald Gott ihn, bald Teufel!

Wie Abendroth in Dämmerung,
Dämmerung sich wandelt in Nacht;
Wie der gemäßigte Winter
Sanft in Frühling zerschmilzet,
Der Frühling entglühet zu Sommer,
Der Sommer entschlummert im bleichen Laube des Herbstes:

Also

Also die Jahrszeiten des menschenlichem
Geistes!
Alle, gewöhnlichen Anfangs, alle, gewöhnlichen Endes.
Aber wie der Orkan, der jetzt mit den Wogen
des Meeres
Vom Himmel die Wolken wegleckt,
Jezt schwimmende Städte begräbt in den Wogen:
Wie des Erdbebens Sturm in gräßlichen Wellen
von Erde
Und gräßlichen Fluten von Flammen
Wälder und Ernten und Berge, Länder und
Leute verschlingt,
Daß die Jahrhunderte fragen: Wo sind sie?
Also sind die Gesandten vom Thron!
Die Menschenkinder fühlen
Die nähere Gegenwart Gottes!
Sie aber gehen gewaltigen Weg
Bis ihr Sender sie ruft!
Und dann ist vollendet ein Werk
Als wär es vom Himmel gefallen!
Und die Jahrhunderte
Taumelnd verwundert dahin
Ueber die mächtige That.

Solche Geister vom Throne der Allmacht
Waren die hohen Weisen der Vorwelt,
Wanderthäter genannt, von der Jahrhunderte Stimme;
Waren die Lehrer jüngerer Zeiten,
Die des Irrthums Dekke nahmen vom Aug der Nationen,
Waren die seltnen Weisen,
Die mit dem Blikke des Adlers
Den Zauber der Täuschung durchspähten;

Lichter der Zeiten!

Solche waren die Menschen auf Thronen
Die mit Völkern spielten,
Wie der Knabe mit Kräuseln;
Länder und Meere bezwangen
Kronen, wie Spielwerk, verschenkten:

Götter der Erde!

Bald sind sie ein Regen im Sommer,
Der nach hundert dürren Tagen fällt,
Und dem klagenden Landmann die entflohene Hoffnung
Noch am Saume zurük führt.

Bald

Bald wie Hagel des Morgens
Deſſen Steine die Bäume zerſchmettert,
Und die Dächer der Häuſer.
Aber beide ſendet ſie Gott,
Beide ſind Engel am Throne,
Und beſtimmt, den wankenden Erdkreis
zu halten.

So flogen, einzeln in Jahrhunderten,
Hohe Geiſter herab,
Sonnen unter den Sternen.
So kam unter den Königen Cyrus, der Knecht
Jehovas,
Berufen von ſeiner Stimme,
Ein mächtiges Werkzeug in des Ewigen Hand.
So kam Aſiens Beſieger, ein zerſchmetternder
Bliz,
Und zog in wenigen Monden
Der Erde ein neues Gewand an.
So entſtanden die Männer Gräciens und Roms
Mit der Feuerzunge für Freiheit,
Dem Rieſenarme für Vaterlands Wohl.
Alſo ward gebohren der große römiſche Juſtus,
Seine Rechte riß nieder

Den

Den hohen Pallaſt der Freiheit,
Und erbaute den glänzendern künftiger Herrſcher.
Solcher Abkunft waren die Stürzer dieſes Pallaſtes,
Vom dem Herrn gerufen aus Norden.
Alſo war geſendet der ſchwediſche Guſtav,
Ein brennendes Feuer, zu verzehren
Des Aberglaubens winſelnde Scheiterhaufen.

Alle ſie, ſteh'n nun wieder am Throne Jehovas,
Ruhn von ihren irrdiſchen Thaten,
Wie der Schnitter ruht von der Arbeit der Erndte.
Einer that mehr als der andre,
Und darnach gewürdet ſtehn ſie am Thron.
Lang ſchon war leer eine Stelle
Zunächſt am Stuhle Jehovas.
Aller Unſterblichen Augen ſahen dahin,
Alle ſannen, auf welchen
Der höhren Cherubs ſie harre.

Fernher tönte ein Siegesgeſang,
Zu verkünden die Ankunft eines der Fürſten der Engel.

Das

Das Feuer um den Thron durchbrach
Die umgebende Wolken, und heller
Glänzte des Unendlichen unermeßlichen Wohnſiz.
Näher kam der Triumphirenden Zug!
Sie führten in ihrer Mitte einen erhabenen
Seraph.

Seine Rechte trug ein blutiges Schwerd,
Seine Linke der Oelzweig.
Wie noch keiner, kehrt Er zurük;
Denn Ihn hatte Jehova geſendet, zu ſeyn
Beides, Würger und Beglükker der Menſchen.
In ein dunkles Wetter kleidete Gott Ihn,
Als er bei Friedrichs Geburt zur Erde ſich
ſenkte.

Voll war die Wolke von Bliz und Tod,
Aber voller von Segen fürs Land.
Mit eiſernem Stab ſchlug Er Völker entzwei,
Und bedekte mit Schädeln
Und trümmern von Thürmen die Erde.
Mit dem Zweige des Friedens und Rechts
Weidete Er Nation auf Auen,
Ein Hirte der Völker.
Heute kehrte der Seraph zurük,

Ihn

Ihn stellte Jehovas Befehl zunächst
An die linke Seite des Thrones.
Alle Geister voriger Herrscher beugten
Sich ihrem erhabenern Bruder.
Tiefes Schweigen ruhte im Himmel;
Denn Cherub Friedrich begann nun
Von seiner Sendung großem Erfolg
Die gewaltige Rechnung.

Schlichtegroll.

Gesicht und Weissagung,

ein Lied,

in den letzten Tagen

des

Königes Friederich

gefungen,

und dem

Könige Friedrich Wilhelm

gewidmet

von

Mnioch.

Er gab die Saat, Du giebst das Erntenfest. —

Leipzig, 1787.

AB 154 742

4° 59.

Daß alle künftigen Jahrhunderte
Deinen Namen fürchten und lieben,
Wenn auch der Name Preuß' und Brenne
Längst in der Kronick alter Völker ſchläft;
Daß alle künftigen Jahrhunderte
Nicht in ewiger, dunkeln, kalten Nacht ver-
ſchmachten;
Daß ſie an Deinem Tag' ihr helles Auge weiden,
An Deinen Sonnen ihre Aecker wärmen,
Und laut zu ihren Kindern rufen: „Seht,

Was wir euch geben, das empfingen
Einſt unſre Väter von Ihm!“
Daß alle künftigen Jahrhunderte
Dein nicht vergeſſen, König Friedrich;
Wohlan, ſo ende kühn
Dein kühn begonnenes Werk!

?

Woher die junge Morgenröte,
Die, ſo vertraulich, dort auf Nordens
Kalten, unfruchtbaren Bergen ſpielt!
Woher der güldne Tag, der auf den Wipfeln
Der wilden, mitternächtlichen Wälder ſich
wiegt!
Steigt ietzt der Morgen aus des Eismeers Flut?
Hat ſich der Oſt mit ſeiner Sonne
Gen Norden aufgemacht?

Ach nein, unfruchtbar nicht,
Und nicht unfreundlich ſind die Ufer
Der ſtillen Oſtſee; hätte nur
Des Himmels Licht, des Frühlings ſanfter
Athem
So manchen fröhlichen Tag *)
Auch ſie beſucht!

Wie freuen ſich die jungen Gegenden,
Mit ihren Hügeln, ihren Hainen;
Mit ihren Thälern, ihren Bächen;
Voll Sonnenſchein und voll Geſang!

*) Die Aufklärung andrer Nationen.

O Vaterland, in deiner alten Nacht,
War deine Wohlgeſtalt dir ſelber unbekant:
Nun lacht der Reichthum deiner Schönheit
Dich ſelber an, und du erſtaunſt vor dir.
Du blickſt umher, und auch die ſtolzen Hügel
Der fremden Gegenden, des Sonnenſcheins
gewohnt,
Verwundern ſich, und flüſtern zu einander:
Ja, unſre Brüder in Norden
Sind unſrer Anmut gleich, und ſind geſegnet,
Wie wir in Oſten und Weſten.“

Freude ſollſt du erleben an dieſen Ge-
filden,
O Tag, ſo ſpät du uns kömmſt! — Wir
werden

Die

Die wilden, dichtverwachſenen Wälder Dir
In breite, lichte Gänge ſchneiden! Dir
Mit hellen Trauben unſre Schneegebürge,
Mit jungen Roſen unſre Thäler ſchmücken!

Aber, welch eine Nacht,
Welch ein ſchäumendes
Gewitter, was dort,
Ueber die Felſen in Mittag,
Empor lauſcht! Zürnſt du mir?
Willſt du mir nicht den freyen Anblick gönnen?
— Sieh',
Es regt ſich langſam; ſchwer und ſchwül
Kömmt ſein Athem: Sieh', es erhebt ſich,
Wie die Hydne geſtaltet, ein mächtig Ungeheur!

Sitzt nicht auf ſeinem Nacken
Ein Menſchenbild? — Ein Menſchenbild, gebunden
In weiſſe Tücher! — Wie, ein Prieſter vom Altare
Der heiligen Mutter? — Ja, ein bleiches Meſſgewand
Umfließt die lange Geſtalt, auf ihrem Haupte ſchimmern
Drey Kronen! — Wird es Nacht? — Weh' es wird Nacht!
Ein Sturmwind, von
Den Eisinſeln daher,
Heult den Tag in Norden aus, und hebt
Aus allen Meeren reifgebrütete Wetter!
Sieh' auf, er bläſ't in's Luftgeſicht; da flattert Emper

Empor das Messgewand; da sitzt —
Weh' mir, — der Tod auf der Wolle! —

Ein scheusliches Gerippe! aus welchen
Grüften
Verworfener Jahrhunderte hat dich
Des Rächers Blitz gegraben? Wer
Dies Kruzifix in deine Linke,
In deine Rechte diesen
Pechkranz gethan?
Daß uns die Prophezeyung tödte,
Eh' das verkündigte Verderben kömmt?

„Es ist vergangen
Der Preussen Jahrhundert,
Wohl uns, der Tag ist vergangen!

Heilig iſt Hildebrand,

Heilig iſt Hildebrand!

Willkommen auf deiner Wolke,

Du, nach dem Jahrhundert' der Preuſſen,

Jedes Jahrhunderts Name!"

Wo bin ich! Welche Stimmen! Welche Fackeln!

We flieh' ich hin? — In allen Lüften glänzen

Geſtalten herauf! — — Von Mitternacht,

Wer ſind in langen, ſchwarzen Röcken,

Ein güldenes Kreuz im himmelblauen Stirnband',

Mit ihren Scepteren dieſe Könige?

Hohnlachend ſchaut ihr dreuſter Blick umher! —

Wer

Wer ſind, von Weſten auf, im weiſſen Chor-
gewande,
Mit nackgeſchornem Scheitel, jene zürnenden
Geſichter, mit bluttriefenden Fackeln? —
Sie ſteigen alle langſam auf zur Grabgeſtalt,
Die auf der Wolke, ſie erwartend, hält!

„Heilig iſt Hildebrand,
Heilig iſt Hildebrand!
Willkommen auf deiner Wolke;
Daß Du mit eigener Hand die heilige Tiber
Rächeſt an der ungläubigen Spree,
An der verführten Donau!“

Auf ſeiner Wolke regt ſich das Gerippe,
Und wendet zu den Kommenden

Das

Das hohle Antlitz; prüft den Arm, und neiget
Den Pechkranz zu den Fackeln hin. — Er brennt,
Er brennt und ziſcht und fliegt, in zween Stücke zerriſſen,
Nach Oſten und Norden hinab!

Feuer, am Ufer der Donau! die Kaiſerpaläſte
Brennen! —— Feuer, am Ufer der Spree!

Auf, König, auf! zeuch an dein Schwert; gebeut,
Daß alle deine ehrnen Feuer rufen!

In

In deine Mauern iſt der Feind gefallen! auf,
König, zeige dein Angeſicht! —

„Ach, ſie haben Ihn und Sein Jahrhundert
Begraben in ihrer Väter Gruft!“

Nein, Dich können ſie nicht mit Deinem
Jahrhundert' begraben!
Deine Sonne wird leuchten, ſo lange die
Sonne des Himmels
Ihre Tage beſcheint. Du wirſt noch, ehe
Dein Schickſal
Dich zu Deinen Vätern verſammelt, alle
die Hölen
Und Eiswälder zerſtören, wohin der kriechende
Schatten,

Eis-

Giftiger Nebel und zitternder Froſt, heimtükiſch, ſich bargen,
Als auf Luthers Morgen Dein leuchtender, wärmender Tag kam!
Ha, verkriechet euch nur im Dickigt' nördiſcher Wälder,
Ihr mit dem heiligen Kreuz' an der Stirn', und den blutigen Händen
Unter dem ſchwarzen Talar'! O, grabt euch tief in die Felſen,
Schreibt an die Pforten der Höle (den frommen Wandrer zu fahen)
Hier die Wunder des Herrn! — O brütet Rath mit einander:
Wie ihr die Sonne vom Himmel herunter zu zaubern vermögtet,

Oder

Oder zu vergiften mit Blumen und Kräutern die Erde;

Bis Peſtwolken ſich ſammeln, und alle Thäler bedecken!

Auf, und ſpitzet den Dolch und ſchleifet das Meſſer und ſchleichet

Zu den Straaſſen hinab! — — Er aber wird unter euch fallen,

Wie des Allmächtigen Blitz, und wird den Willen verderben,

Ehe die That beginnt! — O, laß Dich der Nachwelt erbarmen,

König! Gilt es dem Blut; ſo gelt' es die Seelen der Mörder!

Kaufe das Leben mit Blut! Erhebe die ſchröckliche Schneide.

Sie,

Sie, an der vier Drachen zu Tode bluteten; drohe

Allen Kronen Tuiſtos, die jene Hölen zu Tempeln,

Jene Nachtgefährten dem Volke zu Richtern ernennen:

Daß Du den ſeligen Frieden, der nur im Sonnenſchein' bauet;

Jede geſellige Tugend, und o, die Freiheit des Geiſtes,

Der, ſich ſelbſt ein Gott, die Richter des Glaubens verachtet,

Selbſt ſich richtet und ſtraft und warnet und beſſert; — und alles,

Was dein ſegnender Tag uns ſchenkte, den Enkeln der Enkel

Unſers

Unſers Jahrhundertes ſicherſt: daß, wenn
längſt auch der Name
Deiner Völker in Staubbedeckten Kronicken
ſchlummert,
Deinen Namen der Landmann ferner Gegen-
den nenne,
Wenn er, am ruhenden Feſttag', aus dem
Buche der Weisheit
Und des himmliſchen Troſtes ſelbſt ſich lehret
und tröſtet;
Wenn er den wandernden Fremdling, eh' er
ihn ſpeiſet und tränket,
Nicht mehr prüfen muß: mit welchen Gebeten
er Gott dankt?
Wenn er beym Mahl' ihn frägt: Kömmſt du
von Norden, und kennſt du

Nicht noch andre Geſchichten des groſſen Kö-
nig's in Norden,
Welcher vor tauſend Jahren geſtorben iſt? —
Fremdling, erzähle!“

Dann iſt vollbracht ein Werk, als wär' es
vom Himmel gefallen;
Dann iſt vollracht Dein Werk in Kühnheit,
wie es begonnen;
Dann iſt Dein Name verherrligt zur Furcht
und Liebe der Nachwelt!

O, unſterblich zu bleiben im unempfindli-
chen Marmor;
Oder in Büchern, von Motten zerfreſſen; oder
im Kopfe

Kal-

Kalter Gedächtniſſe, welche die Tugend be-
rechnen: was iſt es,
Als ein unſterblicher Tod! — O Vater, wenn
dennoch das Schickſal
Jene verworfenen Zeiten (vielleicht vom furcht-
ſamen Auge
Deines Propheten zu ſchröcklich erdichtet) über
uns ſchickte:
Ach, ſo müſſe Dein Name vergeſſen werden
vom Marmor,
Wie er vergeſſen dann iſt vom Herzen des elen-
den Volkes! —

Alſo ſang mein Lied (es hatte vom Kelche gekoſtet,
Der Eſaias Seele mit kühnen Träumen erfüllte)
Alſo ſang mein Lied in den letzten Tagen des König's
Friederich; und der König lehnte ſein Haupt an den Buſen
Friederich Wilhelms und verſchied! ---

Siehe, nun war es vollendet, und ohne Blut an der Schneide
War es vollendet. Da wandte mein Lied ſein zürnendes Antlitz,
Ging und ſchämete ſich des blutigen Rathes und dachte,

Was

Was die Weisheit ſpricht: Zerſtöre dein
eigenes Werk nicht!
Sind die Fluren geſegnet; ſo nim das
Gewitter vom Himmel!
Schonet, ihr Völkererzieher, o ſche-
net der eiſernen Ruthe:
Daß ſie den Kindern ewig in Ehren
bleibe; daß ewig
Nur die Strafe gefürchtet, der ſtra-
fende Vater geliebt ſey!

Ja, Du haſt Dein Schwert zu Deinen
Gebeinen verſammlet,
Groſſer, wohlthätiger Krieg! und haſt mich
auf die erhabne

Stuf

Stufe den Frieden geſtellt, mit ſeiner grünen-
den Palme.
Er wird an Vaterblicken die Völker lenken,
die Du erſt
Mit der blutigen Rechte bändigteſt; Er wird
ſie lehren
Deines Tages ſich freuen, den alle mit An-
dacht beſtaunten,
Wenige noch genoſſen. —
Schon ſäen ſie glückliche
Ernten,
Wo einſt triefendes Schilf wuchs; winden Re-
bengeländer
Um das hoh: Gebürg', vom grauen Winter
entlaſtet;

Leh-

Lehnen die zärtlichen Gärten des Frühlings an
wärmere Hügel;
Hängen zwiſchen die Hügel ihr gnügſames
Hüttchen, und jauchzen!
Sieh', das geſättigte Thal ſchäumt über von
weidenden Herden;
Sieh', dort fluten, wie rauſchende Meere, die
reiferen Ernten
Ueber die Fluren hinunter; ſieh' da, die Gär-
ten des Herbſtes
Neigen ihr güldenes Haupt von ſelbſt in die
Körbe der Mädchen.
Ja, um ſeiner Ernten und Trauben willen
und Gärten,
Ach, um ſeines eigenen Segens willen, o König,

Wird

Wird Dein glückliches Volk anbeten und lieben, mit aller

Liebe, die es zu Gott hat, — diesen Tag und ihn schützen;

Bis mit den irdischen Sonnen auch dieses Licht, auch der Name:

Friedrich und Friedrich Wilhelm in jene Welten zurückkehrt!

Joh. Jacob Mnioch's

sämtliche

auserlesene Schriften.

Erstes Bändchen.

Görlitz
bei L. G. Anton
1798

Vorrede.

„Worte der Lehre, des Troſtes und der Freude!“ — Lies, mein Freund, dieſe Titelworte ſo beſcheiden, als ihr Sinn gedacht wurde.

So Manches, was wir in Stunden guter Muße zu unſrer eigenen Belehrung, zu unſerm eignen Troſt niederſchrieben, kann vielleicht auch in Dir einen unterweiſenden Gedanken, eine freundliche Tröſtung erwecken. — Und klang ein Ton, ein Accord der Freude aus unſrer Bruſt; ſo fühlſt du dich vielleicht ermuntert, aus dieſem Ton, dieſem Accord eine ganze ſchöne Melodie zu componiren.

Zuweilen iſt uns auch ein Wort des heitern Scherzes und ſelbſt des luſtigen Spottes entfallen! Wir bitten Dich aber, verwechſle nicht Einfälle mit Geſinnungen!

Nichts macht uns so besorgt, als daß wir unsern Worten nicht das Verstanden-werden mitgeben können. — Erinnre Dich daher oft an das schöne Dictum:

»Worte sind nur leere Schaalen,
»Der Sinn ist Alles! —

Du siehst, diese Vorrede ist Wehr- und Waffenlos! Wir hoffen auf Zeiten des Friedens!

Irrten wir uns jedoch in dieser allgemeinen Vorrede; so irrten wir uns um so weniger in den Begleitworten zu jedem einzelnen Stück dieser Sammlung. — Das Geschäft der Bienen ist friedlich; aber es hat jede von ihnen auch einen Stachel gegen feindliche Angriffe! —

Weimar den 28. Febr.
1798.

M.

Inhalt.

I. Litanei oder allgemeines moraliſch-politiſches Gebet. — Ein Zeitgedicht nebſt erläuternden Anmerkungen. —

II. Ueber eine zwiefache Hinſicht, in der ein Versmaaß behandelt werden kann.

III. Zwei Gebete für eine aufgeklärte und gebildete Chriſtliche Gemeine, mit beſondrer Hinſicht auf die moraliſch-religiöſen Bedürfniſſe der Zeit.

IV. Ueber Bilder und bildliche Verſtellungen des Todes und einige hiermit verwandte Gegenſtände.

V. Tod und Unſterblichkeit. Eine Kantate. — Voran einige Gedanken über Kantaten-Gedichte und Kantaten-Muſik.

VI Zerſtreute Blätter, beſchrieben von Maria Mnioch geb. Schmidt.

VII. Schattenriſſe nach dem Leben, gelegentlich gezeichnet von M. und M. M. g. S.

VIII. Bilder, benannt nach ihren Rahmens — geſammelt auf einer Reiſe durch Südpreußen. Auch von M. und M. M. g. S.

IX. Aſſemolee. —

X. Das unmenſchliche Streben zum Ziel der Menſchheit. — Ein Lied von M. M. g. S.

I.

Litaney

oder

allgemeines moraliſch-politiſches Gebet.

Ein Zeitgedicht zum Neujahr 1797.

Nebſt erläuternden Anmerkungen.

Titel dürfen eben keine Küchenzettel ſeyn.

Leſſing.

Der Faden dieſes Gedichtes iſt zwar an ein kleines Zeit-Stiftchen, an den Neujahrstag von 1797, angeknüpft, aber nicht von Anfang bis zu Ende um daſſelbe herumgewunden. Es iſt ein Gelegenheitsgedicht nach ſeiner Entſtehung, nicht nach ſeinem Inhalt.

Die Form eines allgemeinen Gebets, einer Litaney, hat der Verfaſſer in der Art, wie hier geſchehen, ſchon zum drittenmale gebraucht. Einige Gründe dafür finden ſich an einem andern Orte. *) — Es wird ja wohl

*) Kleine vermiſchte Schriften von Mnioch, erſtes Bändchen, 1794, in der Vorrede zur Litaney über ſittliche Aufklärung.

zuweilen eine Korreſpondenz über gemeine Privatangelegenheiten und gar nicht im stylo curiae — unter der poſtfreien Aufſchrift geführt: Herrſchaftliche Sachen! —

Die zu Ende des Gedichts beigefügten Erläuterungen ſind gut gemeint und verdienen deßhalb wohl eine gutmüthige Aufnahme, ſollte gleich eine wirkſame Beherzigung nicht zu hoffen ſeyn.

Litaney.

Jamben.

O du von Ewigkeit, der ohne Wandel
Derſelbe war und iſt und bleiben wird,
Wir nennen oft in unſern Nothgebeten,
Wenn ſich die Zeiten ändern, wenn Natur und Schickſal
Das zu vernichten drohn, was einſt ſie bauten, —
Zwar menſchlich, doch voll Glauben und Vertraun,
Dich, unſern alten Gott, den alten, wohlerfahrnen
Hausvater ſeiner Welt! O laß beim Alten bleiben,

Was gut iſt und vollkommen, wie du
Selbſt.
Doch weil der Menſch ſein aufgegebnes
Werk
Hier nicht vollendet; ſey das Einzige,
Was unterm Monde wechſellos beharre,
Der gute Wille: nimmer ſtill zu ſtehn,
Von einem Grad des Beſſern zu dem
andern
Hinauf zu ſtreben! — Alſo lautet ja
Das hohe Privilegium, das du
Mit eigner Hand in unſre Seele ſchriebſt,
Der Menſchheit Vorrecht, das kein alter Brief
Auf eines Eſels Haut, behängt mit ſilbernen
Und goldnen Bullen, je uns rauben darf, —
Noch rauben kann, ſo lang der Wille nur
Durch Wollen widerſteht, durch weiſen
Muth
Und ſtille Thätigkeit im Innerſten.

Heil uns, die wir des Lichts bedürfen, daß
Ein harter Stein zum feſten Stahl ſich fand!

Mit jedem Schlage ſprühen helle Funken;
Sie zünden hier und dort, — hier eine ſtolze Fackel,
Dort ein beſcheidnes Lämpchen an. — Willkommen
Auf jedem Wege, den die Pflicht uns führt,
Den uns das Schickſal treibt, du Kloſterveſte
Des Aberglaubens, du, o Rittersburg,
Worin das graue Unrecht ſein Verdienſt
Nach angeerbtem Vortheil überzählt,
Willkommen uns mit eurer Doppelmauer
Und dieſem feſt verſchloßnen Eiſenthor!
Geduld und unverdroßne Kunſt und Hoffnung,
Uebt euch daran, ſucht einen neuen Schlüſſel
Heraus zu proben, da der alte längſt
Im Meer verlohren ging, und dieſer Zeiten Argwohn
Das Schloß zu ſprengen nicht erlauben will. —
Doch, kannſt du ſeitwärts reiſen, kannſt die Burgen
In Fried' umgehn, du Saumann oder Schnitter,

Auf den ein junges Feld, auf den die Erndte
wartet,
So zögre nicht; auf, wandle rasch vorüber
Am Eisenthor, und kömmt ein Schlagbaum,
ruhig
Erlege Zoll für Saamen oder Sense,
(Wie man's verlangt!) und froh zum Tagewerk,
Das Gottes Himmel dir gesegnen wird.

Ja, du allweiser, allgerechter Gott,
Das Ziel der Menschheit liegt nicht
außer uns;
Und weiser Muth im Leiden, wie im
Thun,
Ist immer Uebung, immer Thätig-
keit. (1)

Mit diesem Trost bewaffnet, schreiten wir
Ins neue Jahr, *) das dunkel vor uns liegt,
Und fürchten nicht die Ueberschrift der Pforte:

*) 1797.

Ein blutiges Dreimahl-Drei, umſchloſſen jetzt
Von einer Doppel-Sieben. (2) — Käm' uns doch
Ein leiſes Graun in dieſem Dunkel an:
So wollen laut wir ſprechen mit uns ſelbſt,
(Ein in der Jugend anna erprobtes Mittel)
Und laut zu dir, obwohl dein leiſes Ohr
Schon den Gedanken hört! —

So beten wir auch heute
Zu unſerm eignen Troſt, in frommer Einfalt
Des guten Herzens; — legen unſre Wünſche
Für's Wohl der Menſchheit (ach ſo gut wir es verſtehen!)
Als Opfer, dir auf den Altar der Bitte, —
Wohl wiſſend, daß dein groſſes Vaterherz
Von ſelbſt den Böſen und den Guten giebt,
Was ihnen frommt zu Strafe, Lehr' und Uebung;
Wohl wiſſend, daß die Weisheit deiner Güte

Von keinem Opfer, keiner Thräne ſich
Bewegen läßt, im großen Gang der Dinge
Ein Rad zu hemmen, weil zu früh der Morgen
Dem Trunknen käme, noch der Menſchheit Uhr
Auf Zwölf zu ſtellen, wenn ein einzger Magen
Um Zehn ſich Mittag wünſcht! — Das Schlechte geht
Mit ſchnellem Schritte; langſam kömmt das Beßre,
Und ſelbſt des Beſten Ueberzeitigung
Iſt Uebel! —

Du, zu dem die Fürſten wie
Die Bettler, jene mit geheimer Lippe,
Und laut genug die letzten: Unſer Vater
Im Himmel, ſprechen, — ach, bedächten wir,
Daß, wenn der Vater gleich im Himmel wohnt,

Doch unſre Brüderſchaft auf Erden ſchon
Beginnen ſoll! — — Dies iſt der große Stein,
Der allem Guten breit im Wege liegt:
Wir rathen nicht, nein, wir befehlen ſtets! —
Im Lande ſelbſt der Wiſſenſchaft und Kunſt,
Wohin Humanität und Wahrheit ſich
Zu retten meinen, wohnt die Liebe nicht,
Und nicht die Freiheit. Hohe Namen walten
Auch hier, und Heeresmacht; Despoten ſchaun
Auf Knechte ſtolz herab. — Den Ruhm des Lehrens
Begehrt die Eitelkeit, doch man verachtet
Die Lernenden, darum belehrt man nicht.
Und wenn die Einfalt, wenn der Irrthum, oder
Beſcheiden auch der weiſe Zweifel frägt;
Erboßet ſich der überweiſe Stolz,
Und ſpeit die Antwort aus mit Gall und Gift.
O, was wir Gutes an die Menſchheit ſpenden,

(Obwohl wirs nehmen vom gemeinen Erbe!)
Reicht nicht des Bruders Hand dem Bruder dar, —
Es giebt der Herr dem Diener, würft ein Reicher
Dem Bettler hin! Des Gebers Uebermuth
Empört das Herz, vertilgt der Gabe Werth;
Man quält sich fort mit seiner Armuth; läßt
Das hingeworfne Kupfer oder Gold
Dem späten Finder liegen, wo es liegt. (3)

Gar trefflich klingt das Lied in guter Stunde:
»Wir pilgern durch ein fremdes Land, wir wallen
»Zur Heimath hin!« Doch o, ihr Handwerksburschen,
Was soll dies Vornehmthun, dies Prahlen, Herrschen,
Im Land der Fremde, in der Schenk am Wege,

Da in der fernen Vaterſtadt, ihr Lieben,
Uns Eines Vaters Haus empfangen wird! —

Verſteht uns recht, und legt's nicht übel aus;
Wir reden hier in Gegenwart des Vaters!
O, Brüderſchaft will Gleichheit nicht, — will Liebe!

Die Pflicht iſt Herr! Wo ſie gebeut, da ſoll
Regieren dieſer, jener ſich mit Luſt
Regieren laſſen, nur was drüber iſt,
Das iſt vom Uebel! —

Du, vor deſſen Weisheit
Des Menſchen Klugheit ſich verhüllen muß,
Nur Dein Geſetz ſoll unſer Auge leſen,
Nicht deinen Rathſchluß, nicht den Plan der Welt.
Verbanne doch die blöde Politik,
Die von dem Zufall ihre Brillen kauft,

Und weiter ſehen will, als dein geheimſter
Engel, —
Verbanne ſie von Thron und Richterſtuhl,
Worauf Gerechtigkeit und Wahrheit ſitzen ſollen,
Um Recht zu ſprechen, einem ganzen Volk,
Wie Einem Mann! — Was recht iſt,
wiſſen wir,
Obwohl wir ſchweigen, wenn Pilatus frägt:
Denn nur ſein Wort iſt Frage; Blick und Ton
Verbieten jede Antwort, Blick und Ton
Gehn triumphirend von dem Kampfplatz weg,
Worauf der Gegner nicht erſcheinen darf.
Was recht iſt, wiſſen wir! Dein Eben-
bild,
Das deine eigne Schöpferhand, o Gott,
In unſer Innerſtes geſiegelt hat,
Trägt in der reinen Umſchrift deinen Willen,
Und wen Gepräg' auf Gold und Silber nicht
Geblendet hat, der wird ihn leſen können,
Verſtand' er auch das Buchſtabiren nicht,
Worüber in der Schule Kant's noch immer
Die großen Schüler mit einander zanken!

Heil ſey den Kindern, die mit frohem Muthe
Des guten Vaters weiſen Willen thun,
Auch wenn ſie nicht aus dunkelm Vorgemach
Den fernen Saal mit bunten Weihnachts-
lichtern
Des blanken Vortheils ſchon erleuchtet ſehn.
Was recht iſt, wiſſen wir, und unſer
Glaube ruft:
Der Weg des Guten führt gewiß
zum Heil! —
Was ſonſt der Menſch mit Zahlen des Ver-
gangnen
Und Gegenwärtigen als Zahl der Zu-
kunft
Klug zu errechnen meinet, iſt ein Ding,
Das mächtig trügen kann! — Das Schickſal
hat von dir
Geheime Vorſchrift; ſeine Feder ſtreicht
Nach dem Etat der Welt, den wir nicht
kennen,
Und wo wir Nachſchuß hofften, bleibt ein
Reſt.

Du, deſſen guter Geiſt ſich nicht ge-
waltſam
Den Menſchen aufdringt, du, der ſeinen Himmel
Nur denen giebt, die dort ein Bürgerrecht
Zu haben wünſchen, und von ſelbſt ſich
melden!
Bewahr uns, daß wir nicht zum Frei- und
Glücklichmachen
Der ganzen Welt uns hier berufen wähnen,
Zum wenigſten laß dies Gewerbe nicht
Ein Handwerk ſeyn! — Provinzen zwar
erobert
Die Fauſt des Mächtigen; doch Herz
und Geiſt
Sind langſam nur von Herz und Geiſt zu
lenken;
Und wer den Narrn verſtändig machen will,
Der muß die Kur nicht mit dem Schwert be-
ginnen,
Und nicht den Sitz der Krankheit und der
Beßrung,
Den Kopf, ihm ſpalten! —

Lang

Lang genug, o Gott,
Sahn wir die grimmen Aerzte, die einander
Für Kranke halten, jeder ſeinen Stahl
Zum operiren in der raſchen Hand.
Sie gingen würdig auf einander los,
Ergriffen ſich beim Haar und ſchlugen ſich —
Aus Menſchenliebe, wie die Zeitung ſpricht. —
·Du biſt ein Narr!· ſchrie jener, — ·du verrückt!·
Der andere. — ·Taub biſt du!· — ·Und du biſt blind!·
·Daß aber ich geſund bin, rieſen Beide,
·Beweiſ' ich dir, wie's meines Amtes iſt!
·Du ſollſt durch meine Kunſt mit Gottes Hülfe
·Geneſen, Freund, wo nicht, ſoll dich der T.. holen!·—
Vollblütigkeit war ſicher nicht das Uebel;
Sonſt müßten beide längſt geneſen ſeyn.

O Gott des Friedens, ende dieſe Scenen!
Laß ſich die Herzen beſſern, oder laß
Das böſe Herz vor dem Verſtand ſich ſchämen.

Wie mögen ſie an ihren Freiheitsbaum
Die Freiheit feſſeln, — aus dem Friedensrechte
Des Eigenthums den friedlich Irrenden
Verſtoßen, in Gewalt des Hungers und der Blöße
Die Weisheit pred'gen! (4) — — Ach, wie mögen ſie
In deinem Tempel Siegeslieder ſingen,
Und wenn ſie frech ſein Werk verſtümmelt haben,
Den Meiſter loben! — Dieſe Narrheit macht
Die Bosheit noch abſcheulicher. *) Die Hölle

*) Inſofern ſie nehmlich abſichtliche politiſche Narrheit iſt.

Stimmt ein Te Deum an, und ſpricht ein
Pater Noster,
Um ſelbſt die Kinder Gottes irr zu führen.
Ja, wär' es wenig, hunderttauſend Mann
Dem Tode früh zu opfern, da der Tod
Sie doch zum Himmel führt; ſo iſt es
weniger noch
Ein weltlich Erbe, eine Futterwieſe,
Gleich jenem Rock im Evangelio,
Dem Unrecht hinzugeben, da wir einſt
Im Reich des Himmels ewige Kro-
nen erben.

Der Teufel dreht und kehrt an jeder Wahr-
heit
Die Seit' heraus, woran ſich eine Lüge
Anheften läßt. Religion und Freiheit
Und Staatenwohl, mit dieſen Worten ſpielt
Der Taſchenſpieler! — Er ſtudirt die Bibel,
Studiret ſie, als ſollt' er Doktor werden,
Jedoch nach ſeiner Art. — O Theorie
und Praxis

Begegnen ſich in dieſem Leben nicht.
Seyd Tauben — für den Himmel, meinet Chriſtus,
Und Schlangen für die Welt! Mit dieſem Sprüchlein
Und einem Kreuz, und einem: Wohn uns bei! (5)
(Wovor die Engel des Gewiſſens fliehn)
Vermag der ſchwarze Doktor ſeine Kranken
Im Schlaf zu bringen, die im Traume dann
Den Himmel offen ſehn, und an des Lammes Thron
Ein goldnes Stühlchen, drauf ihr Name ſteht.

Erlöſ' uns, Gott, von aller Zauberey!
Und Alle, die zu ſolchem Gaukelſpiel
Die Laden ſchließen, und den Weihrauch auf
Die Kohlen ſtreun, — ſie müſſen irre werden
An ihrer eignen Kunſt. Das Kabinet erbebe, (6)
Und ſtatt der Geiſter, die ihr Stab zitirt,
Erhebe ſich des Mannes eigner Geiſt,
Den ihre Luſt umgarnen will, und ſtrahle

Den Finſterlingen ins Geſicht, und treibe
Hinweg die Baalespfaffen, (die Elias,
So feiſt ſie ſind, nicht eben ſchlachten
darf!)
Hinweg vom Tempel und Altar! — — Wir
wiſſen
Durch ein beglaubigt Buch: Die Weisheit
und die Thorheit
Vermählten ſich mit Salomo im
Bette.
O, aus dem Bette mehr, als von dem Thron,
Regieren Weiſ' und Narren dieſe Welt.
Indeß der Leib auf keuſchem Lager ruht,
Verdaut die Seele beſſer; doch die Thorheit
Der üpp'gen Nacht zerrüttet auch den Geiſt
Bis in das Innerſte! — O Gott, dein heilger
Engel
Schweb' über jedem Fürſtenbett! Es geht
Aufklärung aus vom offnen Vorhang, aber
Verfinſtrung liebt, wer noch ſein höchſtes
Gut
Im Finſtern fand.

Heil unſerm Könige!
Er liebt den milden Tag, die reine Luft
Der Wahrheit und des Friedens. Kant darf noch
Immanuel ſich nennen; Braunſchweig hält
Mit dem gefürchteten, doch eingeſteckten Degen
An unſern Grenzen Wacht. Nicht Aerzte mehr
Der Kranken aller Welt, nur kluge Wächter
Beſtellen wir, damit die Peſt ſich nicht
Herüberſchleiche.

Heil der Nation,
Die, unerzogen noch, der weiſe Lehrer
In ſeine Schule nahm. — Deſſelben Hauſes Kinder,
Mit gleicher Unart, gleicher Tugend, ſind
In zwei verſchiedne Schulen jetzt gethan;
Die eine liebt der alten Pädagogen
Zu ſtrenge Weiſe; nimmer wird die Ruthe
Aufs Pult gelegt, ſie dienet nicht allein

Zum Inſtrument der Zucht, ſie iſt auch
Leſegriffel. (7)
Die andre folget mit verſtändgem Schritt
Dem Genius der Zeit. Sie liebt die fremden
Kinder
Und wünſcht geliebt zu ſeyn; und noch ver-
wendet ſie
Das wen'ge Schulgeld an den Apparat,
An gute Bücher und zu Prämien.

O ſegne du den guten Willen, Gott!
Und da die Schule groß, der Schüler viel ſind,
Und viele Klaſſenzimmer weit entfernt
Von Prima liegen; ſo erhalt, o Gott,
Die weiſen Unterlehrer, laß ſie, einig
Und wohl vertraut mit dem Erziehungsplan,
Die Kinder nicht durch Laun' und ewigen
Methodenwechſel blöd und irre machen.

Uns aber, guter Gott, uns, die wir dies
Gebet
Gehalten haben heut' am Neujahrstage, —

Uns, die wir Schüler ſind, (denn Präceptoren beten
Ex Tempore!) gieb einen weichen Sinn,
Durch Blick und Ton zu lenken! — Sollte gleich
Uns manche Lehr' ein kleiner Irrthum dünken,
So laß die Klugheit weiſe ſeyn, und ſchweigen:
Denn Recht behalten muß, nach altem Brauch,
Wer an dem Pulte ſitzt. — Die aufgegebne Arbeit
Iſt immer doch ein Exercitium;
Drum laß uns willig ſeyn und fleißig. — Traulich lebe
Mit ſeinem Schulgeſellen jeder Schüler!
Zwar gebe nicht der Fleißige ſein Heft
Dem Faulen hin, daß dieſer ohne Müh
Für fremde Arbeit ſich ein Lob erſchleiche;
Doch leih er gern von ſeinem Schreibezeug,
Was er entbehren kann. Der Sohn des Reichen theile

Sein großes Frühſtück mit dem Sohn des Armen,
Dem ſeine Mutter, eine Wittwe, nur
Einmahl des Tags zu eſſen geben kann.

O frommer Gott, bewahr uns vor dem
Muthwill,
Verſtohlnerweiſ' dem Vordermann in's Ohr
Zu kneifen, daß er ſchreit, und für die Stöhrung,
Ach der Gekniſne noch geſchlagen werde!
Und wer des Geiſtes übervolle Feder
Ausſpritzen will und muß, der ziele nicht
Nach des geputzten Nachbars weißen Strümpfen
(Wie Wolfgang, o der Uebermüthige,
Der Charitinnen ungezogner Liebling!) (8)
Des armen Nachbars, der ſein Tröpfchen
Tinte
Zum langen Penſum braucht, das er vor Tiſch
Aufzeigen muß, wofern er eſſen will! —
u. ſ. w.

Erläuternde Anmerkungen.

1.

Das Ziel der Menschheit steht nicht außer uns u. s. w. Zur Ausbildung aller Kräfte unsrer edlen Natur, zur Beförderung, Herstellung oder Erhaltung der Harmonie mit uns selbst können wir jedes Schicksal unsers Lebens benutzen. Das Bestreben aber, jene Ausbildung auf die uns umgebende Menschenwelt überzutragen, und die Harmonie in uns, oder die Idee derselben auch außer uns darzustellen, kurz das Menschengeschlecht dem Ziele der Menschheit näher zu führen, dies erwartet freilich eine besondere Zustimmung des Schicksals. Müßten wir das Letzte aufgeben, so doch nicht das Erste. — Die Meisten machen es umgekehrt. Sie wollen Erzieher des Menschengeschlechts werden, und versäumen ihre eigene Erziehung. Ihr eignes Innere ist eine Dissonanz, dennoch soll alles um sie her harmonisch klingen. Sie stampfen mit den Füßen und ac.

ben (vielleicht sehr richtig) den Takt an, aber ihr Instrument oder ihre Stimme dürfen sie nicht hören lassen. Beide sind rauh und klingen übel. — O meine Freunde, wir haben jetzt gute Muße, uns auf unsere eigene Hand, jeder in seinem Kämmerlein, zu üben. Auf unserm einsamen Instrument können wir im Kleinen vernehmen, wie die Musik der harmonischen Menschheit sich einst ausnehmen wird, wenn das ganze Geschlecht auf den verschiedenen Instrumenten mannigfaltiger Charaktere sie aufführen wird. Laßt uns dafür sorgen, daß wir einst bei diesem großen Konzert, wo alles theoretische Taktschlagen überflüßig seyn wird, ohne Furcht mitspielen und ohne Erröthen mitsingen können. —

2.

Die Jahreszahl 1797. — Das blutige Dreimahldrei, das gegenwärtige Dezennium, die blutigen Jahre 90, bis jetzt. —

Wird es dann mit der Aufklärung, mit allen moraliſchen Reformationen, mit Allem, was wir Bildung und Ausbildung nennen, und mit der ſeit kurzem ſo ſehr geprieſenen Humanität nicht endlich dahin kommen, daß wenigſtens diejenigen Mitglieder der Schriftſtellerrepublik, welche durch ihren Namen und ihr Beiſpiel viel und auf Viele zu wirken im Stande ſind, daß wenigſtens dieſe Wenigen von ihrem eigenen Licht erleuchtet, von ihrer eigenen Kunſt gebildet erſcheinen! — Wird nicht endlich der herriſche und animoſe Ton verſtummen, womit man die Herzen der Menſchen zur Tugend, und ihre Köpfe zum unbefangenen ruhigen Selbſtdenken aufzufordern (ach, aufzuſchelten!) trachtet. — Wann werden die Robespierre in der Republik der Wiſſenſchaften aufhören, jeden Andersgeſinnten wie einen Rebellen, einen Majeſtätsverbrecher zu behandeln? — Wann wird man anfangen, in der Welt der Muſen und Grazien

die Alltagsunarten der gemeinen Welt abzulegen! —

So viele ſchöne und moraliſche Gedanken, und ach! ſo viele häßliche und unmoraliſche Geſinnungen! — So viele Jünger und Apoſtel der Humanität, und beinahe eben ſo viele Petrus mit dem Schwert und beim Kohlenfeuer! — Wir haben uns oft betrübt, wenn die Religion der Liebe mit Bitterkeit, mit Haß und Grimm gepredigt wurde, wenn der Glaube, ja das Verſtehn der Lehrſätze mit liebloſer Gewalt ſollte aufgedrungen werden. — Hohn und Spott, Lächerlich- und Verachtlichmachen, Schelten und Schimpfen, was iſt das anders, als Gewalt! Aber mit dieſer Gewalt bewaffnen ſich jetzt auch die neuſten Streiter für Wahrheit und Moralität! — Sie bekämpfen Irrthum wie Bosheit! — Was kann man mehr gegen böſen Willen, gegen egoiſtiſchen Starrſinn thun, als ſo viele Lehrer der reinen Moral, der reinen Humanität, ſo viele,

welche Anerkennung und Schonung der Menschenwürde und Menschenbegrenztheit in jedem einzelnen Menschen uns zur Pflicht machen wollen, als was diese Leute, (Jünglinge und Männer) gegen den Redlichirrenden zu thun sich erlauben, gegen den bescheidenen Zweifler, gegen den, welcher den Buchstaben der Theorie anders versteht, oder den Geist derselben anders faßt, als sie. —

Läge ihnen die Wahrheit am Herzen, nicht die eigne Meinung, sie würden friedliche Mittel aufsuchen und finden, um sie mit Würde und Güte zu vertheidigen. — Wären sie human in der schönen und hellen Bedeutung, welche der bescheidne friedliche Kantianer Fülleborn *) in seinen kleinen Schriften mit

*) Er wird mir diese Schulbenennung verzeihen! Was weder zu dieser, noch zu einer andern Schule gehört, und von keiner gezeten werden kann, Humanität, nicht als Erkenntniß, Gedanke, Begriff, Lehre, sondern als Ge-

wenig Worten angiebt, und welche Herder in mannigfaltigen Formen von allen Seiten darstellte, um die Sache ſelbſt dem Sinn des Guten wie des Schönen zu empfehlen, wären unſere beſſern Schriftſteller von Herzen Freunde der Humanität, ſie würden ſich ſchämen, den Uebermuth, die Petulanz ihres ſuperioren Genies zu Kräften kommen zu laſſen; ſie würden bedenken, daß dieſes Genie Gabe der Natur und ſeine Ausbildung zum größern Theil ein Werk des Schickſals iſt! — Sie würden bedenken, daß eine ſtolze, drückende, ja gar öffentlich erklärte Superiorität eher alles Uebrige wirken, als einer guten Lehre, Berichtigung, Warnung — in den Köpfen und Herzen der Irrenden und Schwachen Eingang verſchaffen könne. —

Der ehrliche und redliche Wahrheitsfreund weiß aus Selbſterkenntniß, wie oft er bei dem

ſinnung, wird unter den großen und kleinen Jüngern des großen und wahrhaft humanen, friedlichen Kant ſo ſelten angetroffen!!

beſten Willen geirrt, in voller Unbefangenheit Andere mißverſtanden und mißgedeutet hat. Das Wachſen ſeiner Kenntniſſe war mit mancher wichtigen Veränderung in ſeinen Ueberzeugungen verbunden, und wenn er ſeine vormalige Denk- und Empfindungsart (von der Stimmart will ich nicht reden) mit der gegenwärtigen vergleicht; ſo findet er ſicher, daß er ein Buch (vielleicht ein Paar hundert Xenien) gegen ſein voriges Selbſt ſchreiben kann. Ob ſich aber gegen dieſe proſaiſche oder poetiſche Kritik nicht nach einem Quinquennium eine Antikritik von demſelben Autor ſchreiben ließe, und ſpäterhin gar eine Antwort des erſten Recenſenten, wer will das im voraus entſcheiden?

Gewiß der nicht, welcher im Selbſtdenken, in Prüfung ſeines Wiſſens, Glaubens und Meinens nicht einen ewigen Stillſtand beſchloſſen hat! Was ſoll man nun ſagen: wann z. B. ein Paar Moralphiloſophen ihrer abweichenden

Mei-

Meinungen halber Einer den Andern offenbar feindſelig behandeln, Einer den Andern mit Bitterkeit und Spott züchtigen! — — Es muß ihnen an Selbſterkenntniß fehlen, ſie müſſen eher alles Uebrige ſtudirt haben, als die menſchliche Natur in ihrem eigenen Innern, die Geſchichte ihres eigenen Philoſophirens müſſen ſie ihrer Aufmerkſamkeit nicht werth geachtet haben. —

Nur hierin kann noch ihre Entſchuldigung liegen. Es mag ihnen zuweilen ſo vorkommen, als ob niemand gegen das, was jetzt ihrem Verſtande deutlich, jetzt ihrer Vernunft erwieſen iſt, zweifeln könne, ohne aus irgend einer unmoraliſchen Abſicht zweifeln zu wollen.

Man erklärt die, welche anders gedacht haben, oder welche noch erſt zweifeln, oder mißverſtehen könnten, zwar nur für Schwach

köpfe, unphilosophische Menschen, Menschen von gemeinem Verstande, oder auch für philosophische Quer- und Rapellköpfe, und läßt also zwar dem Buchstaben nach ihr Herz, ihren guten Willen unangetastet. Aber, zugeschweige, daß diese und ähnliche herabsetzende Namen eine egoistische Partheilichkeit zu erkennen geben, (wobei man den Gang seiner eigenen Bildung, nebst der ganzen Geschichte der Philosophie und der Philosophen vergessen hat,) so sprechen doch die Starkköpfe mit den Schwachköpfen, die philosophischen mit den unphilosophischen Menschen, der hohe Verstand mit dem gemeinen, — und umgekehrt die Leute, welche den gemeinen Menschenverstand für den einzig gesunden hatten, mit den vorgeblich bejammernswerthen philosophischen Querköpfen in einem so animosen, feindseligen, schneidenden, alle Schonung verachtenden Ton, als ob einer den andern für ein moralisches Vergehn, für die Handlungen eines bösen Willens, für Hart-

nächtigkeit und Herzenstücke zu ſtrafen habe. Es ſoll ſchmerzen, darauf iſt es abgeſehn! Beſſerung iſt auf dieſem Wege nicht möglich; auch dann nicht, wenn man durch den Schmerz der Strafe veranlaßt würde, in ſich zu gehen: denn kein Menſch kann und darf es ſich vornehmen, ſeine Ueberzeugung ſo und ſo zu verändern, wie etwa ſeine Handlungsweiſe! — Wo dieſe Schläge wirken, wo ſie zu bekehren ſcheinen, da hat die ſchlagende Hand glücklicher oder unglücklicher Weiſe einen Mann getroffen, deſſen Wahrheitsliebe ihren Preis hat.

Glücklicher Weiſe: wenn der mit Spott und Verachtung Gezüchtigte aus eitler Ruhmſucht nach dem Schein der Originalität haſchte, oder aus trägem Esprit de troupeau ſeine Flügel über den alten Irrthum ausbreitete; — unglücklicher Weiſe, wenn der bis dahin redliche Wahrheitsfreund jetzt den Muth verliehrt, ſeine äußre Ehre für das Be-

kenntniß ſeiner Ueberzeugungen aufzuopfern, den Muth, ein Märtyrer deſſen zu werden, was ihm Wahrheit iſt (alſo sub luna ein Wahrheitsmärtyrer) — ſondern wenn er, aus Furcht vor Schimpf und Schande, die Syſteme, welche zu ſeiner Zeit Autorität haben, annimmt, oder auch umgekehrt, ſich wieder zu den alten bekennt, und an dieſen oder an jenen öffentlich fortbaut, obwohl ihm der Grund derſelben verdächtig iſt.

Gewöhnlich aber wirkt dieſe liebloſe Behandlung ein leidenſchaftliches Erblinden für alles Wahre und Gute, was der animoſe Gegner vorbringt. Man hat den Irrenden mit Steinen geworfen, damit er ſich auf den rechten Weg zu retten ſuche; aber dieſe Steine haben ihm leider die Augen ausgeſchlagen! —

Wären es wirklich Geiſtesſchwache und Kranke, an welchen jene Aerzte ein Werk der Barmherzigkeit ausüben wollen; ſo iſt die ge-

wählte Kurmethode mit keiner andern zu vergleichen, als mit der, die vormals in den Irrhäusern gebräuchlich war. —

Viele unsrer theoretischen Schwätzer über Freiheit, Toleranz und Humanität, nebst allen Tugenden der Leutseligkeit und Diskretion, ja der Delikatesse des Umgangs, welche sich auf das vereinte Gefühl des Guten und Schönen gründet, sind dem großen Haufen der andächtigen Kirchengänger ähnlich. — An den moralischen Inhalt der Lieder und Gebete, welche der Frömmler mit scheinbarem Herzens-enthell gebetet und gesungen hat, oder der Predigt, von deren Erbaulichkeit er am Sonntage mit Begeisterung sprach, darf man ihn am Montage in seinem alltäglichen häuslichen und öffentlichen Leben nicht erinnern. Er lacht und spöttelt wohl gar. Ei was, meinet er, eine Predigt gehört nicht ins Haus, noch auf das Forum! — Immer moralisirt man ihm zur Unzeit. — Mein Herr Justizrath, sag

te jener frömmelnde Geizhals, welcher auf die Auspfandung seines Schuldners antrug, (eines armen Familienvaters, der durch unverschuldetes Unglück mit seinem ganzen Besitzthum auf ein paar Betten und Kleider herunter gekommen war) — »Mein Herr Justiz-rath, sagt' er, Sie werden mich mit Ermahnungen verschonen, die ich nur meinem Gewissensrath erlauben kann. Ich glaube nicht, hier in der Kirche zu seyn!« —

Man höre die neusten moralischen Schöngeister, wenn sie es bloß mit ihrem abstrakten Thema zu thun haben, und merke, wie fein sie moralisiren. Man höre sie aber auch, wenn sie gegen Irrende, Zweifler und Mißverstehen, oder auch gegen ihre erklärten Widersacher zu Felde ziehn. — Schöne Gedanken, häßliche Gesinnungen, wie könnt ihr in Einer Seele wohnen! —

»Der dort hat angefangen,« sagte jener Primaner, welcher auf Querkopf! —

Nickel! zur Antwort ſchrie, und ſich nach Steinen bückte. — Es war nicht gar lange her, als er am oratoriſchen Schulfeſte eine Rede über das Thema gehalten hatte, wie ein geſitteter Schüler den Unarten und Beleidigungen ſchlechter Kameraden begegnen müſſe.

Es iſt tröſtlich und erfreulich, hiebei an Garve zu denken und an ſeinen Streit mit einem um die Litteratur und wiſſenſchaftliche Aufklärung unſers Vaterlandes ſo verdienten Mann, der auf ſeine alten Tage etwas zankſüchtig und ungeſtüm rechthaberiſch geworden iſt. *) Der Ton der Widerlegung, des Zweifels, der Bedenklichkeiten, des guten Rathe, ja ſogar der ſittlichen Zurechtweiſung, war der Ton weder des pedantiſchen Schulmeiſters, noch der witzigen Damen der Halle; es war die Sprache der Humanität, die auch der be-

*) Ein Fehler, den wir in dieſen Tagen der umgekehrten Welt mehr noch bei der Jugend als beim Alter antreffen.

leidigte Mensch, der wahre Achtung gegen seine eigne Würde und ein gebildetes Gefühl des Guten und Schönen in sich vereint, und dessen Gegner zum Ueberfluß so manche gute Seite hat, so manche dankenswerthe Verdienste besitzt, niemals verleugnen wird, am wenigsten wenn er Zeit hat, sich zu besinnen.

Ausflüchte lassen sich überall finden; und spricht man den Moralisten in ihrem praktischen Leben von Moral, so werden sie gewöhnlich Kasuisten. Niemand findet so leicht Distinktionen, als wer sich durch Distinktionen zu vertheidigen sucht. — Es ist eine religiöse und philosophische Höflichkeit, sich im Allgemeinen einen armen Sünder zu nennen, und das Sprüchlein: **errare humanum**, in Verbindung mit: **homo sum, nihil humani a me alienum puto**, im Allgemeinen auf sich selbst zu beziehen; aber in einzelnen Fällen wollen wir immer vor Gott und Menschen gerecht und gut gehandelt haben. Da ist keiner,

der Unrecht thue oder irre, auch nicht einer! Besonders wollen die berühmten Schriftsteller in diesem Fall das Recht der Könige haben. Das Wort eines schwachen, leidenschaftlichen Augenblicks muß in der kalten Stunde besserer Ueberzeugung durchgefochten werden, damit Ruf und Ansehn eines festen Charakters nicht verlohren gehe.

4.

Wie zuweilen in manchen andern Staatsverfassungen die Idee der großen Vater- und Kindschaft, oder die Idee des allgemeinen Glücklichmachens durch Mittel realisirt werden soll, welche derselben geradezu widersprechen, so auch in der Französischen Republik die Idee bürgerlicher Freiheit und Gleichheit. — Welcher Unpartheiische könnte wohl die gewaltsame Einziehung der Niederländischen Klöster rechtfertigen, oder mit dem System der bürgerlichen Freiheit verträglich finden! — In einem

vernünftigen und gerechten Freiſtaat muß man das Recht haben, auf ſeine eigne Hand ein friedlicher Narr zu ſeyn und zu bleiben, ſo lange man Luſt hat.

Darf die Staatsgewalt dergleichen Vormundſchaftshandlungen ſich erlauben, ſo ſind die Unterthanen für unmündig erklärt. Jetzt vielleicht gehören die Vormünder bei ihrer größern Macht auch zu den Weiſen der Nation; jetzt vielleicht iſt es Tand und Thorheit, was ſie verwerfen und verbannen wollen. Aber nur die Macht bleibt dem Amte, nicht die Weisheit. Wer ſteht uns dafür, daß es künftig den Anſtalten der Aufklärung und des Privatguten nicht eben ſo ergehe, wie jetzt den Inſtituten des friedlichen Aberglaubens. Weiſe oder auch ſo närriſch iſt kein Narr, daß er, wenn er die Vernunft verfolgt, ihr nicht zuvor den Titel einer gefährlichen Narrheit gebe. — Säßen einſt jene vertriebenen Mönche, die bisher in ihren

Klostermauern nur dem eine Messe sangen, der sie dort hören wollte, — säßen sie einst im Senat, so könnten sie der ganzen Nation einen Meßgesang befehlen, ohne, wenn man die Sache im Grunde betrachtet, ungerechter zu handeln, als ihre gegenwärtigen Feinde. In neuern Zeiten giebt es keine Geistes- und Gewissenstyrannei, die sich nicht eben so gut und eben so schlecht vertheidigt, als jene Klostereinziehung.

O eitles, thörigtes Unternehmen, o stolze übermüthige Ungerechtigkeit! Man will die Menschen mit Gewalt von Eitelkeit und Thorheit befreien, man will sie zur Weisheit, zur Glückseligkeit, zu ihrem Heil hinzwingen! Aber das Reich der Weisheit ist nicht von dieser Welt, und die Herzen der Menschen wollen gewonnen seyn durch Sieg ohne Schlacht.

Laßt uns Gedanken und Worte gegen Gedanken und Worte schärfen! Laßt uns durch

gutes Beiſpiel vom Böſen ablocken! — Schwert und Kette, und ihr, o Stöcke und Geißeln der Polizei, ſeyd was ihr ſeyn könnt, — Inſtrumente rechtlicher Vertheidigung; am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts darf man euch nicht mehr in der Hand der Bekehrung ſehn! — — Ach, aber wir ſehen euch in der Hand der Finanzen! — Dieſe Freiheit iſt der Bettler mit dem gezogenen Degen.

5.

Gott der Vater wohn' uns bei. Ein bekanntes geiſtliches Lied, das der Teufel vormals, als er noch im rothen Rock auf den Maskenbällen zu erſcheinen pflegte, gar nicht leiden konnte. Er gewöhnt ſich aber mit ſchlauer Kunſt an Alles, und wird Alles gewohnt, und was ihm Gift war, gebraucht er jetzt als Gegengift, ſo wie er denn auch den

rothen Rock mit dem ſchwarzen vertauſcht hat, der ſonſt den rothen vertrieb! —

6.

Kleines Zimmer, Gemach, geheimes Gemach. Siehe die Bücher der Sprachreiniger. Kabinet paßte aber diesmahl beſſer in den Vers! — — Bekanntlich pflegen citirte Geiſter nicht gern in großen, freien Sälen zu erſcheinen.

7.

Während des Betens iſt das anders geworden. Wenigſtens hat der neue Rektor eine große Menge Ruthen, die ſchon beſtellt waren, wieder abbeſtellen laſſen, wofür ihm die politiſchen Beſenbinder eben nicht hold ſeyn mögen.

8.

Einen ungezogenen Liebling der Grazien! so nennt Göthe den Aristophanes. Man lese aber im diesjährigen Schillerschen Musenalmanach die Xenien, um zu finden, daß? — Göthe gar nicht gemeint hat, seinen Genieverwandten durch diesen Namen zu schimpfen. — — Der Verfasser hat keine persönliche Veranlassung, gegen den feindseligen Witz dieser kleinen giftigen Gedichte etwas vorzubringen. Er selbst ist zu unbedeutend, als daß man mit irgend einem jener Geschenke auch ihn, nach unbesorgt und froh genossenem Mahle der vorhergehenden Musengerichte, hätte vergiften wollen. In und um W** hat er die heiterste Stunde eines sonst trüben Morgens verlebt, und er glaubt in *the sogar einem von denen verpflichtet zu seyn, die ihm durch die Hand der praktischen Humanität — — doch, das will nicht ausgesagt seyn! — — —

Aber er bedauert es in der Seele aller unpartheiischen und friedlichgesinnten Menschen, daß jene unsterbliche Strafe nicht bloß den bösen Willen, den Feind der Wahrheit, den Feind der Natur, oder diejenige Verkehrtheit des Kopfs, die ohne eine Verkehrtheit des Herzens nicht möglich ist, Affektation, Prahlsucht, Eigendünkel u. dgl. getroffen hat, sondern auch den guten Willen des Andersgesinnten, des Schwachen, ja sogar dessen, der — sein Auge an ein rühmliches Ziel geheftet, mit raschem Fuß unter dem Grase und Unkraut am Wege auch wohl eine Blume niederbeugte, die darum doch nicht verwelken wird. — Er beklagt es in der Seele aller, die von den hier gemeinten verbrüderten Lieblingen der Musen und Grazien die schöne Humanität lieben gelernt haben, daß auch die Humanität zu den Dingen gehören solle, die — wie Salomo sagt — ihre Zeit haben! — Männer, die der Anerkennung ihrer Ver-

dienſte bei Welt und Nachwelt gewiß ſind, ſollten das weiße Kleid ihrer Unſterblichkeit nicht mit den Spuren der blutigen Ueberwindung ſo manches wehrloſen Feindes beflecken wollen! —

II.

Ueber eine zwiefache Hinſicht, in der ein Versmaaß behandelt werden kann.

Ein Verſuch,

gewidmet der unpartheiiſchen Prüfung.

Die nächſte Gelegenheit zu dieſem Verſuch über die zwiefache Hinſicht, in der ein Versmaaß behandelt werden kann, gaben dem Verfaſſer einige Bemerkungen Herders über die jambiſchen Verſe in deutſchen Gedichten. Man findet ſie im dritten Theil der Terpſichore, S. 214.

Sowohl hier, als in einem Diſtichon unter den ſogenannten Xenien des diesjährigen Schillerſchen Muſenalmanachs (ſ. das Diſtichon: Jamben überſchrieben) wird den Jamben eben nicht viel Rühmliches nachgeſagt.

Im letzten hört man freilich nur einen witzigen Einfall, zu unheilſamer Kränkung eines

verdienſtvollen deutſchen Dichters im Anfall einer rückſichtloſen ſatyriſchen Laune herausgeſagt. — —

Aber merkwürdig und von vielem Einfluß ſcheint mir Herders Behauptung: daß der Genius der deutſchen Sprache, beſonders im höhern Styl, den Jamben abhold ſey, daß er wenigſtens nicht, wie man oft gemeint hat, das Kleid dieſer Versart ſeinen Gliedern beſonders angemeſſen finde.

Herder ſagt: man ſchlage das erſte, das beſte Buch, z. B. die Bibel auf, und man wird finden, daß wenig reine Jamben im natürlichen Fortfluß der Rede vorkommen.

Ich glaube, den weiter ausgeführten Sinn dieſer Bemerkung (obwohl leider in flüchtigem Durchleſen) nicht falſch aufgefaßt zu haben. — Reine jambiſche Füße in einer langen Folge darf man nehmlich in ungebundener Rede ſo

wenig erwarten, als reine Trochäen oder Daktile, oder Versfüsse jeder andern Gattung. Der gute prosaische Schriftsteller muß vielmehr ein solches Zusammentreffen zu vermeiden suchen. —

Aber vielleicht, daß in ungebundener Rede diejenigen Abschnitte und Biegungen, welche zu metrischen Abtheilungen tauglich sind, besser, natürlicher, dem Sinn oder der Empfindung angemessener, so sich stellen lassen, daß immer Längen den Anfang machen; vielleicht, daß also der metrische Karakter der deutschen Prosa mehr mit der gewichtvollen trochäisch- und spondäisch-daktilischen Versgattung harmonire, als mit den, in kurzen Versen hüpfenden, in langen etwas mühsam kletternden Jamben und Anapästen. — Dies ohngefähr scheint mir Herders Meinung. Daß sie mehr erörtert und ausführlicher bewiesen werde, kann der deutschen Verskunst nicht gleichgültig seyn. —

Eben derſelbe Schriftſteller macht auf eine wichtige, zwar bekannte, aber in der Praxis wenig geachtete Schwierigkeit aufmerkſam, womit ein deutſches Gedicht in reinen Jamben zu kämpfen hat.

Die meiſten vielſylbigen und wohlklingenden Wörter unſrer Sprache haben eine durchaus unjambiſche Quantität, man mag ſie ſtellen, wie man will. Nimmt ſie der Dichter auf, ſo thut er ihnen Gewalt an; ſchließt er ſie aus, woher ſoll er oft das einzig richtige Wort, den einzig wahren, (geſchweige den ſchönen und nachdrucksvollen) Ausdruck für ſeinen Gedanken hernehmen?

Noch bis jetzt kenne ich freilich kein Gedicht, (hier und dort ein kleines Epigramm ausgenommen) das durchaus in reinen Jamben geſchrieben iſt, und aller Wahrſcheinlichkeit nach giebt es kein ſolches. Aber ein ähnliches Schickſal trifft die meiſten deutſchen Gedichte, die

nach einem beſtimmten Schema von Metrum verfaßt ſind. Je zuweilen überſpringt der Ausdruck das Geſetzchen, unter deſſen Titel die Verſe ſtehen wollen, und die Zunge des Leſers (vom Auge geleitet) muß im voraus einen geſchickten Anlauf nehmen, um es mit guter Art nachthun zu können. —

Unſre Quantität hat immer noch verſchiedene Geſetzgeber: den grammatiſchen, logiſchen und äſthetiſchen Werth der Wörter in ihrer Beziehung auf einander. Im Allgemeinen läßt ſich für Colliſionsfälle wenig beſtimmen, und im Beſondern ſind die Meinungen ſtreitig. Es iſt zuweilen ſehr ſubjektiv: ob der Empfindungsaccent vor dem logiſchen und beide vor der Quantität der Wörter nach ihrem grammatiſchem Klaſſenverhältniß den Vorzug haben ſollen. — Metrik und Accentik ſind bei uns nur im Groben geſchieden.

Es iſt vielleicht eine allgemeine Bemerkung, daß uns eine und dieſelbe Abwei-

chung von der Regel des Metrums nicht in jedem Gedicht gleich ſtark auffällt. Schon die Stelle des fremden Fußes macht darin einen Unterſchied, ſo auch die Länge und Kürze der Verszeilen. Beim Leſen, beim eigentlichen Genuſſe durch den Vortrag, merkt man oft jene Abweichung gar nicht; man muß ſuchen, um zu finden. — Oft aber beleidigt uns eine einzige zur Versgattung nicht gehörige Quantität ſo ſehr, daß wir das ganze Gedicht wegwerfen, und den poetiſchen Stümper erkannt zu haben glauben.

Wo ich nicht ſehr irre, ſo giebt es zweierlei Arten, wie ein und daſſelbe Metrum behandelt werden kann. Der Charakter und Zweck der einen verbietet mehr oder weniger die Einmiſchung fremder Füße; aber der Charakter und Zweck der andern erlaubt ſie unter gewiſſen Bedingungen, und verlangt ſie wohl gar.

Eine beinahe ganz vollendete Abhandlung über dieſen Gegenſtand iſt mir vor einigen Jahren verlohren gegangen. Sollte das Wenige, was ich hier in ein Paar abgerißnen Bemerkungen darüber ſagen will, nicht für ganz unſtatthaft gehalten werden; ſo würde ich die erſte ſorgloſe Muße (wenn mir der Himmel eine ſolche noch aufbewahrt hat!) zur neuen und vollſtändigen Ausarbeitung eines vielleicht nicht unreichhaltigen Theils der deutſchen Metrik anwenden.

Ein gegebnes beſtimmtes Metrum kann ſo durchgeführt werden, daß es in allen ſeinen Haupt- und Nebenabſchnitten, (den Verſen und Cäſuren) — in den Verhältniſſen der Verſe zu einander und dem Correſpondiren ganzer Verspartien vom innern Ohr mit Klarheit gefaßt wird, vorausgeſetzt, man lieſt metriſch. Eine ſolche Behandlung verlangen ganz vorzüglich diejenigen Gedichte, welche für eine wiederkehrende Melodie beſtimmt ſind. — Haupt-

ſächlich in dieſer Hinſicht, und weil der Eindruck eines auf dieſe Art durchgeführten, ſowohl ſtrophiſchen als unſtrophiſchen Versmaaßes, ſchon an ſich (meinem Gefühl nach) dem Eindruck der Melodie ähnlich iſt, und da ich endlich noch kein paſſenderes Wort finden kann, — nenne ich dieſe Behandlungsart die melodiſche.

Eine andere iſt die, wenn die Regel eines Metrums als Mittel gebraucht wird, dem Numerus Einheit, den Bewegungen der Rede allgemeine Harmonie zu geben, ohne daß jedoch dieſe Regel im Einzelnen mit Klarheit gefaßt werden kann. Vorjetzt mag dieſe Behandlungsart die harmoniſche heißen, oder auch die freye.

Ich thue Verzicht darauf, beide Benennungen zu vertheidigen, ſobald ſie angegriffen werden. Genug, daß die angegebne Verſchiedenheit in der Praxis wirklich ſchon da iſt,

wenn gleich die Theorie noch wenig, oder gar keine Notiz davon genommen hat.

Es giebt jambiſche, trochäiſche und zu jeder gemiſchten Gattung gehörige, ſowohl ſtrophiſche als nicht ſtrophiſche Gedichte genug, worin der Dichter das an ſich beſtimmteſte Metrum ſo frei behandelt, daß beim richtigen Vortrage der unpartheiiſche Hörer, (deſſen Ohr vom Auge nicht getäuſcht wird) keine bleibende Form des Metrums zu faſſen vermag. — Das Ohr kömmt zu gar keiner beſtimmten Erwartung, wie bei einem melodiſch behandelten Versmaaße. — Die Abſchnitte der Verſe ſind nicht ſtätig, ſie wechſeln ihre Stellen, ſie werden bald vermehrt, bald vermindert. Der Sinn der Rede, die genauſte logiſche, ja ſelbſt die grammatiſche Verbindung der Wörter leitet oder reißt den Vortrag aus einem Verſe in den andern, aus einer Strophe in die andere, und erlaubt es nicht, durch Pauſen oder durch Steigen und Fallen der Stimme die Verhält-

miſſe und Beziehungen der Verſe, und die Wiederkehr der Strophe zu bezeichnen.

Gewiſſe Versmaaße ſcheinen eine andre Behandlung nicht einmahl zu geſtatten. — Herameter im Wechſel mit ſechsfüßigen Jamben würden, meinem Gefühl nach, ſpielend und unleidlich klingen, wenn der Dichter den ſonderbaren Kontraſt beider Gattungen nicht durch eine freie, aber dennoch künſtliche Behandlung zu verbergen wüßte. Das Ohr muß in dieſem Getränk von Tönen das Waſſer und den Spiritus nicht abgeſondert, oder bald dieſen bald jenes durchſchmecken können. Ein vielleicht gewagter Ausdruck! aber nicht mehr gewagt, als jene ſonderbare Kompoſition, die wahrſcheinlich, wenn ſie von einem Neuern erfunden wäre, alle Zungen und Ohren gegen ſich haben würde. —

Gedichte von beträchtlicher Länge, in denen das Metrum Eines Verſes mit gar kei-

ner, oder mit geringer Abwechſelung in einzelnen Füßen ununterbrochen wiederkehrt, ſcheinen eine freie Behandlung zu verlangen.

Bei den ſtrophiſchen ſcheint es anders. Die Strophe hat in ſich ſelbſt Mannigfaltigkeit, und wird daher auch bei einer fortwährenden melodiſchen Behandlung nicht ſo leicht ermüden. Nur muß der Dichter bei dem Zuſammentreffen der metriſchen Abſchnitte mit den Abſchnitten der Sätze und Perioden, die letzten nicht im gleichen logiſchen oder grammatiſchen Verhältniß wiederkehren laſſen. Dieſe Meinung wird dem Leſer vielleicht etwas deutlicher, wenn er die Strophen in einem langen melodiſch behandelten Gedicht etwa in Haller, Uz, Bürger, Voß nach den Interpunktionen am Schluß der Verszeilen mit einander vergleicht.

Ueber das Korreſpondiren mehrer Verſe und ganzer Verspartieen, über den metriſchen

Zuſammenklang, über die Mannigfaltigkeit des Periodenbaus bei der Einerleiheit der Strophe ohne Nachtheil für die melodiſche Behandlung, kann ich hier nicht ausführlich ſeyn. Eine genugſame Erläuterung dieſer Gegenſtände bleibt für die Abhandlung aufgeſpart, von der ich oben ſprach.

Das ſchöne elegiſche Metrum iſt auch ſtrophiſch, obwohl die Strophe nur aus zwei Verſen beſteht. Es kann in einem langen Gedicht melodiſch durchgeführt werden, ohne daß wir dabei eine widerliche Monotonie empfinden. (Wo mich meine Erinnerung nicht trügt, ſo kann die in jeder Rückſicht unübertrefliche, groſſe Elegie von Schiller im erſten Jahrgange der Horen zum Exempel und Beweis dienen.) Noch bis jetzt iſt dieſes Versmaaß auch das einzige unter den von den Alten entlehnten, auf deſſen melodiſche Behandlung unſre Kritiker beſonders zu halten ſcheinen, indeß wir bei andern ſtrophiſchen Gedichten nicht ſo kritiſch zu ſeyn pflegen.

Strophen, die aus kurzen Verſen zuſammengeſetzt ſind, oder aus ſolchen, deren Verhältniſſe vom Ohr leicht und mit Klarheit als Regel gefaßt werden können, wollen ſich durchaus mit keiner freien Behandlung vertragen.

Darf ich meinem Gefühl trauen, ſo iſt nichts unangenehmer, als das Schwanken zwiſchen beiden Behandlungsarten. Leider ſind davon die größten lyriſchen Dichter nicht frei. Man leſe richtig, und höre unbefangen, um dies zu finden. Klopſtock iſt davon nicht frei, beſonders nicht in ſeinen geiſtlichen Liedern; *) Ramler am wenigſten; ſelbſt Wieland nicht ganz. — Hagedorn, Uz,

*) Klopſtock und Kramer (d. ä.) haben in ihren geiſtlichen Liedern und Geſängen dieſes Schwanken in der Behandlungsart des Metrums beinahe zur Lizenz gemacht. In dieſem Grad waren ſie die erſten, und wo ich nicht ſehr irre, ſo war es ihr auffallendes Beiſpiel, was allgemein verführte. —

Haller ſind der melodiſchen Behandlung treu geblieben, und unter den neuern Liederdichtern behauptet hierin Bürger eine der erſten Stellen, ſo wie Claudius eine der letzten.

Die Alten ſcheinen weniger auf eine melodiſche Behandlung des Metrums geſehen zu haben, als die Neuern. Sie reißen in beinahe allen ihren Gedichten (die Elegien ausgenommen) den Sinn der Rede aus einem Verſe in den andern hinüber, aus einer Strophe in die andre. Es iſt weniger Abſicht, als Zufall, wenn in mehrern Strophen ihrer lyriſchen Poeſien die Abſchnitte der Perioden und Sätze mit dem Ausgang der Verſe, die logiſchen, grammatiſchen und äſthetiſchen Pauſen der Rede mit den Pauſen des Metrums zuſammentreffen. Bei richtigem Leſen wird ſelten ein unbefangnes Ohr (das nicht zu hören glaubt, was bloß geſehen wird) die Melodie der immer wiederkehrenden Versregel rein auffaſſen können. Dunkel wird eine allgemeine metriſche Harmonie aufgefaßt, keine Melodie. —

Die

Die Neuern haben gereimt. Wenn der Reim nicht in der That kindiſch und widerlich ſeyn ſoll, ſo darf er nur bei einem melodiſch behandelten Versmaaße gebraucht werden. — Er bezeichnet die Hauptabſchnitte deſſelben; er macht aufmerkſam auf das Correſpondiren und Zuſammenſtimmen mehrer Verſe und ganzer Verspartien; ja er iſt es allein, der bei unſtrophiſchen Gedichten ohne regelmäßig wiederkehrendes Gleichmaaß und ohne regelmäßigen Wechſel von kurzen und langen (männlichen und weiblichen) Ausgängen, eine hörbare Verbindung, Beziehung und Zuſammenſtimmung der Verſe erſt hervorbringt. Bei dieſer Klarmachung des Metrums als Regel würde nun auch jede Disharmonie deſſelben mit dem Bau der Periode klar werden. Die Periode wäre unförmlich zerſchnitten und zerſtückelt, und würde den innern Sinn des Hörers (wenn ich ſo ſagen darf) in Trümmern vorüberſchwimmen.

Bei allen melodiſchen Gedichten und bei allen, die entweder durch die Behandlungsart mehrer Verſe des Anfangs, oder dadurch, daß ſie in kurzen, einfachen Strophen und wohl gar in Reimen geſchrieben ſind, das Ohr berechtigen, eine durchgeführte metriſche Melodie zu erwarten, wird unwillkührlich das Leſen ein taktmäßiges Zuzählen der Verſüße (cum grano salis verſtanden) und nähert ſich mehr oder weniger dem Geſange des Scandirens. Eben daher muß jeder fremdartige Fuß, ein Wort oder eine Zuſammenſtellung von abweichender Quantität dem Leſer und Hörer auffallend und widerlich ſeyn. Solche Abweichungen ſind hier Steine im Wege des Tänzers. Die Regel ward uns geläufig, um deſto eher ſtocken wir bei der Ausnahme. Ueber einen Spondäus, einen Daktylus in einem ſonſt jambiſchen oder trochäiſchen Liede kann man ſelten ohne Anſtoß hinweg. Die Grazien werden hier etwas gezerrt, wir mögen es wollen, oder nicht.

In Hinſicht auf melodiſche Behandlung würde es alſo mit vorzüglicher Strenge gelten müſſen: aus jambiſchen (auch trochäiſchen) Verſen alle Wörter von der Quantität: – – | – ∪ ∪ | – – ∪ | ∪ – –. ſo wie alle Zuſammenſtellungen dieſer Art auszuſchließen.

Aber ein frei behandeltes Metrum ſcheint (wie ſchon oben geſagt) dergleichen Ausnahmen hie und dort zu geſtatten, und oft ſogar zu fodern.

Zu geſtatten: indem die Regel des Verſes im Einzelnen nicht gehört werden kann, wenn richtig vorgetragen wird. (Die Regel, als ſolche, wird der Zunge nicht geläufig, dem Ohre nicht klar; die Abweichung in einzelnen Füßen kann alſo der erſten nicht anſtößig, dem andern nicht widerlich werden. Man müßte ſcandiren, um die Ausnahme hörbar zu machen.)

Zu fordern: und zwar bei allen langen und einfachen Versmaaßen, bei den an ſich

ermüdenden fünf- und sechsfüßigen Jamben oder Trochäen in einem langen Gedicht. —

Vielleicht könnten die Ausnahmen in der Regel mitbestimmt und ihnen dort die beste Stelle angewiesen werden, wie dies bei so vielen Versmaaßen der Alten geschehen ist, wo unter andern statt — ∪ — auch — ∪ ∪ gebraucht werden darf.

Wieland bemerkt, (ich glaube in der Vorrede zur Uebersetzung der Horazischen Sermonen) daß mitten unter rein jambischen Versen ein — ∪ ∪ zu Anfang der Verszeile der metrischen Harmonie des Ganzen keinen Eintrag thue, ja oft dem Ohr angenehm und erquickend sey. Und Herder selbst hat nicht selten in seiner Terpsichore mitten unter Jamben Wörter von unjambischer Quantität aufgenommen, z. B.: — — | ∪ — — | — — ∪ und — ∪ ∪, ohne jedoch dem guten (erfah-

nen und geübten) Leſer Gewalt anzuthun, oder den harmoniſchen Eindruck des Ganzen zu ſchwächen.

Bekanntlich nahmen ſich die Alten bei jambiſchen Verſen ungewöhnlich viel Freiheit in Einmiſchung fremder Füße. — Auch wir haben noch kein langes Gedicht in frei behandelten fünf- und ſechsfüßigen Jamben, (die großen Lehrgedichte von Haller und alle ſtrophiſch wechſelnden dreizehn- und zwölfſylbigen Alexandriner gehören nicht hierher) worin nicht häufig Verſe vorkämen, wie folgende:

— ∪ ∪ — ∪ — ∪ — ∪ —
— — ∪ u. ſ. w.
∪ — — ∪ — — ∪ —
∪ — ∪ — ∪ ∪ ∪ — ∪ — — u. dgl.

So abweichend dies ausſieht, und ſo gefährlich ſich die geübteſte Zunge dabei nehmen würde, wenn ſie mitten unter Jamben einen der letzten drei Verſe nach der deutlichen Vorzeichnung leſen ſollte; ſo

lieſt ſie doch oft ohne dieſe Vorzeichnung eben ſo, und thut es mit Leichtigkeit. In den meiſten Fällen wird dann die Abweichung vom unbefangenen Ohre nicht einmahl gemerkt. Man ſchlage Leſſings Nathan, man ſchlage die Ueberſetzung der Horaziſchen Epiſteln und Sermonen von Wieland, Göthens Iphigenia und Schillers Don Karlos auf; leſe unbefangen und prüfe hernach. — Jeder leidliche Vorleſer wird in dieſen und ähnlichen Gedichten nicht: wăs măn bewundert, leſen, ſondern: wăs măn bĕwundert; — nicht: was gut iſt und vŏllkommen, ſondern: was gut iſt und vollkommen; — nicht: er raubte den Genuß, ſondern: er raubte dĕn Genuß, u. dgl.

Drei auf einander folgende Kürzen ſind jedoch nur dann leſbar, wenn ſie nicht in Einem Worte vorkommen. Man muß entweder die beiden erſten, oder die beiden letzten an eine vorhergehende oder eine folgende Länge (wenn

ich ſo ſagen darf) hinanleſen können, entweder: — ∪ ∪ | ∪ —, oder: — ∪ | ∪ ∪ — welches z. B. in den Worten: glücklichere Menſchenalter, geſelligere Paare — unmöglich iſt. In Proſa leſen wir dieſe Worte beinahe: — — ∪ ∪ und ∪ — — ∪ ∪; in zwei Schillerſchen Gedichten aber, das eine in Trochäen, das andere in Jamben, (welche noch dazu melodiſch behandelt ſind) ſputet ſich die Zunge, mit einer gewiſſen ängſtlichen Unbeſtimmtheit und Losheit darüber hinweg zu kommen, und muß durch das vorherprüfende Auge gewarnt ſeyn, wenn ſie nicht anſtoßen und fallen ſoll.

Ich habe zuletzt von der freien Behandlung fünf- und ſechsfüßiger Jamben geſprochen. Was jedoch auch hiebei der Dichter zu beobachten hat, um überhaupt den Charakter des jambiſchen Sylbenmaaßes und beſonders den Charakter des längern und längſten Verſe dieſes Geſchlechts im Ganzen zu behaupten, ſo daß

es nicht einerlei iſt, ob er dieſe, oder eine andere, oder gar keine metriſche Hauptregel im Sinn hatte, dies möchte wohl theoretiſch nicht hinlänglich, noch deutlich genug anzugeben ſeyn. — Man laſſe ſich Göthens Fabel: Adler und Taube, und darauf irgend eine Horaziſche Epiſtel aus Wielands Ueberſetzung vorleſen, und beobachte die Eindrücke bloß des Metriſchen. In beiden herrſcht das jambiſche Sylbenmaaß, in beiden iſt es frei behandelt; bei jenem aber hat der Dichter, wie es mir ſcheint, keine beſtimmte jambiſche Hauptregel im Sinn gehabt, obwohl ſich vielleicht die kürzer abgebrochnen Zeilen auch in fünf- und ſechsfüßige Jamben ordnen ließen. Es iſt die Frage: ob dieſer Unterſchied vom innern Ohr bemerkt wird, ob diesem die Eindrücke des Metriſchen von beiden Gedichten verſchieden ſind? —

Ein Paar frühere Worte über dieſen Gegenſtand finden ſich in den Anmerkungen

zu einigen vermischten Gedichten, welche der Verfasser im Jahre 1789 herausgab, und in dessen kleinen vermischten Schriften, Erstes Bändchen 1794, S. 6–8.

Hier kömmt es mir hauptsächlich auf die Bemerkung an: daß man vielleicht bei melodisch behandelten Jamben eine falsche Quantität nennen muß, was bei der andern Behandlungsart oft nur ein abweichender Fuß heißen würde; und daß, wenn dort der Leser zu fordern hat: der Dichter solle keine Ausnahme machen, — hier vielleicht der Dichter verlangen darf: der Leser solle sich nach den Ausnahmen richten; er solle so lesen, daß das Metrum seine Dienste nur im Verborgnen thue.

Ein Fehler, für den die gern Alles umfassende Theorie einen Scheingrund herausgefunden hat, behauptet sich lange gegen die stum-

men Einwendungen eines richtigen Gefühls, und manche Unterſchiede des Aehnlichen, die vom Gefühl erfaßt, und in der Praxis oft unwillkührlich, und doch mit vieler Feinheit beobachtet werden, ſind wenig geachtet, ſo lange die Theorie keine Notiz davon genommen hat.

Wir tadeln aber bald aus theoretiſchen Gründen, was von der Empfindung vertheidigt wird, und verwerfen bald wieder die Theorie, wo ſie mit der Empfindung im Streit iſt. Es entſteht daraus ein Schwanken ſowohl in Theorie als Praxis aller Künſte, die mehr oder weniger für den Genuß der Sinne beſtimmt ſind, beſonders derjenigen Sinne, welche den Gegenſtand ihres Genuſſes nicht zu voller Klarheit bringen.

III.

Zwei Gebete

für

eine aufgeklärte und gebildete chriſtliche Gemeinde,

mit beſonderer Hinſicht auf moraliſch-religiöſe Bedürfniſſe unſrer Zeit.*

Vorrede.

Als ich noch Lehrer an der Schule für die Officiantenkinder in Neufahrwaſſer war *), einem ſehr volkreichen Flecken, den man aber mit keiner eignen Kirche bedacht hatte, hielt ich zuweilen eine Privatgottesverehrung, wel-

*) Vor der Preußiſchen Beſitznehmung von Danzig.

che zwar zunächſt für meine gröſſern Schüler beſtimmt war, bei der ich aber auch auf die übrigen Anweſenden (die Eltern der Kinder) Rückſicht nahm. Dieſe beſtanden gröſtentheils aus aufgeklärten, über Religion und Moral ſelbſtdenkenden, kenntnißreichen und gebildeten Geſchäftsmännern. Zur religiöſen Erbauung dieſes Auditoriums (die gröſſern Schüler mitgezählt, *) wurden dieſe Gebete zuerſt entworfen. Hier erſcheinen ſie aber in einer veränderten Geſtalt. Sie haben allen Bezug auf das beſondere Verhältniß meiner damaligen Zuhörer verlohren, und die

*) Sie waren zu einer zweckmäßigen religiöſen Erbauung durch den eigentlichen Religionsunterricht vollkommen vorbereitet.

Allgemeinheit einer Kirchenlitanei erhalten, doch ſo, daß ſie als Gebete für die moraliſch-religiöſen Bedürfniſſe, beſonders unſrer Zeit, gelten können.

Das Publikum betrachte ſie als einen geringen praktiſchen Beitrag zu einer mög-lichen Reform der Liturgie, über deren Verbeſſerung gerade jetzt ſo viel geſprochen und geſchrieben wird. Vielleicht auch, daß es irgendwo eine chriſtliche Privatgemeinde giebt, welche ſich derſelben zu ihrer Er-bauung bedienen kann und darf. Und iſt es keine Gemeinde, ſo ſey es nur hie und da ein einzelner aufgeklärter Chriſt, der die Religion um der Moral willen ver-ehrt. Erwecke ich bei dieſem Empfindun-

gen und Entſchlüſſe, welche ich ſelbſt hatte, als ich dieſe Gebete niederſchrieb, oder wenn ich ſie vor meinen Zuhörern ſprach, ſo kann mich die Meinung der Andersgeſinnten nicht kränken.

1.

(Meine Brüder, vereiniget euch zum Gebet! Wir beten zur Erhebung des Herzens durch die lebhafte Vorstellung von der Gegenwart Gottes, mit dem nur ein gutes Gewiſſen reden kann im Tone des Zutrauens, der liebevollen Ehrfurcht.

Wir beten zur Erinnerung an die Ausſtattung, die unſer Geiſt erhielt vom Vater der Geiſter, — die Ausſtattung mit der Freiheit, mit den edeln und reichen Kräften zur Selbſtbildung.

Wir beten zur Belebung unſers Willens, getreu zu bleiben der Pflicht, die das Geſetz des Heiligſten uns vorſchreibt; — zur Stärkung des geſunkenen Muths im Unglück; zum Troſt im Elend, wo unſre eignen Kräfte verſchwunden ſind; zur Befeſtigung des Glaubens an die Unſterblichkeit; — zur Befeſtigung des Glaubens an den allmächtigen Schöpfer unſers Daſeyns; an den allweiſen Regierer der Welt, — an unſern allgütigen Vater.)

Du heiliger Gott, höchster Gesetzgeber und Richter aller Menschen!

In allen Menschenseelen sey die Erkenntniß befestigt: daß die Stimme der Vernunft deine Stimme ist.

Feurig und rein sey die Liebe zur Wahrheit! daß wir uns nicht fürchten vor der Bekanntschaft mit uns selbst; daß wir täglich in unser Inneres schauen; am Urtheil des Gewissens kein Wort verändern; sondern uns laut bekennen, welche Gestalt wir haben im Spiegel deines Gesetzes.

Feurig und rein sey die Liebe zur Wahrheit! Laß die Tochter des Himmels unserm Herzen willkommen seyn, auch ohne irdische Mitgabe; laß uns nicht träge seyn, ihr Wort zu bekennen, wo es Verläugnung ihres Lichts und Sieg des Vorurtheils wäre, von ihr zu schweigen.

Du heiliger Gott, höchster Gesetzgeber und Richter aller Menschen!

In allen Menschenseelen werde lebendig das Gefühl, daß sie Dir, Vater der Vollkommenheit, ähnlich werden können! —

Fest sey der Entschluß zum Guten, kräftig der Muth zur Tugend!

Den schweren Kampf mit unserm Fleisch und Blut, mit der Macht der Gewohnheit und dem Beispiel der Welt, — wollen wir nie, auch im späten Alter nicht, aufgeben, sondern ihn ernstlich kämpfen, in der Hoffnung, daß endlich der Wille der Vernunft siegen werde über den Willen des trotzigen oder verzagten Herzens, wie der weisere Freund durch unwandelbare Festigkeit seiner Entschlüsse, durch Rath und ehrende Aufmunterung über die Schwächen des Freundes sieget.

Das sey unser höchster Stolz, allen Lohn dieses Kampfs, allen Gewinn dieses Sieges

gering zu achten gegen die Ueberzeugung, daß wir deinen Beifall haben.

Dazu helfe uns der wahre heilige Geiſt, in deinem lebendigen Wort, in den Rührungsmitteln der Religion Jeſu Chriſti, in allen veredelten Künſten, welche uns reinigen von den Begierden der niedern Sinnenluſt, und die Tugend uns darſtellen in ihrer Schönheit und Gröſſe!

Du allweiſer und gütiger Gott, der Du den Menſchen in die Welt ſchufeſt, daß er der Welt ſich freue, daß er ſich freue der Menſchen ſeiner Gefährten und aller Geſchöpfe, die Du unter ſeine Hand gegeben haſt!

Zur Wahrheitsliebe müſſe Weisheit ſich geſellen; zur Strenge gegen uns ſelbſt — Mildigkeit gegen unſre Brüder; zur Tugend — Freude!

Laß uns nicht verwechſeln mit der Beharrlichkeit im Guten — unſern Eigenſinn!

Fern ſey von uns der thörigte Stolz, der das Sonderbare liebt und aufſucht und ihm den Namen des Beſſern giebt, damit ihn die Menge bewundre, oder verfolge, und er in dieſer Verfolgung ſich groß dünke! — Es iſt nicht genug, daß wir gering achten allen irdiſchen Lohn des Guten; laß uns auch nicht ſtolz ſeyn auf unſer Märtherthum, auf unſre Leiden für die Tugend, ſondern allein — auf die Tugend!

Behüte uns vor dem Wahn, Dir einen Dienſt zu thun, wenn wir der Welt entſagen, ein freudenloſes und von Vielen gehaßtes Leben führen. Das mag uns nicht ein Zeichen ſeyn von der Liebe des Vaters, daß ſeine Kinder unſre Feinde ſind!

Fremde Gebrechen laß uns mit ſchonender Hand berühren, wenn eine drückende Hand — ſchmerzen, aber nicht heilen würde.

Unverletzlich ſey uns der Friede eines ſtillen Gemüths, deſſen Glaube nie mit dem Zweifel rang.

Laß uns nicht muthwillig hadern mit dem mächtigen und böſen Zeitgeiſt, damit unſer Muth gerühmt werde. Die Wahrheit leucht' und wärme wie der Strahl eines milden Frühlings, der die Blüthen und Früchte der Erde nicht überzeitiget. Die Achtung gegen die ſtrenge Pflicht ſey verbunden mit der Liebe zu den Menſchen, die ſchwach ſind, wie wir, und mit dem Wohlgefallen an ihrer Freundſchaft, ſo wie von Dir, o weiſer und gütiger Gott, der hohe Trieb des ewigen Gewiſſens in unſerm Weſen verbunden iſt mit dem Triebe zum frohen Genuſſe des zeitlichen Lebens.

Zu leben auf Erden iſt eine Kunſt. O daß wir die Grenze nie verfehlten, wo unſer Recht ſich ſcheidet von unſrer Pflicht, damit wir nachgäben, wo wir können und dür-

fen, und unſre Beharrlichkeit einen gu: ten Ruf für ſich habe.

Gieb uns Klugheit, damit wir die Pflicht uns nicht erſchweren, gieb uns Klugheit, da: mit unſre Weisheit Eingang finde bei den Welt: kindern, ob dieſe vielleicht auf ihre Stimme merken, und unſre Weisheit zu der ihrigen machen, ehe die Eitelkeit erwacht, und ihnen entdeckt, daß ſie von uns gelernt haben!

Wir ſelbſt aber wollen begierig ſeyn zu ler: nen, ſo lange wir leben, und willig, ohne Selbſtſucht und Eigendünkel zu prüfen frem: de Gedanken, die mit den unſrigen ſtreiten; damit wir der Wahrheit dienen, indem wir ſuchen, was wahr iſt, (auch wenn wir es hier nicht finden!) damit auch die Welt er: kenne, daß wir die Wahrheit lieben, trotz der Meinung, die mit uns erzogen iſt, trotz der Lehre der Klug: und Weiſe:Geprieſenen unſerer Zeit.

O du allwissender und gerechter Gott, der du die Herzen der Menschen kennest, wie nur jeder sich selbst kennt!

Sichre den Gedanken und Worten friedlicher Lehre eine gerechte Freiheit!

Behüte uns vor jedem aufgedrungenen Troste, — der nicht trösten kann.

Nur gegen das Unrecht bewaffne sich das Recht mit der Stärke, aber der Irrthum werde bekampft von der friedlichen Lehre der Wahrheit.

O daß alle Gewalthaber inne würden, daß Gewalt nicht vom Irrthum erlöse! Die Ueberzeugung trotzt jeder fremden Macht, selbst der Macht des eignen Willens. Also hast du, o Gott, den Geist des Menschen geschaffen! —

Nie verlasse uns die lebhafte Erinnerung an unsre eigne Schwäche, wenn wir uns hinsetzen, zu richten über die Fehler der Brüder.

Ein Urtheil zu sprechen über das kranke Herz eines Menschen sey uns ein wichtiges und ernstes Geschäft, wichtiger und ernster, als dem Arzt die Entscheidung über die verborgenste Krankheit des Leibes.

Die Hand des Richters strafe nach dem Gesetz, das Herz des Bruders wende sich nicht von dem Gestraften.

Erhalt in uns Vertraun auf Menschenwerth und Redlichkeit und auf die stillen Fortschritte der Menschheit zum Bessern.

Im Kampf mit unsern Feinden behüt' uns, daß wir den ehrlichen Irrthum oder die falsch verstandne Pflicht nicht verwechseln mit dem bösen Willen: wir mögen streiten, aber nicht hassen, und, wenn wir unser Recht erkämpft haben, nicht verfolgen.

Fern sey von uns, daß wir verzweifeln an der Wiederkehr irgend eines verirrten Gemüths: denn auch die Stunde des Todes kann weiser und besser machen!

O du aller Wesen Anfang und Dasseyn, du Herr und Regierer des Schicksals, du, in dessen Hand unsre letzte Bestimmung liegt!

Tröste uns bei den Gebrechen, bei der Noth, bei der Hinfälligkeit unsrer irdischen Natur! Bei jedem Irrthum unsrer Wahrheitsliebe, den unser Auge zu spät erblickt, bei jeder Schwäche des guten Willens, die wir entdeckten, schon da wir gesunken waren, — bei jeder Unterdrückung des Rechts von den Feinden des Rechts, oder gar von seinen irrenden Freunden, — bei allem unverschuldeten Jammer, bei einem Leben ohne Freud' und Gegenliebe — tröst' uns, o Gott, richt' uns auf, stärk uns, versöhn' uns mit uns selbst und mit unsern Brüdern — durch die Aussicht in die Welt der Vollendung, in deinen Himmel voll Tugend und Seligkeit!

Dort wird alle Uebung der edlern Kräfte, Muth und Geduld, ausdauernde Tapferkeit im Kampf mit uns selbst, ausdauernde Kraft in Ertragung jedes unbezwingbaren Uebels, oder Ergebung in das nothwendige Schicksal der Menschheit, als in deinen Willen, dort wird alle Mühe des irdischen Lebens ihre lohnende Bestimmung finden, und der thätige Schüler auf Erden — das Amt empfangen, für das er gebildet und geprüft ist. —

Herr unser Gott, wir haben uns unterwunden mit Dir zu reden, obwohl wir Staub und Asche sind! —

— — Ach, aber beim Anblick einer entkräfteten Vernunft, einer Menschenseele ohne Thätigkeit, einer Menschenseele, die keine Mühe des Lebens kennt? — — —

Sehet den Winterschnee, der die Saat vor dem Frost bedeckt, damit ihre Kräfte in einem Scheintode aufgespart werden für die Zeit

des Frühlings; wann die Lüfte des Gedeihens wehen! — Auch der verspäteten Seele, der entkräfteten Vernunft wirst du, Herr unser Gott, die Zeit ihres Blühens und Fruchttragens kommen lassen in jener Welt. —

Heilig sey uns das Geheimniß unsers Daseyns; heilig die Ahnung von unsrer letzten Bestimmung; unverletzlich der Glaube an Deine ewige Güte, an Deine Weisheit und Allmacht! Amen!

2.

(Meine Brüder, vereiniget eure Herzen zum Gebet. Wir beten nicht, um die Gottheit zu bewegen, sondern zur lebhaften Erinnerung an unsre Pflichten, unsre Trostgründe und Hoffnungen.)

Allgütiger Gott, Schöpfer der Freude, ewiger Urquell der Liebe!

Allen Menschenseelen die Erkenntniß deiner Güt' und Liebe! —

Allen Menſchenherzen das tröſtende Gefühl ihrer Kindſchaft bei Dir! —

Kindliche Achtſamkeit auf Deine Stimme in uns, auf die Stimme des Gewiſſens!

Kindlichen Gehorſam gegen dein Geſetz!

Muthige und frohe Beharrlichkeit, die anbefohlne Pflicht zu erfüllen, die keinen Lohn verheißt, als den Beifall des Vaters!

Ein unumſtößliches Vertrauen auf deine Vorſorge in dieſem Leben!

Eine unumſtößliche Hoffnung auf deine Gnade nach dieſem Leben!

Darum aber ein zufriedenes und heiteres Gemüth und ſeine Tugend, die Menſchenliebe ſonder Eigennutz! Denn daran erkennen wir deine Güt' und Liebe, daß tauſend Freuden an unſer Daſeyn geknüpft ſind, und daß wir ſie neu ſchaffen und doppelt und rein genießen können, tief im Innern der betrachtenden Seele!

Und daran erkennen wir Dich als unſern Vater, daß wir Geſchwiſterliebe fühlen zu

deinen Kindern, daß wir ein Herz haben, offen für die Noth der ganzen Welt, und Hände, die zu helfen willig sind, soweit sie reichen.

Du weiser und allmächtiger Gott! Du, der unsre Natur nach ihrem Vermögen, nach ihrer Stärke kennt und ihrer Schwäche, — der weiß, was dem Menschengeschlecht noth ist, und die Hindernisse zählt, die unsre Schritte beengen auf dem Wege zur Veredlung und zum Heil! Du, der Du dem Schicksal gebeutst, daß es die Herzen der Welt regiere, damit alles geschäftig sey, auszuführen den Plan deiner ewigen Güte!

O laß der Menschheit in jedem einzelnen Bruder nachgeholfen werden durch die vereinigten Kräfte der Brüder! Durch Anordnungen der Weisheit, durch Aufmunterung, durch Lehr und Muster, durch Freundschaftsbündnisse, durch häusliches Glück,

durch Rath, Troſt, Mitleid und Wohlthätigkeit! —

Pflegung und Wartung jedes guten und edeln Gefühls und Ausbildung deines Ebenbildes, der Vernunft, jedem Menſchen, in den niedern, wie in den höhern Volksſtänden.

Es ſey nicht die Gleichheit in Geburt und Tod, nicht die Uebereinſtimmung in Geſtalt und Bedürfniß der thieriſchen Natur, — es ſey die menſchliche Würde, dein Ebenbild ſey es, was wir Bruder nennen, in unſerm Knecht, wie in unſerm Herrn!

Kein nützliches Gewerbe belege ſeine Treuen mit Unehre! Kein Stand ſey verachtet, Armuth ſchände nicht!

Nie drücke Mangel den fleißigen Arbeiter, damit er unverdroſſen arbeite für ſich und die Seinen, damit er häuslich leb' und Muth habe zu ſparen.

Bewahr, o Gott, unſer Vaterland vor der Schande, daß ehrlicher Fleiß betteln gehe um Arbeit, oder daß er für den Schweiß

seiner Mühe den halben Lohn sich erflehe, wie ein Geschenk der Barmherzigkeit.

Seine Rechte kenne der Dienende, wie der Herschende, damit sie Beide ihre Pflichten liebgewinnen.

Laß uns Herren seyn und Diener, nur da, wo wir herrschen und dienen! —

Steure dem Hochmuth! erlöß uns vom Sclavensinn! — Laß uns zittern, wenn wir Uebels gethan haben, nicht wenn wir reden, was recht ist.

Behüte den Reichen vor Thorheit, behüt' ihn vor Hoffart, vor Verschwendung und Geiz.

Laß ihn nicht verwechseln das Glück seines Gewerbes mit eignem Verdienst.

Er vergesse nie, daß der verarmte Reiche dem Laster näher anwohnt, als der geborne Bettler.

Er

Er wisse und fühle, daß der Fleiß des Armen und die Noth des Erwerblosen vor dir, Vater der Menschen, ein Recht hat auf die Güter des Ueberflusses.

Bekehr, o Gott, den unthätigen Erben fremder Güter zu nützlicher Thätigkeit, durch den Gedanken, daß er sonst vom Allmosen der Verfahren lebe.

Jedem Freunde — einen Freund.

Weise Liebe schließe den Bund glücklichgepriesener Ehen, damit die Vereinigung der Hände die schon vereinigten Herzen offenbare.

Achtung erhalte die Liebe neu bis in die Tage des spätesten Alters.

Friede jedem Hausstande, damit die Welt von Jugend auf ihr Herz an Frieden gewöhne, damit es Friede sey auf Erden.

Der thränenvollen Sorge der Eltern ein dankbares liebevolles Herz der Kinder!

Blühende Gesundheit der aufsprossenden Nachwelt. — Behüte, o heiliger Gott, Seel' und Leib der Unschuld vor der Pest des unkeuschen Witzes.

Gieb uns Jünglinge, die sich einander durch edlen Wetteifer entflammen! —

Jungfrauen, die ihre Schönheit in Milde der Sitten, in geschäftiger Haushältigkeit und in ungeschminkter Unschuld finden! —

Hausväter, die klugen Rath, Thätigkeit und heitern Geist nicht ganz aufopfern dem Geschäfte des Broderwerbs, damit sie nicht allein die Stunden der Entkräftung, der Gedankenlosigkeit oder der übeln Laune, dem Umgang mit den Ihrigen schenken! —

Segne die Welt

in Müttern, deren freundliche Erziehung zwar von Knaben geliebt, aber einst auch vom erfahrnen und gebildeten Mann mit Thränen des kindlichen Danks geehrt wird!

Segne die Welt

in Jugendlehrern, die Muth und frohen Sinn haben, ihrer Schüler Freunde zu seyn! —

in Predigern, die für Wahrheit und Tugend auch durch Thaten beredt sind! —

in Richtern, deren Anverwandter das Gesetz ist! —

in Königen, denen es Ruhm ist, treue Diener des Volks zu heißen, dessen Rechte zu schützen ihr Amt ist. — Den glücklichen Zufall ihrer Geburt veredle ihr Leben zu einem Werk der gütigen Vorsehung! —

Ihr Volk sey unterthan einem weisen Gesetz; es gehorche ihm ohne Widerrede, und mistraue nicht selten seiner eignen Weisheit! —

Allen Bekümmerten ein Wort des Trostes von redlichen Freunden!

Allen Kranken Geduld, einen ungestörten Schlaf, Pflege und Wartung zu rechter Zeit!

Ihren Helfern ein Herz, das die Bekanntschaft mit dem menschlichen Elend nicht unempfindlich gemacht hat!

Den Wittwen und Waisen einen Rathgeber und Vormund in dem Freunde ihres Entschlafenen! —

Rettung des guten Namens! — Schutz gegen Verläumdung! sie schleiche im Finstern, oder führe das unterhaltende Wort bei den Gastmählern des Herkommens.

Dem Hungrigen aus eilenden Händen Brod! — Dem Schmachtenden einen Labetrank! — dem Frierenden Kleid und sichre Hütte! — Wohlthaten, die nicht mit Thränen erkauft werden, — Wohlthaten, die sich der Geber nicht mit Eigenruhm verzinst, — Wohlthaten aus schuldiger Dankbarkeit gegen dich! — O du allbarmherziger Gott und Vater deiner Menschen!

Bei allem unschuldig erduldeten Leiden, bei allem unterdrückten Guten, bei jeder Schwäche der menschlichen Natur — — den hohen

Troſt einer beſſern Welt! — den ſtärkenden und ſeligmachenden Glauben, daß wir die Jahre der Prüfung nicht vergebens gelebt haben, daß unſre beſſern Werke uns begleiten werden in der gebildeten Seele, welche ſie that, in der Seele voll Liebe zu dir und den Menſchen, in der Seele voll Beharrlichkeit im Guten!

Und wenn wir endlich die letzte Prüfung beſtehen ſollen, ſo wähle Du ein Stündlein für uns, wo Angſt und Schmerz uns verlaſſen, ein Stündlein des Vorgefühls der Freiheit, und laß uns ſcheiden von den Unſrigen wie ein Mann, der wohl weiß, wohin er ſeinen Weg nimmt, wie von ſeinem Geſchwiſter ein Bruder, der zum Vater gehet, wie ein Freund von Freunden, die neben ihm wohnen ſollen im Lande der Heimath, wenn ſie vollendet haben ihr Geſchäft im Lande der Fremde! — Amen! —

Duldung angebohrner Ketten,
Die allein der Tod zerbricht!
Hoffnung auf den Sterbebetten,
Ueberm Grabe Sonnenlicht!

Christen, alle Todten leben! —
Die uns hier des Schicksals Hand
Aus der Liebe Armen wand,
Wird die Gruft uns wieder geben!
Dort sey jede Seele rein,
Um des Himmels werth zu seyn!

Eine heitre Abschiedsstunde,
Sanften Schlaf im Leichentuch,
Brüder, eines Vaters Spruch
Aus des Todtenrichters Munde!

IV.

Ueber

Bilder und bildliche Vorſtellungen des Todes

und über

einige damit verwandte Gegenſtände.

In Form einer Rede.

Es ſey mir erlaubt, m. H., bei einem Feſt, das dem Andenken an einen Geſtorbenen beſtimmt iſt, Sie mit einigen Gedanken zu unterhalten: über Abbildungen und bildliche Vorſtellungen des Todes, und über einige damit verwandte Gegenſtände.

Wieviel vermögen die Bilder der Phantaſie auf das Herz! Sie ſind gleichſam der Text von den Tönen unſerer Gefühle, aber durch die Natur ſelbſt zu einem harmoniſchen Ganzen verbunden. So wie der Leib auf die Seele, und wieder die Seele auf den Leib wechſelſeitig einwirken; wie es oft hell wird in unſerm trüben Gemüth, wenn dem gleich trüben Auge

der entwölkte Himmel entgegen lacht; wie die klagenden Töne eines weinenden Adagio den sanften Ernst zur Freude eines muntern Zirkels gesellen; und wie ein lichter oder finsterer Gedanke auf unserm Gesicht, wenn ich so sagen darf, hellen Tag oder trübe Nacht werden läßt: so harmonisch wirken in der Seele selbst, so zerstören sich, oder bringen sich wechselseitig hervor die Kinder der Phantasie und die Gefühle des Herzens.

Wir erinnern uns an unsere Kindheit. Ort und Zeit, wo wir die erste Bekanntschaft mit einem Gegenstande machten, so manche durch den Zufall oder durch die Absicht anderer damit verbundenen und in uns erweckten Nebenideen, oft ein bloßer Nahme, ein Wort — gaben diesem Gegenstande in unserm Gemüth eine Gestalt, eine Farbe, die vielleicht in spätern Jahren vor dem Strahl der prüfenden Vernunft in den Schatten, in den Hintergrund der Seele sich verlohren, aber auch von dort

aus still und sicher wirken, und in den Stunden der Empfindung, gleichsam in den Mondabenden des Gemüths, hervorglänzen, und den Charakter der ganzen Gedankengegend, so wie unser Herz zu Freude und Kummer, zu Liebe und Abneigung, zu Furcht und Trost bestimmen.

Sollen diese Empfindungen zu gewissen Zwecken sich *ändern*; so ist dazu wahrlich der bloße Wille der Vernunft nicht mächtig genug. Die Vernunft kann uns z. B. *Kraft* und *Muth* geben, auch das *Grausenhafte* zu *umarmen*, aber *mit* Grausen.

Es sind nur zwei Arten jener Veränderung denkbar. — Man muß *unmittelbar* auf das *Gefühl* wirken. Hierher gehören die Wirkungen der Musik, besonders der textlosen. Es läßt sich für den Augenblick *ein* Gefühl durchs *andre* aufheben. Der Sturm der von außen gewirkten Empfindung treibt gleich-

kam eine Staubwolke über das Bild, das vorher in der Seele herrschte. Die Phantasie erblickt verworrne, einander durchkreuzende Gestalten, von denen sie keine zu fassen, noch fest zu halten vermag; eine fliegt über die andre hin! — Mit jenem Toben im Herzen harmonirt dann der wilde, gleichsam im Fluge untergelegte Text. — So geht ein Heer von schwachen, im Leben furchtsamen Menschen unter Pauken-, Trommeln- und Trompetenschall und unter dem majestätischen Donner der Kanonen mit wilder Lust in den blutigen Tod! —

Von andrer Art, langsamer, aber auch dauernder, ist die Umwandlung einer sonst herrschenden Empfindung vermittelst der Phantasie. Seine Gestalt, seine Farbe muß der schreckende Gegenstand ändern, er muß sich in eine freundliche Hülle verschleiern, damit das Herz bei seiner Umarmung weniger erzittere; damit uns zu Thränen rühre, was

bisher uns ängstigte; damit uns tröstlich wer-
de, was bisher unser Kummer war; damit
uns sogar Muth gebe, was sonst uns erheben
machte.

Zum Glück für den Menschen läßt sich in
der That jeder Gegenstand unserer Empfindung
nicht bloß vom Verstande aus verschiedenen Ge-
sichtspunkten betrachten, sondern auch von der
Einbildungskraft in ein verschiedenes Licht stel-
len; und es kömmt alles darauf an, daß wir
das bessere Bild in den Stunden der Rührung
auffassen, es dem Gemüthe einprägen, wenn
dieses durch irgend eine sanfte Empfindung of-
fen und weich ist, und daß wir uns oft zur stil-
len Beschauung jenes Bildes gleichsam in uns
selbst verschließen.

Ist das Bild freundlich, so finden wir
schon eine natürliche Neigung, es mit Innig-
keit zu betrachten, in uns vor. Die Phanta-
sie drückt die Form aufs Herz, und das Herz

wenn ich ſo ſagen darf, drückt gegen, und macht das Gepräge tief und dauernd: da es bei Vorſtellungen des Schreckens und der Furcht mächtig widerſtrebt, und dem Stempel zu entgleiten ſucht, oft freilich, ohne es zu vermögen. — Ich rede hier vor Männern, die Bekanntſchaft mit ihrem Innern haben, und die mich verſtehen.

Man ſagt: der Menſch habe ſein Glück, ſeine Ruhe, ſeine Zufriedenheit in Händen; Phantaſie und Herz ſeyen die Quellen ſeiner Freuden und Leiden; und wenn er beide zu lenken verſteht, ſo könne er aus der Welt umher ſich ein Elyſium ſchaffen. —

Ich will bei den Vorausſetzungen oder Bedingungen nicht verweilen, unter denen dieſer Ausſpruch eine groſſe, heilbringende Wahrheit enthält, die wir doch gemeinhin nur dann im Munde führen, wenn wir über die Unzufriedenheit eines Fremden urtheilen, wenn

wir einen Andern, als uns selbst, belehren, ermahnen oder trösten.

Es ist gewiß, daß es tausend Lagen des Lebens giebt, wo es aller Kunst und Weisheit unmöglich wird, durch irgend ein freundliches Bild, irgend eine tröstende Nebenidee, den mächtigen Eindruck der traurigen Wirklichkeit aufzuheben, oder auch nur zu mäßigen. Und eben so gewiß giebt es Fälle, wo selbst die Weisheit eine solche Gegenwirkung verbietet; wo wir die Dinge sehen und betrachten sollen, wie sie sich uns darstellen, wo wir mit Bedacht und Fleiß jeden schönen Zusatz der Einbildungskraft von der ungeschminkten Erfahrung absondern, und diese aus dem Schimmerlichte freundlicher Täuschung mit aller Mühe hervorziehn müssen, auch wenn sie dann in ihrer wahren Gestalt uns erschreckt und ängstigt.

Aber da, wo der Mensch in der Hinfälligkeit seines irdischen Wesens der unbezwingbaren

Obergewalt der Natur, und dem unbiegsamen Eigenwillen des Geschicks sich unterworfen fühlt, da erlaubt, da räth die Vernunft, die Schrecken der Wirklichkeit mit Bildern des Trostes und der Hoffnung zu bekleiden, zu verhüllen; die Fessel der strengen Nothwendigkeit mit Blumen zu umwinden, und so das sonst widerstrebende Herz zu leiten nach seiner Weise.

Die Vernunft darf dies erlauben, sie darf dies rathen, denn sie selbst ist überzeugt, daß jene Abhängigkeit des irdischen Menschen von der Gewalt der Natur und des Schicksals nur Bedingung seines gegenwärtigen Daseyns, nur Felsen und Steine im Wege sind, woran seine Kraft sich üben, die er mit Geduld umgehen, oder an denen er anstoßen soll, ohne zu fallen. Sie sind nicht sein Ziel, sie sind die Krümmungen der Bahn; nicht die Bestimmung seines Lebens, sondern die Disciplin der Schule für den Himmel, in welchem unser Amt uns erwartet! Selbst der Tod,

die

dieſer letzte und entſcheidende Beweis von der despotiſchen Obergewalt der Natur über das, was an unſerm Weſen der Erde angehört, — iſt im Auge der glaubenden Vernunft eine bloße Täuſchung. Sie ſieht in ihm eine Verwandlung des Zufälligen, um das Weſentliche auf die Stufen eines höhern Daſeyns zu führen.

Hier eröffnet ſie der geſchäftigen Phantaſie ein weites Feld, um, nach dem Bedürfniß des Herzens, die freundlichſten Gegenden zu erſchaffen, die beſſere Welt, die der träge Sinn nicht erreicht, in idealiſcher Schönheit ſich vorzubilden; die edelſten Wünſche, die tröſtendſten Hoffnungen hier zu befriedigen, und von daher ein ſanftes Licht auf die dunkeln Wege des Lebens zurückſtrahlen zu laſſen. Mit Einem Wort: hier iſt der Religion für Phantaſie und Herz von der Religion der bloßen Vernunft ein großer Schöpfungs- und Wirkungskreis angewieſen. Hier dürfen wir keinen Irrthum fürchten; das trö

ſtendſte Bild wird das wahrſte ſeyn: und finden wir einſt, wie es denn geſchehen wird, daß alle Bilder des ſinnlichen Glaubens das, was ſie darſtellen ſollten, nicht erreicht haben; ſo finden wir es zwar anders, als wir träumten, aber auch beſſer! Denn freilich: kein Auge hat geſehn, kein Ohr gehört, in keines Menſchen Ahndung iſt es gekommen, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben! —

Es erfordert viel Muth und eine ſeltene Kraft der glaubenden Vernunft, den Tod in ſeiner ſchrecklichſten Geſtalt zu verachten; aber warum dieſe Verachtung, dieſe Bitterkeit des Gemüths gegen eine Erſcheinung, die, in einer freundlichen Hülle, der Gegenſtand ſanfter und durch ihren möglichen Inhalt heilſamer Rührungen werden kann.

Es iſt bekannt, m. H., wie die Alten den Tod gebildet haben. In der ſchönen Geſtalt des Genius der Liebe, eine um-

gekehrte, erlöschende Fackel in der Hand, lehnt er sich an die Urne der Grab- und Gedächtnißmahler.

Bei unsern hellern fröhlichern Aussichten über das Grab hin ist doch unser gewöhnliches Symbol des Todes, die grausenhafte, ja die widerliche Gestalt eines drohenden Gerippes, eines entfleischten Menschen. Der trauliche Name: Freund, den ihm ein bekannter Dichter giebt, wie wenig paßt er auf diese Gestalt ohne Herz, ohne Gefühl! Das Stundenglas und die Sense in der knöchernen Hand erschrekken und ängstigen. So schaut er von den Denkmählern unsrer Entschlafenen, selbst von den Mauren und Pfeilern unsrer Tempel hinab, wo wir Freudigkeit im Sterben predigen, und uns zum Glauben begeistern an den ewigen Tag einer neuen Welt, der auf die kurze Nacht des Grabes folgt.

Der Tod, als Erscheinung in der Wirklichkeit, so wie wir ihn wahrnehmen, wenn

wir selbst noch leben, ist freilich in jenem Schrekkensbilde genauer getroffen. Dies Symbol ist ein getreues Abbild seiner zerstörenden Wirkung; aber eben diese Wirkung empört!

In der schönen Gestalt, die ihm die milde Phantasie der Griechen gab, ist nicht der Anblick des Todes oder gar der Verwesung, sondern das Sterben gefaßt; hier ist das sanfte Verlöschen des Lebens abgebildet, so wie es vom innern Sinn des ruhig Sterbenden mag empfunden werden, wenn der empörte Körper endlich der Ohnmacht naht, und keine Gewissensangst die stille, in sich zurückgekehrte Seele quält.

Dem längern Anschaun dieser Gestalt widerstrebt unser Herz nicht; und welche sanfte, den Frieden des Lebens begünstigende Gefühle und Wünsche können sich zu dieser Beschauung gesellen, schon genug, wenn sie einen an sich

noch unbestimmten, milden Ernst wirkt, der für Trost, Hoffnung und gute Entschlüsse empfänglich ist, und dem unsre Vernunft einen grosen Inhalt geben kann. —

Wie ganz anders aber sind unsre Gefühle beim Anblick des Bildes der Verwesung! Welcher Inhalt, der für das Leben heilsam wäre, verträgt sich mit dem Entsetzen und der Angst, wenn diese, wie es hier der Fall ist, von einer Erscheinung gewirkt werden, gegen die nichts waffnen, nichts erretten kann? — Diese drohende Gestalt — droht vergebens; sie wird doch, sie muß uns ereilen. Ihr Drohen kann uns nicht warnen; aber es ängstigt im voraus, es will uns das Schicksal unsrer gefühllosen Glieder im Grabe wo möglich schon im lebenden Leibe empfinden lassen.

Zu dieser Abbildung des Todes stimmen auch einige unsrer Begräbnißplätze, die dunkeln Gewölbe, die Kerker, wo wir die Abge-

ſchiedenen dem Zugang der Lebenden verriegeln, die ſchauerlichen, dumpfen Mauern der Tempel, die zugleich Todtengrüfte ſind. Hier liegt Mitternacht auf den Särgen, oder es ſchleicht ein matter Tag über die Graber hin. Hier weht kein Lüftchen des Frühlings; der Odem der Verweſung haucht aus den geborſtenen Leichenſteinen, die durch eigne Kraft ſich nicht erneuen, die uns erinnern an die alles zerſtörende Zeit, nicht an die wiedergebährende Natur. Hier wächſt, hier gedeiht nichts Erfreuliches, kein Blümchen, kein Halm; lebloſe Maſſen liegen auf den Lebloſen, und die Geſtalt des Menſchen geht über in das Formloſe und Todte, womit ſie umgeben iſt.

Aehnliche Vorſtellungen, ähnliche Empfindungen werden auch durch unſere Leichen- und Trauerfeſte erweckt. Beinahe alle ihre Ceremonien ſind Zeichen eines erlittenen Unglücks, eines großen Jammers, oder gar der in ſich gekehrten Verzweiflung. — Und obwohl die

Welt, die nachbleibenden Freunde und Genoſſen durch den Tod eines bidern Mannes, eines guten Weibes immer viel, es ſey merklich oder unmerklich, verlohren haben: ſo ſagen wir doch nicht allein: wir betrauern unſern Verluſt, wir betrauren die Welt; ſondern auch: wir klagen den Geſtorbnen, den Todten, ihn und uns, das traurige Schickſal der hinfälligen menſchlichen Natur, unſer eignes Schickſal, an das wir mit erſchütternder Lebhaftigkeit erinnert werden. —

In Wahrheit, der Gedanke an die Schrekken des Todes und der Verweſung, und alles, was dieſe Schrecken ſogar durch Hülfe der Kunſt vermehrt, hat noch nie einen heilſamen Einfluß auf unſere Geſinnungen, auf unſer Leben gehabt. Entweder erliegen wir dieſen Vorſtellungen und Gefühlen; ſie machen uns düſter und ſchwermüthig, ſie machen uns das Leben ſchrecklich, und zulezt werden wir trag und gefühllos; oder, welches der gewöhnliche Fall iſt,

die geängſtigte Seele widerſtrebt mit Macht; ſie ſtößt dieſes und jedes andere Bild und jeden andern Gedanken des Todes mit einer Art von Schnellkraft zurück. Sie ſucht ſich gegen ihn zu verhärten, ſie betäubt ſich, ſie ſtürzt ſich jeder zerſtreuenden Luſt in die Arme; und wenn wir es auch nicht deutlich denken, ſo handeln wir doch ſo, als ob es unſer Wahlſpruch wäre:

Genießt, genießt die Gegenwart!
Im Freudentaumel ſind' uns der Tod!
Genuß betäubt Erinnerung und Furcht!

Es iſt eine alte, aber wahre Bemerkung, daß das Gräßliche ans Lächerliche gränzt: nicht in den Gegenſtänden ſelbſt, nicht in dem, was dieſe allein auf uns wirken; aber in der Beſchaffenheit unſerer Seele, in der Unmöglichkeit, den Eindruck des Gräßlichen auszuhalten. Das Herz macht einen Sprung in ſeinen Gefühlen, es rettet ſich von einer Gränze auf

die entgegengeſetzte. Wo nun zwar der Gegenſtand ſo wahr iſt, wie bei dem Anblick der gräßlichſten Geſtalt des Todes, da gelingt dieſe Flucht nicht ganz. Aber eben darum wendet die Seele den Blick hinweg, oder zwingt und übt ſich, ohne Gedanken und ohne harmonirende Empfindung, bloß mit dem leiblichen Auge dieſe Bilder anzublicken, damit in ihr ſelbſt keine Spur zurückbleibe, wenn das äuſſere Bild verſchwunden iſt. Wir gehen hinter dem Sarge, und wir ſuchen uns durch Geſpräche über Dinge zu zerſtreuen, die mit dieſem ſo feierlichen Gange keine Gemeinſchaft haben; wir kommen von einem Leichenbegängniß, wir haben ein Trauerfeſt geendet, und wir zwingen uns, zu thun, als ob wir von irgend einem alltäglichen Geſchäfte zurückkehren, als ob wir irgend ein Geſpräch über gleichgültige Dinge angehört hätten.

Wie wenig fromme Entſchlüſſe, wie wenig ſolcher Gedanken, wie dieſe: »Laßt uns den

»Lebenden Gutes erweiſen; wenn »ſie todt ſind, wünſchen wir verge»bens, ihnen wohl zu thun! — Achte »und liebe die Verdienſte der Leben»den bei ihren Schwächen; am Gra»be haſt du dieſe vergeſſen, und daß »du jene verkannteſt, wird dich drük»ken! — Mache dir deine lebenden »Freunde täglich neu und werth, da»mit du nicht erſt nach ihrem Tode »zu ſpät entdeckeſt, wie viel du an »ihnen hatteſt! — Sey willfährig »deinem Widerſacher, weil du noch »mit ihm auf Einem Wege biſt, denn »der Tod kann dir die Rechte nicht »mehr zur Verſöhnung darreichen!« — wie wenig ſolcher Entſchlüſſe beſchäftigen uns, und verwandeln unſre Betäubung oder unſere Kälte in eine heilſame Rührung, wenn wir am Grabe ſtehn, und die Leiche unſers Freundes oder Feindes hinabgeſenkt wird.

So lange uns bei dem Gedanken an den Tod immer nur Schreckensbilder umschweben, treiben wir ihn von uns, und wollen auch das Gute nicht, was er uns geben kann; wir wollen kein Geschenk aus der Hand eines Skelets.

Aber wahrscheinlich erwachen hernach alle Schaudergestalten des Grabes mit neuerer und desto größerer Lebhaftigkeit, wenn sich die Stunde des eigenen Sterbens nahet. Der Lebende hat die Erfahrung des Sterbenden noch nicht gemacht; wir können nur ahnen, wie entsetzlich dann jene Gestalten seyn mögen, — und wir unterdrücken diese Ahnung! —

Ich bin überzeugt, m. H., daß ich hier vor und zu Männern spreche, die von der Welt jenseit des Grabes nicht verlangen, sie soll sich diesseit des Grabes mit leiblichen Augen anschauen lassen, um uns ihr Daseyn zu beweisen. Nicht auf eine und eben dieselbe Art

kann der Menſch von dem Wahren für die Sinne, und von dem, was allein für den Geiſt wahr iſt, überzeugt werden. So wie es thöricht wäre, zu verlangen, daß ſich der Wohlgeruch einer Blume nicht bloß vom Sinn des Geruchs, ſondern auch vom Auge möchte wahrnehmen laſſen, oder daß umgekehrt die Farbe der Roſe auch durch den Duft erkannt werde; eben ſo thöricht iſts, bloß darum die Gründe des Glaubens an die Fortdauer nach dem Tode für trüglich zu halten, weil keine Erſcheinung aus der unerſcheinbaren Welt unſer Daſeyn nach dem Tode in eine Erfahrung vor dem Tode verwandelt.

Ich darf vorausſetzen, m. H., daß wir alle ein höheres Gut kennen, als die ſchönſten und herrlichſten Güter der Erde, die ſich am Ende bloß auf Genuß für unſer ſinnliches Individuum beziehen, obwohl auch dieſe des Wunſches und der Arbeit eines Erdenpilgers werth ſind. Jenes höhere Gut iſt uns

das Pfand der Unsterblichkeit! — Erlauben Sie mir eine nähere Auseinandersetzung dieses Gedankens.

Es giebt eine Unruhe in unserm Geist, die durch die Befriedigung unsrer sinnlichen Wünsche nicht aufhört. So sehr uns die Freuden dieser Welt anlocken, so mögen wir sie doch nicht um jeden Preis erkaufen! Wir stehen an, auf jedem Wege, den die Weltklugheit empfiehlt, begütert, vornehm und mächtig zu werden; wir wollen glücklich, aber wir wollen auch gut seyn. Eine erhabene Unzufriedenheit mit uns selbst bestraft uns, wenn wir auf Kosten der Wahrheit, der Treue, der reinen Menschenliebe, kurz, wenn wir durch Uebertretung der Pflicht auch den sichersten zeitlichen Vortheil gewonnen haben. — Wir finden ein anders, ein höheres Gesetz in uns, als die Maximen des Egoismus, wobei wir bloß Zwecke der irdischen Welt im Auge haben! Wir erkennen eine allgemeine Bestimmung, eine all-

gemeine Aufgabe in uns, würdig zu leben einer andern, einer höhern, einer beſſern Welt, die uns hier nur in einem idealiſchen Bilde vorſchwebt.

Freilich die Sinnlichkeit, Fleiſch und Blut fühlen es drückend, dieſem Geſetz zu gehorchen, und für ein Ideal der Vernunft, das in ſeiner Reinheit ſie nicht intereſſiren kann, einen gegenwärtigen Genuß aufzuopfern.

Aber ſo drückend ſie es immer fühlen mögen; jenes Geſetz, jenes idealiſche Bild beweiſt ſein Daſeyn, ſeine Kraft! —

Es beweiſt ſie in verſchiedenen Karakteren, und bei verſchiedener Gelegenheit auf eine verſchiedene Art.

Oft bloß durch eine träge Klage über das Böſe in der Menſchenwelt. (Leider, ſagt man, leider, die Welt verkennt den Redlichen, und läßt den ehrlichen Mann zu Grunde gehen!) — Oft durch einen

eben ſo trägen doch unbeſiegbaren Wunſch nach dem Beſſern. (Ach, ruft man, daß es möglich wäre, ſich nie einen Schritt zu erlauben aus dem ſchmalen Wege der ſtrengen Gerechtigkeit; daß es möglich wäre, keinen Becher irdiſcher Freude zu leeren, über den unſer Gewiſſen nicht den Segen geſprochen hat! —) Oft durch allgemeine Forderungen an die Menſchen überhaupt. (Wahrheit, Treue, Rechtſchaffenheit ſoll geachtet ſeyn von den Mächtigen und Klugen, wie von den Schwachen und Einfältigen, von einer ganzen Nation, wie von dem einzelnen Mann, von dem Bewohner entfernter Weltgegenden, wie von unſerm Nachbar und Mitbürger. Alle Politik ſoll ehrlich ſeyn!) — Oft durch Zutrauen zur wirklichen Herrſchaft jenes Geſetzes in den Seelen Andrer. (Wir ſuchen einen treuen Diener, wir ſuchen einen treuen Freund, auch wenn wir thöricht behaupten, daß beide ein Traum ſind!)

— Oft durch unbezwingbare innere Verachtung, womit wir auf den vollendeten Sklaven der Sinnlichkeit hinabſchauen, auf den Böſewicht, den glücklichen wie den unglücklichen, den wir fürchten und den wir nicht fürchten. — Oft durch intereſſeloſes Wohlgefallen an dem ſeltenen Großen und Guten in fremden Handlungen, durch Achtung einer fremden Selbſtverleugnung, eines wahrgenommenen Sieges der Tugend über den mächtigen Reiz des ſinnlichen Lebens. (Heilig iſt uns das erduldete Uebel, und der Krieg und der Tod der Mitwelt für Recht und Frieden der Nachwelt, auch wenn wir ſelbſt in dieſem Kampf uns keine Rolle wünſchen!) — Oft endlich beweiſet die höhere Beſtimmung des Menſchen ihr Daſeyn durch unſre eigne Reue, durch Selbſtvorwürfe über die verletzte Pflicht!

Es

Es kömmt ein ſtiller Augenblick, es kömmt eine Stunde, wo der Menſch mit Unpartheilichkeit über ſich ſelbſt zu Gerichte ſitzt. Die Stimmen der Neigungen und der Begierden übertönen nicht mehr die Stimme der Vernunft; jede Entſchuldigung wird gehört, aber ſie beſteht nicht vor der Prüfung des Richters! Das Urtheil lautet: Du ſollteſt die Welt überwinden, und ſiehe, die Welt hat dich überwunden! Du ſollteſt auf Erden für den Himmel leben, aber du hatteſt die Erde zu lieb! —

In jenem Klager jenen Wünſchen; in der Forderung, daß in allen Menſchenſeelen das Gute herrſchen ſolle; in dem Zutrauen, daß es herrſchen könne; in der Verachtung deſſen, der von dieſer Forderung ſich losſpricht, und dieſes Zutrauen täuſcht; im Beifall, den die Vernunft jedem wahrgenommenen oder geglaub-

ten Triumph des Guten darbringt; in dieſer Reue, in dieſen Selbſtvorwürfen, daß nicht auch wir jenes Beifalls würdig ſind: — ſchon darin geben wir über die Beſtimmung hinaus, welche die Sinnenwelt dem Menſchen geben kann, durch Leid und Freude, durch Vortheil und Schaden; ſchon hierdurch bekennen wir (auch wenn wir ſelbſt uns nicht darüber erklären könnten) daß Redlichkeit, Wahrhaftigkeit, Treue, mit Einem Worte, Rechtſchaffenheit, den Vorrang haben vor allen irdiſchen Zwecken, daß es ein höheres Ziel für den Menſchen giebt, als die Güter des zeitlichen Lebens, — eine Vereinigung aller Menſchen durch Tugend, ein Reich des Guten, ein allgemeines Reich Gottes.

Selbſt der raiſonnirende Sinnenmenſch widerlegt auf dieſe Art die Alleingeſetzgebung und Alleinherrſchaft der Sinne. Fleiſch und Blut haben ihm das nicht offenbaret; Fleiſch

und Blut begehren, was ihnen wohlthut, und haſſen alles, was die Güter ihres Genuſſes vermindert, oder die Art des Genieſſens beſchränkt. Wider ſeine Abſicht hebt ſich alſo der Selbſtling durch ſeine Wünſche, Klagen und Forderungen über ſein Vorurtheil gegen die Menſchheit, über ſeine eigene Schande. Er iſt mehr, als er glaubt. Er kann mit dieſer Welt ſeine Rechnung nicht abſchließen, auch wenn er es will. Es iſt und bleibt etwas in ihm, dem die Erde mit allen ihren Schätzen nicht genug thut! Ihn quält das Bild einer beſſern Welt, das ihn erfreuen und deſſen Wahrheit er annehmen müßte, wenn er von der Aufgabe, ihm als ſeinem höchſten Ziele nachzuſtreben, bei ſich ſelbſt überzeugt wäre, wenn er Muth faßte, für daſſelbe zu leben, zu kämpfen, zu dulden!

So belehrt er den Andern, ohne ſelbſt weiſer zu werden. Er iſt für uns eine Mitbegründung des Glaubens an den

Himmel, nur er weiß es nicht, oder mag es nicht wiſſen.

Heil aber dem Mann, der für die höhere Natur ſeines Weſens das Auge nicht verſchließt, der das Daſeyn der moraliſchen Aufgabe in ſich, nicht nur unwillkührlich kennt, wie der raiſonnirende Egoiſt, (denn das muß er) ſondern, der von ihrem Daſeyn überzeugt iſt, der es weiß, daß gut werden, gut ſeyn, die Befriedigung aller irdiſchen Wünſche unter ſich hat, der es weiß, daß dieſe Beſtimmung die einzige unſerer Natur iſt, die ſich in ihren Würkungen ſelbſt nicht zerſtören kann, ſondern ihr Ziel in der Unendlichkeit ſucht. Man genießt endlich genug, man genießt zum Uebermaaß, zum Ekel; aber nie iſt man genug oder zum Uebermaaß gut geweſen. Die Genußfähigkeit wird zerſtört durch Genuß, der Leib mit allen ſeinen Kräften lebt ſich, im eigentlichſten Sinn, zu Tode: aber die Forderung

gut zu ſeyn, bleibt nach tauſend Proben, die wir uns ſelber über unſern guten Willen gegeben haben, immer dieſelbe, immer in gleicher Kraft, und findet in keiner einzelnen guten That und in keiner Summe von guten Thaten ihre Befriedigung. Das Gute ermüdet den Guten nicht, es ſtärkt ihn, es erweckt neues Gute, und wir ſollen gut ſeyn ohne Aufhören, in die Ewigkeit hin! —

Heil, ſag' ich, dem Menſchen, der ſeine höchſte Beſtimmung ſo erkennt; Heil ihm, wenn er dann aus freiem Entſchluß der Erhabenheit ſeiner ſittlichen Natur würdig geſinnt iſt, würdig zu leben trachtet, und an ſeinem Theil, ſo viel er vermag, an der Einführung des Reiches Gottes ſchon auf Erden arbeitet. — Seine Rechnung iſt nicht bloß in Gedanken mit dieſer Welt nicht abgeſchloſſen; er hat wirklich für die beſſere Welt etwas gethan; für ſie hat er entſagt, ge-

duldet, ankämpft, in sich selbst, mit sich selbst! Schon hier hat er angefangen, in ihr zu leben; er empfindet den Vorschmack des Himmels in der Zufriedenheit mit sich selbst, mit seinem täglichen Besserwerden, mit seinem beharrlichen Gutseyn, — eine Zufriedenheit, die durch kein irdisches Glück erhöht, durch kein Unglück niedergebeugt wird, eine Zufriedenheit, die seinen innern Sinn still und rein erhält und ihn das ferne Ziel seiner Arbeit in voller Klarheit erblicken läßt, das Reich, wo die Tugend allgemein und in Ewigkeit gilt, was sie gelten soll, wo sie nicht nur Gesetze giebt, sondern nach diesen Gesetzen richtet und herrscht, und der Würdige nach dem Maaße seiner Würdigkeit seelig ist.

Außer sich sucht er nun keinen Beweis von der ewigen Fortdauer dessen, was in ihm gut ist; sein eignes inneres Leben ist ihm der einzige, und ist ihm genug. Den Blick zur Gottheit spricht er getrost: Du hast mich

geſandt, und ich ache deinen Weg! Ich arbeite für dein Reich; laß mich arbeiten, daß es komme; laß mich arbeiten, daß es bleibe! Ohne mich iſt auch dein Reich nicht! Du nimmſt mir das zeitliche Leben, du nimmſt mir die Erde, den Boden, auf dem ich arbeite; gieb, (ich rede menſchlich) gieb mir einen andern Raum, gieb mir ein anderes Land, wo dein Reich mit mir und ich in ihm ſeyn und bleiben könne! — Unendlich ſoll ich gut ſeyn; ich will's, ich beginne; und ſo erwarte ich von dir die Unendlichkeit! —

Dies, m. H., ſind die Gründe des Vernunftglaubens an unſer Daſeyn nach dem Tode. Dieſer Glaube ſteht und fällt mit der Tugend.

Eben deswegen ſetze ich ſein Daſeyn und Leben bei allen hier anweſenden Bidermännern voraus, und kehre zu dem Hauptgegenſtande meiner Rede zurück.

Für die Vernunft ist ihr eigener Glaube genug; aber er hat keine Gestalt, an die sich unser Herz anschmiegen könnte. Er ist ein leeres Blatt, ein unbebautes Feld für die Phantasie. Diese dürstet nach Bildern, sie sehnt sich nach einer Erscheinung aus der unerscheinbaren Welt.

Es bleibt denn doch der Tod auf der Erde! In der Stunde des Denkens durchblicken wir seine Täuschung, aber nicht in der Stunde des Empfindens. Für die Sinnlichkeit und nur für sie darf und muß sein drohendes Angesicht bedeckt werden; seinen natürlichen Blick kann sie nicht ertragen, denn freilich, er ist ihr Feind! — In diesem Stück geht es uns allen, wie manchem aufgeklärten Mann, der die abergläubischen Vorurtheile seiner Jugend verlacht, und doch im Dunkeln keine Schreckgestalt sehen mag. Er verändert lieber den zufälligen Stand oder die Lage des Dinges, das ihm ein schreckhaftes Bild, oder

bängliche Nebenideen aufdringt. Eine andere Stellung, eine Decke über den Gegenstand beruhigen ihn. —

Der Tod ist eine Täuschung! Davon freilich müssen wir zuerst überzeugt seyn. Dann aber hindert uns nichts, eine Täuschung durch die andere aufzuheben, die furchtbare durch eine tröstliche!

Wir dürfen den Tod verkleiden, wir dürfen in unsern Bildern von ihm seine natürliche Gestalt vergessen, und Phantasie und Herz durch Kunst mit ihm vertraut machen.

Der Vernunftglaube an unsere ewige Fortdauer ist der feste, der sichre Boden, auf dem die sinnliche Religion ihre große, für die irdische Ruhe des sinnlichen Menschen so wichtige Rolle spielen darf. —

In die erhabne Idee einer Welt des Guten, in diesen großen aber leeren Umriß, mag

die Hand der begeisterten Religion die reinsten, edelsten Freuden des Lebens himmahlen, und die kühne Zeichnung der Vernunft durch eine lebhafte Farbenmischung auch für die Sinnlichkeit zu einem schönen Gemählde vollenden.

Jenes Leben erscheine dem innern Sinn als ein zweites Eden. Eine paradisische Natur liege vor dem verklärten Blick. Hier blühe keine Blume, die einst verwelken soll. Die Stimme alles Lebens sey Freudengesang! — Ueber seinem Haupt, droben in den Räumen des ewigen Himmels suche der Erdenpilger seine Heimat. Aus den hellsten Sternen des Firmaments glänze uns der Strahl des neuen Tages entgegen. Dieser Strahl besuchet die Einsamtrauernden in ihren Kammern und Lauben, er berührt die nächtliche Thräne der Sehnsucht, und tröstet die Verlassenen.

Die Vereinigung aller Menschen durch Tugend sey auch ein Wiederse

hen, Wiederumarmen unſrer Geliebten. Es ſey eine ätheriſche Geſtalt, in der ſie uns dort in dem Glanz einer neuen Sonne entgegenſchweben.

Im Anblick jener paradiſiſchen Natur und in der reinen Umarmung der Freundſchaft und Liebe, die ihre Lauben in den Lüften eines ewigen Frühlings wiederfinden, erblicke die Phantaſie, fühle das Herz die nähere Gegenwart Gottes. Hier iſt der Thron der Gottheit, und mit verklärten Augen ſchauen wir in ſein Licht.

Die verfolgte Tugend hat ſich in jenes Land des Friedens gerettet; der verkannte Gerechte ſteht dort im Tageslicht der gerechten Welt, und hebt ſein Haupt empor: die Unſchuld waltet in weißem Gewande, ihre Locken ſind mit Roſen umkränzt; der Kämpfer für Wahrheit und Recht trägt den unbeneideten Lorbeerkranz. Ruhe kehrt in die Seele des Gequäl-

ten; der Matte fühlt ſich geſtärkt, der Greis hat ſeine Jugendkraft wieder; und alle Augen, die auf Erden dem Kummer geweint haben, weinen nun Thränen des Danks; und alle Herzen, die dem Schmerz gezittert haben, fühlen ſich ſanft bewegt, fühlen ihr Glück erhöht durch die Erinnerung an das prüfende Elend, das nun auf ewig verſchwunden iſt. Sie öffnen ſich, einzuathmen den alles heilenden, balſamiſchen Hauch des neuen Himmels, auf die letzte, nachſchmerzende Wunde, die Wunde der Trennung. —

Theilnehmend, doch ohne Angſt und Sorge, ſchaut die ſelige Vorwelt herab auf die ringende Nachwelt. Sie kennt das Schickſal ihrer Enkel, kennt ihre Fortſchritte auf dem Wege der Bildung, ihre Arbeit, ihr Verdienſt. Sie beſucht ihre Fröhlichen, ſie verweilt bei ihren Betrübten. Denn auch das Blut, das ihren Kindern aus tauſend Wunden ſtrömt, — für das Leben der Ewigkeit, für das himmli-

ſche Ziel der irdiſchen Mühe, iſt's eine Zähre, die dem Auge des Knaben auf die erſte Uebungsarbeit entfällt. Der Vater ſieht's und ſtöhrt ſie nicht.

Ich wiederhole es: mit ſolchen und ähnlichen Farben mag die Hand der Religion die leere Zeichnung, welche die Vernunft von unſerm künftigen Daſeyn entwirft, mit ſinnlicher Kraft, mit ſinnlichem Leben beſchenken. Sie wiſſe, das Tröſtende zu verbinden mit dem Warnenden; ſie hebe den Vorhang, von der Ausſicht in die Wonne der Vollendeten, und erleuchte dieſen Schauplatz mit dem milden Lichte eines idealiſchen Erdenlebens. — Aber ſie bedecke mit Nacht das Schickſal derer, die den Himmel auf Erden verachten, und laſſe die Sinnlichkeit des Böſen in eine Finſterniß blikken, die ihm kein Bild zeigt, laſſe ſie unbeſtimmt ahnden, welch ein Aufenthalt ſie erwarte, und welche Geſtalten ihr dort begegnen möchten!

Mit jenen freundlichen Vorstellungen der bessern Welt müssen dann auch die Bilder des Todes harmoniren, so wie alles, wodurch wir absichtlich an diesen erinnert werden.

Der Tod sey ein Engel des Himmels, ein Bruder vom Engel des Schlafs, der die Unschuld besucht. Dieser hebt mit sanfter Hand die Kette, die an uns laſtet; wir bleiben gefesselt, aber auf wenig Stunden ist uns entnommen das Gefühl unsrer Gefangenschaft. Der gedrückten Seele wird leicht und wohl in seinen Armen; sie sinkt dahin in süße Betäubung; die Kette bleibt fest, aber sie schmerzt nicht mehr. Jener (der Engel des Todes) kömmt, um uns auf ewig die Fessel abzulösen, die den Kitt unseres Geistes hält, nicht daß wir betäubt in seine Arme sinken, sondern daß wir mit ihm empor uns schwingen, jetzt Engel des Himmels, wie er.

Sterben ist das Oeffnen des Kerkers, in dem vielleicht der Erlöste manches zurücklaßt,

was im gewohnten Elend ihm theuer war. Er verläßt das Gitterfenster des Kerkers. Schön war die Aussicht. Durch lange Jahre mit seinem Schicksal vertraut, schien oft dem Gefangnen seine ganze Sehnsucht gestillt, wann ein neuer Lenz die nahen Gefilde schmückte, die Sonne die herrliche Gegend beschien, und ein duftendes Lüftchen in seine Kammer hauchte. Der Gang aus dem Kerker führt ihn von dieser Aussicht hinweg; mit Thränen nimmt er Abschied von der Freundin in seinem Elend. Aus der hellen, vertrauten Gefängnißkammer leitet ihn der Bote in die Tiefen, in die nächtlichen Gewölbe hinab. Ihn schaudert vor seiner Befreiung, denn der Befreier schweigt, und es tönen Riegel, es rasseln eherne Pforten hinter ihm zu. — — Aber getrost, kurz ist der nächtliche Weg; die letzte Pforte öffnet der Erlöser! Luft und Sonne des offenen Himmels überströmen den Schwankenden an dem Busen seines Bruders! Bald ist er gestärkt! Er prüft die entbundnen Fittige; sie heben, sie

tragen ihn empor. — Auf, und blick ihnen nach, du meine gläubige Sehnsucht! Dort schweben die beiden Engel dahin über die schöne Aussicht vom Kerker, dahin nach schönern Gegenden, wovon das Auge des Gefangnen vormahls nur die blauen Hügel sah.

Es ist wünschenswerth, daß populäre bildliche Vorstellungen dieser Art, die nicht künstlich zusammengesetzt sind, und keiner Erläuterung bedürfen, — allgemein würden, und die häßlichen und widerlichen Abbildungen vom Tode aus unsern Kirchen, von unsern Gottesäckern verdrängten, und selbst unsern Begräbnißfeierlichkeiten einen andern Ton gaben.

Finden sich dergleichen Bilder, oder doch der Stoff zu denselben in den Urbüchern der Religion, die dem Volke heilig ist, so sollten Lehrer und Künstler dies nicht übersehen. Sie haben hier nicht für die Einführung, für die Annahme derselben, — sondern für die zweckmäßige

mäßige Anwendung und die mannigfaltige Darstellung zu sorgen.

Die christliche Religion, deren selbstdenkende, freie Verehrer ich in den anwesenden Christen vor mir sehe, ist in der That die einzige unter allen, welche auf eine faßliche Art den Vernunftglauben an Gott und Unsterblichkeit predigt, und zugleich die edelsten und einfachsten Bilder zur Versinnlichung dieser Ideen und zur Bekleidung des Todes und Sterbens aufstellt. Sie ist für den wahrhaft aufgeklärten Mann zugleich Religion der Vernunft und des Herzens.

Mehr als der Genius mit der gesenkten Fackel sind mir die bildlichen Vorstellungen, die uns der große und weise Lehrer der Menschheit vom Tode giebt. Sie sind nicht Personen-Bilder, wie dieser Genius des Sterbens bei den Alten, oder wie bei uns das drohende Knochengerippe mit Stundenglas und Sense. Sie

haben vielmehr den Vorzug, daß ſie von ſinnlichen Veränderungen und Zuſtänden genommen ſind, wozu Sterben und Tod ſelbſt gehören, und daß ſie alſo von dem Gegenſtande, den ſie hier bezeichnen ſollen, weniger abweichen, ihm genauer anpaſſen, als jede perſönliche Darſtellung. *) Für den Verſtand ſind ſie deutlich und beſtimmt, dennoch ſind ſie für die Einbildungskraft nicht zu eng, noch zu ſcharf begrenzt. Sie leiden eine mannigfaltige Ausführung, eine immer neue Darſtellung, zwar freilich weniger in Gemälden und körperlichen Abbildungen, als in Sprache.

Der Tod iſt das Erſterben eines Samkorns in der Wintererde, das

*) Die beiden erſten von den bildlichen Vorſtellungen des Todes, die in der Folge angeführet werden, ſind aus dem Kreiſe der bekannten Natur genommen, und enthalten zugleich ein erläuterndes Beiſpiel von der Möglichkeit des im Tode fortdauernden Lebens. Das Samkorn lebt in der Erde, obwohl es todt ſcheint; der Schlaf ſcheint uns aller Lebenskraft zu berauben, aber er nährt und ſtärkt ſie. —

als neuer fruchttragender Halm in den Lüften des kommenden Frühlings emporſteigen wird. Dieſer ſchönen, heitern Vorſtellung des Menſchenfreundes Chriſtus — welche tröſtende Symbole ſind ihr nicht nachgebildet! — — Der Ort, wo wir unſre Todten der Erde anvertraun, führt den großen Namen: Gottesacker! — Wir ſingen in unſern Tempeln:

Wieder aufzublühn ward ich geſät.
Der Herr der Erndte geht
Und ſammlet Garben,
Uns, ein, — uns, die wir ſtarben,
Halleluja! —

Noch giebt es wahrlich kein Bild auf unſern Grabmählern, das mehr erfreulich iſt, als das Bild des Säemanns, oder der emporkeimenden Saat, oder des reifen Fruchtfeldes, das auf den Tag der Erndte wartet.

Der Tod iſt ein Schlaf! — Er ſchläft, ſagt Chriſtus von einem ſeiner geſtorbenen Freunde. — — O, ſie iſt ein erquickender Gedanke — die ſanfte, traumloſe Ruhe eines durch die Arbeit des Lebens oder durch den Schmerz und die Angſt der letzten Krankheit abgematteten Körpers. Der Geiſt bedarf dieſer Ruhe nicht, er geht aus einer Thätigkeit zur andern über. Aber der Leib iſt ermüdet; er vermag nicht länger dem Willen des höhern Weſens zu dienen, das in ihm wohnt. Er war aber der Gefährte, der Freund dieſes Weſens; es iſt eine Art von Dankbarkeit, ihm ſeine Ruhe zu gönnen! — Und eben dieſe Dankbarkeit, gleichſam im Namen des dahingeſchiedenen Geiſtes, eben ſie iſt es, die auch der verlaſſenen Geſtalt, auch dieſer Hülle unſerer Lieben ein Bette, ein Hauptkiſſen und eine Decke giebt, und ihrem Grabe Frieden und Ruhe wünſcht! —

Und wie ungeſucht paart ſich mit dem Bilde der Ruhe das Bild des Ausruhens,

mit dem Schlummer des Kranken, das Genesen im Schlaf und das Erwachen in Kraft und Gesundheit.

Tag des Danks, der Freudenthränen Tag,
Du meines Gottes Tag!
Wenn ich im Grabe
Genug geschlummert habe,
Erweckst du mich! —

Die Vernunft freilich weiß nichts vom Wiederkehren der Leiber, aber sie weiß auch nichts vom Entstehen der Natur; sie weiß nicht, wie Leben den Staub beseelt, und doch ist er beseelt! — Kann es dich trösten, o irdischer Mensch, so erlaubt, so räth dir die Vernunft, dem Tage einer neuen Schöpfung entgegen zu sehen, dem Tage einer Wiedervermählung des Geistes, der in höhern Welten geläutert wurde mit dem umgeformten, verklärten Leibe, den die Elemente reinig-

ten. — Er wird geſäet verweslich, und wird auferſtehen unverweslich, er wird geſäet in Schande und auferſtehen in Herrlichkeit. —

In des Grabes ſtiller Kammer
Iſt der kranke Leib geneſen:
Ruhig war des Müden Schlaf,
Ohne Schmerz und ohne Traum.
Ihm entflohen tauſend Jahre
Schnell wie Eine Nacht.

Ihren Gott in neuen Welten,
Neuen Wundern anzubeten,
Hob die Seele ihren Flug
Zu des Himmels Sternenheer.
Ihr entflohen tauſend Jahre
Schneller, wie ein Tag.

Und nach wenig Nächten,
Und nach wenig Tagen,
Ging aus ſeiner Ruhekammer,
Nun geneſen, nun verſchönet,

Dieſer Leib hervor.
Eilte von des Himmels Sternen,
Neues Glück mit ihm zu theilen,
Ihrem Freund — die Freundin zu.

Der Tod iſt der Hingang zum Vater! So nennt Jeſus Chriſtus ſeinen eignen Tod; und wahrlich, dieſe erhabne und zugleich uns ſelbſt über Grab und Verweſung erhebende Vorſtellung darf als Ueberſchrift daſtehn auf den Grabſteinen aller guten Menſchen, die ſich weder des Ausdrucks noch der Sache ſchämten, Kinder Gottes zu ſeyn, und die dieſe Kindſchaft durch Liebe zu den Mitkindern Gottes an den Tag legten.

Ueberall; Vater der Menſchen, ſind deine Kinder in deiner Hand! Das Weſen in uns, das dich denken kann, das deine Gebote liebt, deinen Willen thut, und mit kindlichem Sinn auf deine Güte hofft,

— es iſt ausgegangen von dir, es iſt deinem Weſen verwandt!

Ja, von dir ſind wir ausgegangen, wir wandeln unter deinen Augen, wir kehren wieder hin zu dir! Nichts mag dich ſcheiden von uns, weder die Höhe des letzten Sterns, noch die Tiefe des unterſten Grabes. Aber dort, in jenen Sternen, in denen die gläubige Sehnſucht den Wohnplatz der Vollendeten ſieht, dort fühlen wir einſt deine Gegenwart näher. Die Sorge des irdiſchen Lebens, dieſe Laſt des Pilgers, iſt abgelegt am Grabe, an der Pforte zur Heimat.

Und ob uns ein trauter Gefährte verlaſſe mitten auf der Reiſe, ob früher von uns ſcheiden unſere Geliebten, die Genoſſen unſers Glücks und Unglücks, die Freunde unſers Herzens, unſre Brüder und Schweſtern; — ſie ſcheiden nur von uns,

nicht von dir, o Vater; sie scheiden auf kurze Zeit; wir wissen, daß sie in deiner Hand sind; wir denken an dich, wenn wir an sie denken; und haben einst auch wir am Thore der Heimat abgelegt die Pilgerlast, so werden wir sie alle versammelt wiederfinden im väterlichen Hause: denn sie sind würdig gewesen, deine Kinder zu heißen. —

Ja, der Tod ist nur ein Gang zum Leben,
Nur ein Gang zum Vater hin. —
Brüder, die ihr ausgesendet
Hier in dieses Land der Hoffnung
Euch zerstreutet, euch verkanntet,
Eure Brüderschaft vergaßet, —
Seht, belehrend wird des Vaters Hand
Uns zurück an unsre Schöpfung führen:
Und im Staube lieget dann der Staub.
Doch nicht lang, dieselbe Hand der Liebe
Hebet bald die schon belehrten Kinder
Aus dem Staube wiederum empor.

Weiſer jetzt durch eure Schwachheit,
Glücklicher durch eure Leiden,
Gehet ein zu einem ew'gen Leben!
Die ihr brüderlich euch liebet,
Kinder, geht zu eurem Erbtheil ein.

V.

Tod und Unſterblichkeit.

Eine Kantate.

Voran einige Gedanken über Kantatengeſänge und Kantatenmuſik.

Ueber die Kantate.

Fragmente.

Der Begriff der Kantate, als eines Gedichts, iſt noch zu wenig erörtert. Ideen zu einer Kritik derſelben findet man hie und da zerſtreut, aber niemand, ſo viel ich weiß, hat es verſucht, ſie in ein Ganzes zu ordnen. Sie würden vielleicht ein anſehnliches Kapital ſeyn, wenn ſie zuſammen gebracht wären. —

Auch ich lege hier nur ein paar Schärflein zu dieſem präſumirten Kapital nieder, eine Gabe nach meinem Vermögen. — Vielleicht helfen ſie einmahl den Betrag eines Guldens oder Thalers vollmachen.

Die Kantate ist ein musikalisches Gedicht. Musikalisch in einem andern Sinn, als so viele lyrische und epische Gedichte, die man Lieder und Gesänge nennt, ohne deshalb eine innere und äußere Fähigkeit zum musikalischen Vortrage von ihnen zu verlangen. Die Kantate soll wirklich in Geist und Vermögen der Musik gedichtet seyn.

Die verschiedenen musikalischen Formen der Kantate, als eines Gesanges, müssen mit dem Inhalt des Textes harmoniren, und dadurch Wahrheit im Ausdruck des Einzelnen und Zusammenhang des Ganzen erhalten. Dies setzt voraus, daß der Inhalt des Textes in seinen Theilen so verschieden ist, als jene musikalischen Formen.

Was überhaupt ein Gedicht zum musikalischen Ausdruck fähig macht, ist die Empfindung, welche darin nicht bloß eine untergeordnete,

oder eine Nebenrolle ſpielt, ſondern herrſcht und regiert.

Der Richter über die Harmonie der verſchiedenen muſikaliſchen Formen mit den innern Verſchiedenheiten des Textes, iſt die Aehnlichkeit der Modulationen der Empfindung, mit Modulationen der Töne und ihre Verbindung im natürlichen Ausdruck.

Die meiſten Gedichte, welche man uns unter dem Namen Kantate gegeben hat, haben keine äſthetiſche Wahrheit, keinen innern Zuſammenhang, ſie ſind kein Ganzes. Es ſcheint, als habe man zuerſt an die Form des Ausdrucks und hernach an den Inhalt gedacht. *) —

*) Etwa: »Rezitative, Arien und Chöre ſind »ſchon vorgewesen; es muß doch auch ein Duett »kommen! Was empfindet und ſagt man nun »gleich in einem Duett? Der Inhalt muß doch »zum vorhergehenden paſſen!«

Einige Kantaten haben das Anſehn dramatiſcher Gedichte, oder auch poetiſcher Dialoge, wie z. B. die Rammlerſchen, in welchen die Betrachtung oder Beſchauung, die Empfindung und die Nutzanwendung als eben ſo viel verſchiedene Perſonen auftreten. — Die Betrachtung ſteigt nicht lyriſch zur Empfindung hinauf, noch geht dieſe langſam in jene über, ſondern es geſchieht Folgendes. Die erſte tritt auf und ſchildert gewiſſe Scenen als eben jetzt, es ſey äußerlich, oder in der Phantaſie, wahrgenommen. Sobald eine Hauptſcene vollendet iſt, erſcheint die Empfindung, und erklärt ſich über den Eindruck derſelben. Darauf fährt die Beſchauung mit vieler Ruhe und Beſonnenheit in ihren Schilderungen fort, und die Empfindung wartet unterdeſſen auf einen neuen Abſchnitt, um ihr Wort ſchicklich wieder anbringen zu können. Kurz, beide ſpielen nach einer kalten Abſicht des Dichters ihre Rollen wechſelsweiſe und mit einer gewiſſen Höflichkeit gegen einander, von

Anfang

Anfang bis zu Ende. Hätte die Betrachtung früher aufgehört, ihr Auge zu erheben, um zu ſehen, was weiter geſchieht, und um von außen her wieder neuen Zunder für die bereits erloſchene oder abgebrannte Empfindung herbeizuſchaffen; ſo würde auch das Gedicht früher geendet haben. — Zwiſchen die Betrachtung und die Empfindung drängt ſich noch die Nutzanwendung, und trägt allgemeine Lehren oder Bemerkungen vor, beinahe als hätte ſie zu äſopiſchen Fabeln die Moralien beizubringen, obwohl ſie freilich in lyriſchen Phraſen redet. — Dem Ganzen mangelt ein innerer Zuſammenhang, (und zwar als einem muſikaliſchen Gedicht, ein Zuſammenhang durch die Empfindung) und viele der einzelnen Theile, als Ganze genommen, z. B. manches Rezitativ mit dem ſich anſchließenden Gefolge von Arien, Duetten u. dgl. ſind ihrem innern Inhalte nach unmuſikaliſch.

Ich will hiemit nicht dramatiſche oder dialogiſche Kantaten *) an ſich tadeln. Es kömmt wohl nur auf die Behandlung an, ob ſie ein ſchönes, in ſich vollendetes Ganzes, oder ein ungereimtes, unzuſammenhängendes Geſchwätz, ein Dialog der Art werden ſoll, wovon Göthe ſagt: einer ſpricht nach dem andern, ſei-

*) Wenn eine dialogiſche Kantate kein Unding ſein ſoll, (wie das ſogenannte muſikaliſche Drama) ſo muß ſie den ſympathetiſchen oder antipathetiſchen Antheil darſtellen, den ein Subjekt an den Empfindungen des andern wechſelsweiſe nimmt.

Das muſikaliſche Drama iſt ein Produkt der kalten Künſteley, gleich ſeiner Halbſchweſter, der Operette.

Anders iſt es mit Opern, in denen idealiſche Weſen dargeſtellt werden. — Alles iſt hier über das Gewöhnliche. Die Phantaſie nimmt willig an, daß in der Götter- und Feenwelt vieles alltäglich ſey, was bei uns nur ſonntäglich iſt. Muſik kann für jene Weſen Sprache des handelnden Lebens, des Raiſonnements und der kalten Betrachtung ſeyn, nur daß ein höherer Grad des Geſanges dem Ausdruck der höhern Empfindung eigen bleibt.

ner mit dem andern; wer aber nennt zwei oder mehrere Monologen ein Gespräch?

Die Mannigfaltigkeit der musikalischen Formen in der Kantate, besonders wenn wir auf Mehrheit und Wechsel der Stimmen sehn, scheint allerdings eine innere Verschiedenheit der Subjekte zu erlauben; nothwendig aber ist diese Verschiedenheit nicht.

Die Kantate kann die Empfindung eines einzigen Subjekts ausdrücken, oder, welches einerlei ist, die Ideenverbindung des ganzen Gedichts kann eine innere seyn; Betrachtungen und Empfindungen können sich in einer von aussen ununterbrochenen Reihe auseinander entwickeln, oder einander erzeugen, ohne daß darum die verschiedenen Grade des Gesanges (vom Rezitativ bis zum eigentlichen Gesang, zum Arioso, zur Arie,) oder die äussere Verschiedenheit der vortragenden Subjekte (in Solo, Duet und Chor) etwas Ungereimtes werden.

Jedes lyriſche Gedicht, nur nicht das eigentliche Lied, iſt ſeinem Inhalte nach der muſikaliſchen Formen der Kantate fähig.

Im eigentlichen Liede wird nehmlich Eine Empfindung nicht nur als herrſchend, ſondern auch in einem und demſelben Grade der Lebhaftigkeit, oder doch in gleichmäßigem Ab- oder Zunehmen, Steigen oder Fallen durchgeführt. — Mannigfaltigkeit des Tonausdrucks würde hier unnatürlich ſeyn. Die Modulationen der Töne müſſen gleichmäßig, ihre Stärke oder Schwäche ruhig ſteigend, oder ruhig fallend ſeyn, wie die Empfindung ſelbſt. Aber die übrigen lyriſchen Gedichte ſtellen entweder eine Hauptempfindung in wechſelnden Graden der Lebhaftigkeit dar; (die Empfindung fließt nicht wie im Liede, ſondern ſie fließt und wallt und wogt wechſelsweiſe nach den Erhöhungen oder Vertiefungen ihres Flußbettes, nach dem Intereſſe der Ideen, über welche ſie

hinſtrömt;) oder ſie zeigen uns einen Kampf verſchiedener Empfindungen. Beide Arten verlangen Mannigfaltigkeit, ſowohl im deklamatoriſchen als muſikaliſchen Ausdrucke.

Es giebt eine volle, wogende, rauſchende Empfindung, einen volltönenden Geſang des Herzens. Sein deklamatoriſcher Ausdruck nähert ſich dem Geſange, ſein muſikaliſcher iſt Geſang. — Aber der Strom wird allmählig ruhiger, die ſchallenden Wogen werden flüſternde Wellen, und auf den ſanften Wellen gleitet die Betrachtung dahin. Die ſinnſtere Empfindung begleitet die Vorſtellungen mit einzelnen Tönen, das Herz rezitirt gleichſam den Text ſeiner Gefühle. Dann nähert ſich der deklamatoriſche Ausdruck der gewöhnlichen, aufzählenden Rede, und der muſikaliſche wird Rezitativ.

Oft iſt es, als tönten in unſerm bewegten Innern mehr als Eine Stimme, als ſänge die

Empfindung im Chor. Dann iſt der Ausdruck lauter und ſtärker; mit mehr als Einer Stimme möchten wir unſer Gefühl verkünden. Der muſikaliſche Chor verkündets wirklich mit mehrern Stimmen. — — Oft aber erklingt unſer Herz nur in einſamen Lauten; den Text der Phantaſie und des Verſtandes begleitet die einfache Harfe oder Flöte eines vielleicht kräftigen, vielleicht auch ermatteten, aber nicht lauten Gefühls; es tönt nur Eine Stimme in unſerm Innern. Dann wird der Ausdruck leiſer, auch wenn er kräftig bleibt; wir ſprechen oder ſingen ein Solo.

Was das Duett anbetrifft, ſo ſcheint es beſonders geſchickt, einen Kampf von Empfindungen auszudrücken; aber es kann auch einen Parallelismus der Vorſtellungen bezeichnen. Die Phantaſie blickt hierhin und dorthin, und findet eine Wahrnehmung durch die andre beſtätigt. Auf das Herz wirken beide harmoniſch, und ſo entſteht der Parallelismus

friedlicher Wechſelſtimmen und ihre Vereinigung in den Chören des Duetts.

Ein Kampf von Empfindungen, oder ein Gedicht, das den Streit zwiſchen Zweifel und Glauben, zwiſchen Furcht und Hoffnung, zwiſchen Bekümmerniß und Troſt, das Unterliegen der einen Parthei und das Triumphiren der andern lyriſch darſtellt, ſcheint dem muſikaliſchen Vermögen der Kantate in allen ihren mannigfaltigen Formen den größten und kühnſten Wirkungskreis zu eröffnen.

Es iſt eben nicht nothwendig, daß ein Kantatengedicht *) Mannigfaltigkeit der proſodiſchen Formen habe. — Wir beſitzen wenigſtens ein Paar Kantatenmuſiken, deren Texte in einem gleichbleibenden, einfachen Versmaaße geſchrieben ſind. Einige Ukiſche

*) Man dulde dies Wort zum Unterſchied der Begriffe.

Oden sind von Schulz so componirt, daß sie im Wesentlichen für Kantaten gelten können.

Aber wenn jene Mannigfaltigkeit nicht gesucht ist, wenn die verschiedenen prosodischen Formen dem wechselnden Gang und den verschiedenen Modulationen der Empfindungen sich wie von selbst anschließen, so helfen sie mächtig zur Vollendung des Ausdrucks, sie erhöhen und erleichtern zugleich sowohl die deklamatorische als musikalische Darstellung.

Die gewöhnlichen Titel dieser prosodischen Formen deuten zurück auf die musikalischen, von welchen sie entlehnt sind.

Als solche sind sie aber unbestimmt und verwirrend, da sie verschiedene Ableitungsgründe haben, und doch so gebraucht werden, als hätten sie nur Einen. — Wenn z. B.

auf Rezitativ Solo folgt, ſo hat es den Schein, als ob der Unterſchied zwiſchen beiden in der Anzahl der Stimmen läge oder liegen ſolle.

Wie mich dünkt, iſt die Verſchiedenheit des muſikaliſchen Ausdrucks von viererlei Art: Verſchiedenheit 1. nach dem innern Charakter, nach dem Geiſt der Muſik, wodurch ſich der Geiſt der Empfindungen ausdrückt, — 2. nach den Graden des Geſanges, — 3. nach der Anzahl und dem Wechſel der Singſtimmen, und 4. nach der Inſtrumentalbegleitung.

1. Eine theoretiſche beſtimmte und vollſtändige Angabe der Verſchiedenheiten nach dem innern Charakter des Ausdrucks, nach ſeinem Geiſt, der den Geiſt der Empfindung *)

*) Den ſcharfen, ſanften, bittern, ſüßen Spiritus derſelben, unterſchieden von der Kraft, womit er emporbrauſt oder aufwallt, oder gelinde herverquillt.

auffaßt und darſtellt, iſt unmöglich. — Wer vermag alle Empfindungen in allen ihren Miſchungen und Modulationen aufzuzählen, und wer kann die Merkmale angeben, wodurch ſie ſich für den feinern Sinn unterſcheiden, auch wo ſie dem gröbern ähnlich und gleich vorkommen? Ihre Zahl iſt unendlich, und die Namen ihrer Verſchiedenheit deutet nur auf die auffallendſten Unähnlichkeiten. Eben dies gilt von ihrem ebenſo vielfaltig gemiſchten und modulirten Ausdruck.

Der Choral, in ſo fern er etwas anders iſt, als jeder andere Chorgeſang, iſt dies, wie es mir ſcheint, nur durch Eigenſchaften, die zu dem innern Charakter des muſikaliſchen Ausdrucks gehören. Dem Grade nach iſt er wirklicher Geſang, und zugleich der vollſtimmigſte Chor.

Die Ueberſchriften: Andante, Adagio, und hundert ähnliche Titel und Bei-

ſchriften ringen darnach, jene Verſchiedenheit des Geiſtes im muſikaliſchen Ausdruck zu bezeichnen. Aber ſie mögen gebraucht werden, dem Komponiſten anzudeuten, wie der Dichter ſich den Geiſt des Ausdrucks für den Geiſt ſeiner Empfindungen, — oder dem Sänger und Spieler, wie der Komponiſt ſich den Vortrag ſeiner Kompoſition gedacht hat, in beiden Fällen ſind ſie höchſt unſichre Behelfe, ob zwar dann doch Behelfe. — Der Geiſt wird nur vom Genie dargeſtellt.

2. Nach den Graden des Geſanges, oder, wenn man lieber will, des Singens, unterſcheiden ſich Rezitativ, Halbgeſang und Geſang, womit ich aber nicht ſagen will, daß es nur drei Geſangsgrade giebt. —

Das eigentliche oder alte Rezitativ iſt ein Schweben zwiſchen Sing- und Sprech-Ton mit einer gröſſern Hinneigung zum erſten.

Das, was ich Halbgesang nenne *) neigt sich mehr zum Sington. Neuere Komponisten haben manches Rezitativ (dem Titel nach) in diesem Gesangsgrade komponirt. Die erste Hymne in den geistlichen Oden von Utz, in Musik gesetzt von Schulz, hebt in diesem Grade an. **) — Dies treffliche Stück wahrhaft lyrischer Komposition (eine Kantate bis auf Mehrheit und Wechsel der Stimmen und der Instrumente) durchsteigt beinah alle Grade des Gesanges, oder schwebt vielmehr auf ihnen auf und nieder. Nur zum eigentlichen Rezitativ kömmt es nicht hinab. — —

Der Titel Arioso scheint einen Mittelgrad des Gesanges ausdrücken zu sollen, aber auch die psalmodische Weise, die mehr

*) Man wird des Namens wegen nicht streiten.

**) »Zu Zions Höhen bin erhebt auf Engelschwingen
»Mich diese glänzende Gestalt u. s. w.

Sington hat, als das Rezitativ, gehört dahin, und ist ein Halbgesang.

In den höhern und höchsten Graden des Gesanges tönt die Arie. — Ihr Name mag diese Grade bezeichnen, da er bei den neuern Dichtern und Komponisten aufgehört hat, eine gewisse Bauregel der Verse und der Komposition anzudeuten, nach welcher der Text einer Arie aus zwei Theilen bestehen mußte, deren erster zu einem oft unpassenden und erzwungenen Dacapo diente. *)

*) Wie viel Verschiedenheiten der Gesangsgrade möglich sind, oder wie viel derselben nach bestimmten Merkmahlen angegeben werden können, weiß ich nicht. — Ueberhaupt muß der Verfasser, Gewissenshalber, bekennen, daß er — — ein gänzlicher Laie in der Kunst der Musik ist, daß er kein Instrument spielt, keine Note kennt, und für die Musik des Gesanges nichts weiter, als ein natürliches Ohr und ein empfindsames (!) Herz hat. — Man wird sagen: So urtheilt er wie der Blinde von der Farbe, nach dem Gefühl! — Aber kann nicht auch ein solches Urtheil einen psichologischen Werth haben? — — — Ich ahnde etwas von

3. Nach der Mehrheit und dem Wechsel der Stimmen giebt es Solo, Doppelgesang u. s. w. Chor, — Duett (Wechselgesang) Terzett u. s. w.

4. In Hinsicht auf die Instrumentalbegleitung finden sich in unsern Kantaten nur zwei Titel, nehmlich: Tutti, und bei manchem Rezitativ der Zusatz: mit Accompagnement. Durch mehrere ähnliche Beischriften könnte der Dichter noch andre Wünsche wegen der Instrumentalbegleitung zu erkennen geben.

Nach diesen Bestimmungen lassen sich unter andern folgende Zusammensetzungen der drei letzten Formarten denken: Rezitativ, Halbgesang, Arie, jedes als Solo, als Doppelgesang, als Chor, als Duett und zwar alles dies sowohl mit als ohne Accompagnement.

dem bösen Witz, der manchen Rezenienten hierbei überfallen wird, aber ich verschweige, was ich ahnde. — —

Wollte man daher in jenen Titeln sich so bestimmt als möglich ausdrücken; so müßte man z. B. überschreiben: Solo: Rezitativ, Solo: Arioso, Solo: Arie, Duett: Rezitativ, Duett: Arioso, Duett: Arie, Chor: Rezitativ, Chor: Arioso, Chor: Arie. —

Daß wir, meines Wissens, noch keinen Gesang haben, der ein Duett: oder Chor: Rezitativ ist, liegt gewiß nicht an einer musikalischen Unmöglichkeit. Eine Frage ist's, ob ein Chor: Rezitativ nicht als müßige Spielerei mit leeren Formen ganz zu verwerfen sey, oder ob sich ein Text denken lasse, dem diese Form gerecht wäre.

Der Grad des Gesanges, die Anzahl und der Wechsel der Stimmen wie der Instrumente sind nur der Körper des Ausdrucks, dessen Geist der innere unnennbare Charakter ist. Jener muß diesem entsprechen, es muß Harmonie seyn zwischen Leib und Seele. Und dieser Kör-

per mit dieſer Seele harmonire wieder mit Leib und Seele des Textes. Eine brüderliche Freundſchaft vereine die ähnlich gebildeten Zwillingsbrüder. — Doch nein, nicht zwei verſchiedene Weſen! — Empfindung, Wort und Ton werden in der Natur und in der Idee der Kunſt als Ein Weſen gebohren, und dürfen auch in den zuſammengeſetzten Produkten verſchiedener Künſte nicht anderes erſcheinen. Der muſikaliſche Ausdruck ſey in ſich vollendet, (eine ſchöne und wahre Muſik) — und ſey zugleich ein harmoniſches Ganzes mit dem auch in ſich vollendeten Text, — ein ſchöner und wahrer Geſang.

Kantate.

Choral.

(Mel. Straf mich nicht in deinem Zorn ꝛc.)

Menſch, für dieſes Lebens Tag
Einmahl nur gebohren,
Geht im letzten Herzensſchlag
All dein Seyn verlohren?
Findeſt du
Nirgend Ruh,
Als wo Schmerz und Freuden
Ewig von dir ſcheiden?

Wo kein Strahl dein Auge faßt,
Dich kein Laut erquicket;
Wo der ew'gen Ruhe Laſt
Dein Gebild zerdrücket!

Banger Greis,
Ach, zerreißt
Mit den Nervenweben
Auch dein eignes Leben?

Brüder in der Sterblichkeit.

Sind wir nicht auch Brüder
Für des Himmels Seligkeit,
Einen dort uns wieder?
Strahlt uns nicht
Sanftes Licht
Aus den dunkeln Fernen
Von des Glaubens Sternen?

Glauben, glauben ward, nicht schaun,
Unser Loos hienieden,
An dem Reiche Gottes baun
Kämpfend und im Frieden,
Brüder seyn,
Uns, erfreun,
Daß wir schon auf Erden
Täglich besser werden.

Soll der Glaub' ans Himmelreich
Nicht dem Tod erheben,
O ſo fühlt ein Herz in euch,
Werth, noch dort zu leben. —
Grabgeſang,
Weine Dank,
Dank den Guten allen,
Die voraus uns wallen!

Chor.

Einmahl lebt der Menſch, nur einmahl
Aus der Nacht geboren,
Sieht er dieſe kurze Dämmrung, —
Kehret wieder in die Nacht zurück!
Und mit dem Tode ringet alles Leben,
Und jetzo ſiegt, und immer ſiegt der Tod,
Und Sterbende begraben die Geſtorbnen.

Erſte Stimme.

O denkt zurück an die vergangnen Tage,
An die Gefährten eurer Jugend;
Ihr denkt an manches theure Grab.

Zweite Stimme.

Auf, ſeht im Geiſt die Tage, die noch kommen,
Es kehren Mond und Sonne wieder,
Und friſche Blumen ſtreut der Lenz!

Beide Stimmen.

Die Todten kehren nimmer,
Die neue Sonne wärmt, die friſche Blume ſchmücket
Die tiefer ſinkenden Grabeshügel.

Erſte Stimme.

O denkt zurück an die vergangnen Tage,
An das Erwachen eurer Seele;
Ach, an des Geiſtes Blüthenzeit!
Schon manche Kräfte neigten ſich zum Schlummer,
Schon mancher Freudenſinn iſt abgewelkt.

Zweite Stimme.

Auf, ſeht im Geiſt die Tage, die noch kommen;
Der junge Lenz erſcheint der Jugend,
Für neue Seelen wird die Erde neu.
Uns leuchtet dunkler jedes Jahres Sonne,
Dem Herbſt der Seele folgt kein Frühling mehr.

Beide Stimmen.

O du, des Lebens ſchöner Baum,
Die Zeit der Knospen iſt verüber!
Und deine Blüten ſind gefallen,
Und deine Blätter welken ſchon!
Du ſieheſt dich in jedem Blatte ſterben,
Du folgeſt bald, o du verwaiſter Stamm,
Dem Schmucke deiner Jugend! — —

Erſte Stimme.

Soll euch Erinnerung tröſten
Durch aufgeriſſne Wunden?

Zweite Stimme.

Ach, ſelbſt der Hoffnung Bilder
Umdämmert Grabesſchatten.

Erſte Stimme.

Ihr ſchaut zurück, ein kaltes Mondlicht
dämmert
Dort auf der Freunde Grab;

Zweite Stimme.

Ihr kehrt den Blick; da liegt in trübem
Nebel
Die eigne Gruft und wartet ſchon!

Beide Stimmen.

Und bang umarmen mit geſenktem Haupt
Erinnrung ſich und Hoffnung — wollen Troſt.
Und tröſten ſich mit ſchweſterlichen Zähren.

Drei Stimmen.

O ſie tröſten ſich nicht,
Die Thräne verſiegt, ſie beben
Und jede zeigt mit weggewandtem
Blick
Auf's Grab! —

Chor. (Tutti.)

Genießt, genießt die Gegenwart,
Es ruft in Anaß das bebende Herz,
Im Freudentaumel ſind' euch der Tod!
Genuß betäubt Erinnerung und Furcht!

Recitativ.

Welch ein Leben, du armer Menſch!
Die Hand der Schöpfung höbe dich empor,
Um tiefer dich zu ſtürzen!
Des Geiſtes Auge ſchaute weit umher,
Um früher deinen Untergang zu ſchaun!
Dein Vorzug — auch dein Elend! — —
O Taumelkelch,
O Luſt, gekeltert von Verzweiflung,
Nur du beglückteſt? —
Menſchenheit und Menſchenwürde
Ihr wäret ſchöne Luftgeſtalten, wäret
Des eitlen Wunſches Traum?

Des Lebens hoher Ernſt
Wär', ach, ein Spiel dem Tode!

Arioſo.

Unter allen Augen,
Die die Sonne ſehn,
Weineſt du nur Thränen,
Du des Menſchen Aug'! —
Ach ſo weine ſie
In dein eignes Schickſal.

Recitativ (mit Begleitung.)

Du weineſt noch? Die Thrän' iſt nicht verſiegt?
Noch verzweifelſt du nicht! — Die Wehmuth weinet
Und die Sehnſucht an der Hoffnung Buſen.
Du hoffeſt noch, bekümmertes Herz, — du ahndeſt.
Kehrten Entſchlafene wieder,
Kundſchaft uns zu bringen!

Stiegen vom Himmel Verklärte,
Uns zu leiten in des Zweifels Nacht! —
Was wendeſt du den Blick nach Troſt
Zu der ſtummen Natur,
Und frägſt die Gräber und die Sterne!
Die Stimme des Himmels ſpricht in deinem Innern.
Ja, du ſelber, o Seele,
Du, ein Funke der Gottheit,
Sey dir Himmelsbothe!
Würdeſt Geiſter du verſtehn?
Auf, verſtehe dich ſelbſt,
Leuchte dir mit eignem Strahl. —
Sprich, was wäre Traum,
Hätteſt du Ahndung nicht,
Ahndung vom Erwachen!

Geſang.

(Zwei Stimmen.)

Brüder, wir wallen in Nacht. —
Rufet freundlich euch zu
Auf dem dunkeln Wege:

Daß uns bangt vor der Nacht,
Ahndung iſts vom Tageslicht.

Deklamation.

(Melodramatiſch.)

Alles ſinket zum Staube,
Was vom Staube gebohren ward;
Und was der Endlichkeit dienet,
Empfängt den Lohn von ihr,
In der Verweſung Schoos die lange Ruhe.
Zu ſchlummern begehrt das Auge,
Das lange gewacht hat;
Und die ermatteten Glieder
Suchen ihr Lager!
Aber was kämpfet in dir
Gegen der Ohnmacht Laſt
Endlicher Naturen,
Und beſiegt die Trägheit oft?
Und wenn die ſterbenden Sinne
Mit zitternder Hand des Genuſſes vollen
Becher
Zurücke weiſen, was iſt's, das noch zu leben,

Zu ringen noch wünschst? nie überwunden
Vom Uebermaaß der Freude, wie des Schmerzens.

Woher, o Gedanke der Unvergänglichkeit,
Du Fremdling in diesem Leib des Todes!
Daß wir Werke denken, wollen, beginnen,
Die überdauern das längste Menschenleben?
Und du, o stolzer, kühner Muth,
Unter dem Wetter des Schicksals
Da zu stehn mit ruhiger Brust,
Mit prüfendem Auge!
Zu lernen aus der Vergangenheit Unglück,
Der Zukunft Glück, — aus der Thorheit Weisheit,
Die Kunst zu siegen — aus einer Niederlage!
Und du vor allen, du, o der Tugend
Himmlische, göttliche Kraft,
Du, o schöne Geduld der Pflicht,
Du Sanftmuth in Thränen!
Du selbst, der bangen Hoffnung

Ausharrende Thätigkeit! —
Und daß wir entsagen der eigenen Ruhe,
Opfern des eigenen, kurzen Lebens Glück
Dem Wohl der Menschheit, der Nachwelt Segen,
Der Nachwelt, die unser Grab,
Die unsern Namen nicht kennen wird!
Daß wir streiten, daß wir dulden,
Statt zu genießen, —
Streiten und dulden für das hohe Bild
Einer bessern Welt;
Daß wir den Vorschmack des Himmels
Im Frieden des Geistes empfinden
Nach dem Triumph der Pflicht
Ob auch Verkanntseyn,
Und Spott und Verachtung uns lohnen! —

Gesang.

Wir wallen hier im Land der Fremde
Und fühlen unsre Pilgerschaft;
Doch aus der Heimat mitgegeben,

Begleitet uns durchs fremde Leben
Ein Geist des Glaubens und der Kraft.

Hinauf die steilen Felsenwege,
Hinab die Klüfte dieser Welt.
Vom Licht auf jenen letzten Höhen,
Wo unsers Zieles Kränze wehen,
Wird unser dunkle Pfad erhellt.

Was durch die Nacht des Todes leuchtet,
Wie Dämmerung und Morgenschein,
Muß jenseit jener Nacht, ihr Lieben,
Die ihr dem Strahle treu geblieben,
Der Sonnentag des Himmels seyn.

Wir wallen hier im Land der Fremde
Und fühlen unsre Pilgerschaft,
Und aus der Heimat mitgegeben
Begleitet uns durchs fremde Leben
Ein Geist des Glaubens und der Kraft.

Arie.

Du Hoffen, du Ahnden
Des bessern Lebens,
Du Kämpfen, du Ringen
Nach Kronen der Tugend,
Ihr rufet laut in des Menschen Seele:
Unsterblicher, bebe dem Tode nicht!

Eine Stimme.

Vor uns schweben Ideale!
Ihrem Himmelslicht erblassen

Alle Kränze, alle Fackeln
In des Lebens Freudennacht.

Zweite Stimme.

Vor uns schweben Ideale!
Seyd ihr Schatten, seyd ihr Träume?
Nein, aus dieses Lebens Schlummer
Weckt nur ihr den Träumer auf.

Dritte Stimme.

Vor uns schweben Ideale!
O wir kennen euch! Willkommen.
Ihr des Vaterlandes Bilder,
Leitet uns zum Vaterland.

Alle drei Stimmen.

Hinauf, zum Himmel hinauf
Leitet der Pfad,
Den voran sie leuchten.
O, ihr Thaten des bessern Lebens werth,
Nicht am Grabe gethan, besiegelt vom Tode,
Nein, ihr seyd für diese Erde
Dieser Sonne nicht gethan.

Chor.

Geh' unter, Sonne des Lebens,
Entweiche dem Fuße des Helden,
Erde! Winde, verwehet
Die Spur des schon vollbrachten
Laufs.
Wir schaun in ewigen Weiten
Das Ziel, wir streben zum Ziele!
Du sinkest? Sinke du immer
Hinter des Helden Schritt,
Sinke du schon durchlaufene Bahn!

Tutti.

Wir haben nicht vollendet am
Grabe!
Die Tugend hat nicht gedient dem
Tode!
Es strahlet unser Ziel jenseit der
Gruft
Im Felde der Unendlichkeit.

Wir haben nicht vollendet am
Grabe!
Du Pforte des Todes führſt zum
Leben!
Es ſtrahlet unſer Ziel jenſeit der
Gruft
Im Felde der Unendlichkeit.

Arioſo.

Auf, bekränzet die Gräber mit Blumen!
Vor allen die Gräber der Guten,
Die beharrten bis ans Ende.
Wer Tugend übt, der predigt Unſterblichkeit.

Recitativ.

Ihr, von denen das Lied am Grabe ſingt:
»Sie verdienen Unſterblichkeit,
»Und die Krone der beſſern Welt!«
Empfanget für euer Leben
Die Thräne des Danks,
Geweint in euren Aſchenkrug,
Geweint aus Augen, die zu den Sternen
ſchaun!

Ruhet in Frieden! Es steh auf eures Lebens
Denkmahl:
Siegel der Unsterblichkeit!

Arie.

O ihr lebt, geliebte Todten!
Was die Guten an euch liebten,
Gute, o das sank ins Grab
Nicht mit eurem Staub hinab!

Wohlbekannte, traute Hülle,
Läutre dich zur neuen Schöpfung;
Steig aus deinem Grab' empor
Oft im Frühlingsblumen Chor.

Geist von Gott, du gingst zum Va-
ter! —
Du der Sehnsucht Angesicht,
Wende dich zum Sternenhimmel,
Kinder Gottes, sucht die Schwesterseele
Droben, — folgt und weinet nicht!

Chor.

Folgt ihr nach, ihr Kinder Gottes,
Folgt getroſt, und weinet nicht!

Choral.

(Mel. Mir nach, ſpricht Chriſtus, unſer ꝛc.)

Sink immerhin, mein Leib, in Staub,
Mein Geiſt ſoll nicht erbeben!
Du, Erde, ſey der Erde Raub, —
Hauch Gottes, du wirſt leben!
Wenn dieſes Aug' im Tode bricht,
Bricht doch des Geiſtes Auge nicht!

Daß dieſe Welt mit ihrer Luſt
Uns nimmermehr genüget,
Und nimmermehr in unſrer Bruſt
Das hohe Bild beſieget,
Als Ziel der Menſchheit aufgeſtellt,
Das Bild von einer beſſern Welt;

Und, ob Natur uns widerſtrebt,
Uns ihre Feſſeln zwingen;

Dich, freier Geiſt, die Kraft belebt,
Dem Bilde nachzuringen, — —
Der Tugend Muth, Geduld und Streit, —
Das ſichert uns Unſterblichkeit.

Kurz iſt des Lebens Pilgerpfad,
Liebt, Brüder, euch im Leben;
Und wißt, all ſeinen Kindern hat
Ein Erbtheil Gott gegeben:
Dann wird, geht ihr zur Heimat ein,
Des Vaters Blick euch freundlich ſeyn!

VI.

Zerſtreute Blätter,

beſchrieben

von

A. M. D. E. Mnioch.

geb. Schmidt.

Angeſchloſſen ein Paar Worte über das Leben der Verfaſſerin.

Der Herausgeber an den Leser.

Iſt es erlaubt, vor dem Publikum ein Urtheil zu haben über das Werk eines geliebten Menſchen, der unſerm Geiſte ſo nahe verwandt, unſerm Herzen, wie unſerm ganzen Lebensglück auf das innigſte vermählt war, und dem die Liebe unſern Namen gegeben hatte?? —

Dieſe hinterlaſſenen Proben von der ſtillen Geiſtesthätigkeit einer guten Frau enthal-

ten eine Darſtellung, einen lebendigen Abdruck von einer wahrhaft weiblichen Seele in Empfindungen und Meinungen über Gegenſtände, die nicht außerhalb dem Kultur- und Geſchäftskreiſe des Weibes liegen.

Die Verfaſſerin hat nie vermuthet, daß dieſe Blätter von fremden Augen würden geleſen werden. *) — Ihre Urtheile über Bücher und Schriftſteller ſind mit voller Unbefangenheit aus dem Herzen niedergeſchrieben, und aus einem Kopf, der mit dem Herzen in unſchuldiger Freundſchaft lebte. — So originell, dreiſt und kühn manches dieſer Urtheile ſcheinen mag, ſo wollen wir doch hoffen, daß darin mehrere weibliche Seelen das Bild ihrer eignen Gedanken und Gefühle erkennen und begrüßen werden. —

*) Aus dem angefangten Aufſatz über das kurze Leben der Verfaſſerin wird ſich dies erklären.

Friede mit dem Schatten des friedlichen Weibes!

In den Gedichten finden ſich einige Fehler gegen die Proſodie, oder richtiger, gegen die Metrik. Zwar die meiſten Hexameter ſind fließend und wohlklingend, aber einigen Pentametern mangelt der gewöhnliche, raſche, daktyliſche Ausgang. Der Herausgeber wollte keine metriſche Verbeſſerung auf die Gefahr wagen, daß die Wahrheit und das Leben des Gedankens verlezt würde. *)

*) Z. B. Im zweiten Gedicht auf den Schwerischen Musenalmanach findet ſich folgendes Diſtichon:

»Und der andre, deß Stimme ſo herrlich tönt in der Hymne,
»Der die Chöre ſo voll ſingt und mit leichter Bruſt.«

Ich geſteh' es gern, daß ich mehrmahls vergebens den Verſuch gemacht habe, einen geſchmeidigern Vers mit einem Ausdruck zu verbinden, der eben das, und, wie mich dünkt, etwas ſehr Wahres und Treffendes, ſagt.

Selten glückt es der Hand des Mannes, im feinen Gewebe des leichten weiblichen Fingers einen Faden auszuheben, und ihn mit einem andern zu vertauschen, ohne das Ganze zu verletzen, oder die nachbarlichen Fäden zu verwirren.

I.

Die litterariſche Hausfrau.

1.

Den 30ten Auguſt 1796.

Was die Männer verſtehn und wiſſen, ihre Gedanken
Und ihre Kunſt, verlanget ein weites Feld
Rühmlichen Wirkens. Es darf des Mannes Verdienſt in der Fremde
Bekannter ſeyn, als unter dem eigenen Dach.
Aber den Weibern geziemt es, daheim zu bleiben in allem,
Was ſie an Kunſt vermögen, was ihrem Geiſt
Von den Muſen geſchenkt ward. — O ihr glücklichen Frauen,
Was in der eignen Hütte nicht wohlgefällt,

Was die Eurigen nicht verſtehn, was ſie nicht höher
Und werther halten, was nicht von ihnen mehr,
Als vom Kreiſe der Fremden geliebt wird, — damit, ihr Lieben,
Seyd nie geſchmückt, es iſt ein zu theurer Putz!
Dieſer blühende Kranz in des Geiſtes Locken gefalle
Dem Auge treuer Liebe zuerſt. Die Hand
Fröhlicher Kinder, die Euch zum Spiele rufen, ſie dürfen
In ſeinen Blumen ſpielen, ihn ungeſtraft
Von des Mütterchens Stirne löſen, und neben die Puppe
Vertraulich niederlegen. — Die gute Frau
Und die weiſe (es wohnet der Frauen Weisheit im Herzen!)

Anmerk. Vers 3. — ⏑ — Damit, nicht ⏑ — damit, das Adverbium, nicht die Conjunction.

* * *

Lebt in der großen Welt für die kleine nur,
Uebet im Stillen hier ſo manche höhere Tugend,
Zwar nicht dem Ruhme, aber der Liebe bekannt,
Und belohnet von ihr, wie nimmer Verdienſte des Mannes,
Von dir, du fremde, neidiſche, große Welt.

2.

Gelegentliche Fortſetzung.

Den 4. Sept. 1796.

Gehet den ſtolzen Muſen nicht nach, euch in ihre Reihen zu drängen, wenn ſie Frühlingsblumenleſe halten in Arkadiens Gefilden, in Tempe's Thal, weit entlegen von eurer Hütte. — Es ſind leicht geſchürzte Jungfrauen, raſch iſt ihr Gang, ihr Fuß ermüdet nicht. Wie wollt ihr folgen, im Arme den Säugling, an der Hand das leicht ermüdete Kind?

Aber ſie kehren wieder, ihre Körbe mit Blumen gefüllt; es ſchreitet ihr Chor unſre Hütten vorüber; ſie reichen den Bittenden manches Veilchen, — auch in der Eile manchen Roſenſtengel, daran die Blume verwelkt iſt.

Ohnfern der Schwelle unſerer Hütte ſanken Vergißmeinnicht aus den Körben der Töchter Mnemoſynens. — Ich habe die Verlohrnen aufgehoben, und wünſche, ſie friſch zu erhalten (wenn du ſie liebſt) ſo lange ihr Leben es geſtattet.

3.

Fortſetzung.

Bedarf mein Kind des Glaſes
Worin ich jene Blume
Mit reinem Thau erquicke,
So laß die Blume welken.
Sie iſt ja nicht erbeten,

Iſt kein Geſchenk der Muſen
Aus Gunſt, — ſie iſt entfallen
Dem übervollen Körbchen
Und welkt gewiß doch morgen!

4.
Fortſetzung.

Unſer Vergißmeinnicht
Blühet im Auge der Kinder,
Blühet, ſo lange von uns
Einer lebet, in Herzen,
Die wir nach unſern erziehn.
Liederchen ſprechen nur dann,
Wann wir ſie **leſen.**

II.

Glaube und Zweifel.

1.

Böſes glauben ſie leicht, was Gutes ſelten und langſam.
Glaub' und Zweifel, wie nah ſeyd ihr dem Herzen verwandt.

2.

Mit dem Herzen nur glauben und zweifeln die Menſchen. — Die Unſchuld
Fürchtet kein Unglück, die Schuld athmet im Frühlinge ſchwer.

9.

Dasselbe.

Glaub' und Zweifel, sie steigen aus dem Herzen.
Unschuld hoffet nach sieben schönen Tagen
Auch den achten noch schön, und siehet am heißen Abend
Still entgegen dem labenden Gewitter,
Aber die Schuld mit immer schwülen Busen
Athmet schwer, wenn schon die Wolken verzogen,
Wenn Erfrischung vom Wald und aus den Thälern
Unter dem hellen Monde weht!

III.

Nach Durchblätterung einiger Journale.

Den 6. August 1795.

Ich ſehe wohl, die Schriftſteller ſind wie die Weiber. Sie haben ihre Kränzchen und Kaffeevisiten, die ſie Journale nennen. — Ueber diejenigen medisiren, welche nicht von der Partie ſind, iſt leider auch hier die beſte Unterhaltung.

Die Nachbarin hat uns nicht zu Gevattern gebeten. Schon gut, wir geben auch einen Kindtaufſchmauß, und es ſoll nicht fehlen, daß die Wöchnerin ihre Gäſte über alle Tugenden der hochmüthigen, eiteln, närriſchen und unverſtändigen Frau Nachbarin unterhält. —

IV.

Herders Briefe zur Beförderung der Humanität.

1.

Erstes und zweites Bändchen.

Schönes, erquickendes Obst, gesammelt aus den besten Gärten aller Zonen, zum Genusse aufgestellt in silbernen Schaalen. Ach, die mit Küchenspeise schon Gesättigten sehen dich für ein Schaugericht an, berühren dich mit prüfendem Finger, und lassen dich auf dem Teller liegen, indeß sie vielleicht ruhmredig erzählen, wie sie deine Muttergärten selbst besucht, und dort dein ganzes Geschlecht an den Bäumen — gesehn — und wohl betrachtet haben. — —

2.

Das dritte Bändchen.

Man hört darin so viel Schönes, aber man wünscht es zu sehen. Ich arme Blinde freue mich nur mit Thränen über die angenehmen, erquickenden Wirkungen der Farben, wovon ich reden höre. Freilich es sagen die Horen, daß die Menschen aus Norden auch mit sehenden Augen blind sind.

Siehe den ersten Jahrgang der Horen. Die Statue an den Wanderer aus Norden.

V.

Nach einem Gespräch mit — über —.

Den 14. Julius 1794.

Laß mich schweigen und hören, wenn ältere Frauen mit Würde
Auch mit Dünkel und Stolz Urthel sprechen und Recht,

Anmerk. Vers 2. Urthel nicht Urtheil, nach der alten Aussprache.

Wenn, als wär' ich noch fremd im Kreiſe der Mutter und Hausfrau,
Man mit Blicken der Huld zum Geſchenke mir reicht,
Was Erfahrung und Uebung im Hauſe ärmlicher Eltern
Früh mich lehrte, ja ſelbſt, was mein Herz mir gelehrt.
Dieſes Herz, mein Lieber, das ohne Weiſung und Regel
Gattin und Mutter zu ſeyn, dies zu verſtehen ſich freut.
Laß die Jüngere ſchweigen! Zwar Geben iſt ſel'ger, denn Nehmen;
Aber wüßt' ich nur ſtets gut zu nehmen, mein Freund!

VI.

Friede, Geduld!

Den 18ten August 1796.

Friede, mein Lieber, Friede! Schon oft ver-
söhnte mein Kuß dich
Mit den Menſchen, die, ach, Ruhe ſu-
chen — im Streit.
Laß uns mit fröhlichem Sinn ertragen wol-
len das Unrecht,
Das nicht ſchlechter uns macht. — Lie-
be träget ja mit.
Wahrlich, du haſt dich geübt in langem, ſtil-
len Erdulden;
Aber nie mit Geduld, nie mit der in-
nern, mein Freund.

VII.

Pygmalion und Eliſe.

Den 23. Febr. 1796.

Liegt ein geheimer Sinn verborgen in dieſer Fabel,
Den nur ein Philoſoph oder ein Künſtler entdeckt?
Alles, was mir gefällt, erklär' ich nach eigener Weiſe.
Traute Fabel, du ſelbſt biſt eine todte Geſtalt,
Wenn dich der Menſch nicht erwärmt an ſeinem Buſen, wenn Leben
Unſer Leben dich nicht mit der Wahrheit belebt.
Lieber, ich kenne die Deutung! Der eignen Jugend Geſchichte,
Unſrer Vermählung Glück ſtellt ſich im Bilde mir dar.
Siehe, die Hand der Kunſt, der unbefangenen, wählte

Dieſen Marmor, begann unbefangen ihr Werk.
Aber da nun dem Künſtler im reinen Marmor das Bildniß
Seiner Gedanken erſchien, wich dir, o Liebe, die Kunſt.
Deinen Handdruck fühlte die rege Geſtalt, als die Göttin
Leben und Liebe goß in der Liebe Gebild.
Und mein eignes Verdienſt? — iſt Treue! Wahrheit und Treue!
Was mir die Göttin für dich in den Buſen geſchenkt,
Werd' ich dir ewig erhalten! O blieb es dir ewig daſſelbe,
Was dir, Geliebter, es war, da es die Göttin mir gab. —

VIII.

Glück der Frauen.

Eine gute Frau bedarf, um glücklich zu ſeyn, nur eines einzigen guten, ihr treuen Menſchen. Ein geliebter Gatte, der aufrichtig, wenn gleich nicht immer mit derſelben Zärtlichkeit, ſie wieder liebt, ſey ihr Lebensgefährte. Wann er mit heiterm Auge zur Hütte kehrt, ſo iſt Feſttag in des Weibes Seele.

Aber ein guter Mann braucht zu ſeinem Glück gar vieler guten Geneſſen. Seine Mitgefährten und Mitarbeiter im Amte, ſeine Vorgeſetzten nach Stand und Würde, ſo wie ſeine Untergebnen, müſſen freundlich, billig und edel ſeyn, wenn ihm ſein weltliches Leben *) gefallen ſoll. Man hört oft genug, wie viel Gönner und Freunde, die Männer (die keine Kronprinzen oder Könige ſind) ſich erwerben und durch allerhand mühſame Künſte erhalten

*) Im Gegenſatz des häuslichen.

müſſen, wenn ſie zu Ehren kommen, oder ferner dabei bleiben wollen.

Des Weibes Glück iſt auf eine Ambe geſetzt, des Mannes aber auf eine Menge von Zahlen in der Verbindung von Ternen, Quaternen und Quinen. — Hat eine Frau gewonnen auf jene einfache Spielart, die ihr von der Fortuna der weiblichen Natur und Beſtimmung ſelbſt vorgeſchrieben iſt, ſo wage ſie weiter kein bedeutendes Herzensgut, um auch in den andern Spielarten etwas zu gewinnen.

Glücklich geſchloſſene Freundſchaftsbündniſſe ſind gewiß ſeltner, als glückliche Ehen, die freilich auch ſelten ſeyn ſollen. Unſer Freund hat noch andre Freunde, unſre Freundin hat noch andre Vertraute. — Da ſoll man oft vielen Menſchen gefallen um Eines willen! — Da wird oft unſer Vertrauen durch ein anderes Vertrauen gemißbraucht.

Erwirb dir gute Bekannte, und ſuche ihre Zuneigung durch redliche Dankbarkeit zu erhalten, aber wenn du Freundſchaft begehrſt, ſo warte noch, gute Mutter, bis du deine Töchter zu deinen Freundinnen erziehen kannſt.

IX.

Unglück der Frauen.

Machet euer Glück, ihr lieben Männer, aber nehmet euch wohl in Acht, daß wir dabei das unſre nicht verlieren. —

Was es traurig ſeyn muß, die traute häusliche Geſellſchaft des Gatten und Hausvaters zu verlieren, weil er Tag und Abend damit beſchäftigt iſt, uns und die Kinder vornehm oder reich zu machen. — Ach, ſpricht der ehrſüchtige Geſchäftsmann, der es ſeinem Weibe nicht will merken laſſen, daß er die Liebe über der Ehrſucht verlohren habe, ich arbeite nicht

für mich, sondern für meine Familie. Gehe ich früher davon, so soll sie finden, daß ich für sie gesorgt habe.

Ihr hättet euch also nur darum mit uns verbunden, damit ihr doch wüßtet, **wem** ihr das Eurige hinterlaßt? — Wir müssen euch, da ihr lebet, entbehren, und sollen uns dabei mit der Aussicht auf unserm Wittwenstand trösten! Wenn wir das könnten, würdet ihr glauben, daß wir euch lieben? Vielleicht, denn ihr selbst liebt uns nicht mehr.

X.

Frage und Antwort.

Frage.

Liebes Kind, wie oft siehst du deinen Vater?

Antwort.

Täglich wohl dreimal, aber er spricht nicht viel mit mir. — Ich sehe ihn des Morgens,

wenn wir in sein Zimmer zum Handkuß geführt werden, und des Mittags, wenn er ein verdrießliches Gesicht hat, und des Abends, wenn er noch lange auf seiner Schreibestube gesessen hat, als der Tisch schon gedeckt war.

Wir sind dann sehr hungrig geworden, und ungeduldig und schlafrig, und es heißt bald, wir sollen gute Nacht sagen. Am längsten sehe ich den Vater, wenn viel aufgeputzte Fremden zu uns kommen. Da sitzt er einmal ruhig bei Tisch, und sieht freundlich aus und spricht viel Lustiges, — aber mit den Fremden.

Frage.

Hast du denn auch deinen Vater recht lieb?

Antwort.

O sehr lieb! (Wie mein Herz! sagt mir die Kinderfrau.) Er sorgt ja dafür, daß wir und die Mutter vergnügt sollen leben können, wenn er wird todt seyn.

Seufzer.

Armes Kind, es soll dir nach deines Vaters Tode an nichts fehlen, darum fehlt dir

jetzt Alles, — das Wichtigſte, das Erſte, was deine junge Seele bedarf, ein liebevoller, traulicher Umgang mit deinen Eltern.

Nacherzählung.

Jetzt iſt der Vater auf viele, viele Tage verreiſt, denn er hat, glaub' ich, mit dem Könige was abzureden. Er muß nun vornehmer werden und wird mehr Geld bekommen, weil er ſo fleißig geweſen iſt, und wir bekommen eine Kinderfrau, die in einer Florhaube ſchlafen wird. — Gar viele ſeidne und bunte Kleider wird der Vater uns und der Mutter mitbringen, auch einen ſchönen Gruß vom Könige und von des Königs Frau und von der Kinderfrau bei der Frau Königin. Die heißt nicht Frau Lieschen, auch nicht Frau Annchen. Sie geht friſirt und gepudert, und der Vater muß ihr die Hand küſſen.

XI.

Dir,

an deinem Geburtstage.

Viele haben, o Beſter, dir Liebes und Gutes erzeiget,
Ehe noch neben dir ging die geliebte liebende Gattin,
Ehe noch dieſe Hände dir Stärkung reichten, mein Auge
Friede weinte dem Streit, von meinen Lippen geſungen
Ein erfreuliches Lied den Kummer vom Herzen dir hauchte.
O beneiden möcht' ich die Menſchen, die früher dich liebten,
Früher in deine Thränen vertraulich weinten, und früher,
Weit entfernet von mir, durch einen Handdruck, ein Lächeln
Oder ein freundliches Wort dem trübern Tagen des Jünglings

Lächelnde Stunden verliehn. — O ſeh' ich im Geiſte lebendig,
Was ſie dir waren, ſo regt ſich Eiferſucht mir im Buſen.
Aber ſie ſchweiget bald, die Thörin, — dankend erkenn' ich,
Wer dir Gutes gethan, der that es auch mir und den Kindern.
Ja, wer Gutes dir that und Liebes mit herzlicher Treue,
Deine Mutter, dein Vater (o daß die Theuern noch lebten!)
Wer den Knaben erzog, da ſeine künftige Freundin
Noch die Lüfte des Lebens nicht athmete, wer dem Jüngling
Vorbild war und Lehrer und Mitgeführte zum Tempel
Friedlicher Weisheit, da noch im Kreiſe der erſten Geſpielen
Seine künftige Gattin den Hausſtand ſpielte, — ſie alle

Ha:

Haben geſegnet auch mich, noch täglich waltet ihr Seegen
Ueber dem Hauſe der Tochter, der Freundin, die ſie nicht kannten.
O, ſie nährten und pflegten, erzogen und ſchmückten das Meine!
Heilig ſey uns ihr Nahme! An jedem Feſte des Hauſes
Töne das Herz ihn laut, und nenn' ihn die dankbare Lippe.
Blühen ſollen die Leben der Freund' im Leben des Vaters,
Das ich den Jungfraun einſt, die jetzt auf dem Schooße mir ſpielen,
Bei der ämſigen Nadel erzähle, du einſt dem Jüngling,
(Wunſch wird Hoffnung!) der jetzt noch unter dem Herzen mir ſchlummert.

XII.

Wieland.

1.

Lieset man Wieland, so ist man im kluger und feiner Gesellschaft,
Aber ich bitte dich, Herz, werde mit ihm nicht vertraut!

2.

Den Reinen ist alles rein, was sie genießen; denn das Unlautre genießen sie nicht, obwohl sie es oft genug hören müssen.

Es wundert mich, daß man Wielands Gedichte so allgemein und laut als eine nicht bloß unterhaltende, sondern als eine bildende Lesereи empfiehlt. Ich meine aber die Empfehlung nicht bloß in gelehrten Schriften, sondern hauptsächlich die in Gesellschaften.

Oeffentlich darf man hiegegen kein Wort verliehren; wenn man nicht den Schimpf haben will, daß ein muthwilliger Mensch hinter unserm Rücken an das Epigramm erinnere:

»Warum verzeiht mir Amanda den Scherz,
und Almansaris tobet?
»Jene ist tugendhaft, Freund, diese be-
weiset, sie seys!«

Toben? freilich! — aber: weder verzeihen, noch nicht verzeihen? — sich beschämt, gekränkt, gedemüthigt fühlen, daß man uns mit einem solchen Scherz zu unterhalten geglaubt hat? — mistrauisch und beklommen seyn in solcher Gesellschaft, bei Anhörung eines solchen Buchs? —

Meine Erfahrung über die Menschen — ist nichts; dennoch fühl' ich es wie die sicherste Wahrheit: »Wieland will zwar in seinen »Gedichten nicht verführen, aber er will

»nun einmal den Meiſten gefallen, und »er rechnet auf Verführte.« —

Noch habe ich nichts von ihm gehört oder geleſen, was mein Herz aufrichtig lieben könnte, außer dem treflichen Gedicht: Geiſt der Wiederherzige. — Im Oberon, den du mir ſo ſehr empfohlen haſt, werden doch Scenen der Ueppigkeit, ſo künſtlich, umſtändlich und voll guter Laune ausgemalt, daß man den Muth verliert, zu warten, bis die Schwäche in Stärke übergeht, oder bis die Tugend über das Laſter triumphirt. —

Verſänfte! Wie iſt das zu nehmen: eine Frau zeigte wohl ihr neugebornes Kind mit Freuden der ganzen Welt; aber die Geſtalt ihrer Hoffnung ſuchte ſie ſoviel und lang' ſie konnte, fremden Augen zu verbergen? — Oder: ſie kleidet und ſchmückt das Kind in der Wiege mit den Ar-

beiten ihrer Hände, und mag nun wohl, daß hieran auch fremde Leute ihren Fleiß loben; aber vor der Geburt wurde alles geheim gehalten, und die Freundin arbeitete mit der Freundin oft bei verschlossenen Thüren? — —

Ich begehre keine Antwort auf diese Fragen: indeß glaube ich, daß ein Dichter, der von der Liebe dichtet, Dieses und Aehnliches nicht vergessen, leichtsinnig übersehen, oder gar verletzen dürfe, wofern er unsern herzlichen Beifall und unsere Achtung erlangen will.

XIII.

Göthe.

1.

Immer ſich gleich ſind Herder und Klop-
ſtock, Schiller auch Wieland:
Proteus-Göthe, wer faßt deines Herzens
Geſtalt.

2.

Was ich charakterlos benenne, ſey nur
manierlos?
Götter, ſo ſchützet uns doch unſre Ma-
nierlichkeit!

3.

Im Ernſte.

Der Göthe, welcher den Werther gedichtet hat, und der den Götz von Berlichingen darſtellt, und der Erwin und Elmire geſungen hat, — und der, welcher dich, du in deiner Schwermuth und Sehnſucht große weibliche Seele, dich, Iphigenia, vor uns erſcheinen läßt, und welcher den Doktor Fauſt hinauf zaubert, und die gefallene Margarethe unter den Eingebungen des böſen Geiſtes und dem ſchauerlichen Zwiſchengetön einer troſtloſen lateiniſchen Meſſe ſich quälen läßt — dieſer Göthe hat auch wenig Manier, aber gar wohl einen Charakter, dem er getreu bleibt. — Nur in den Elegien (ſiehe die Horen erſter Jahrgang) und in einigen Schilderungen von Meiſters Lehrjahren und in den Epigrammen des Schillerſchen Muſen-Almanachs von 1796, und vollends in den Xe-

nien möchte man den Verfaſſer noch eher an der Manier, an Lieblingswendungen und Ausdrücken, als an einer feſten Spur jenes Charakters erkennen, den man in ſeinen frühern Schriften liebgewinnt, hochachtet und verehrt. Wir ſagen uns dies ins Ohr: denn wann es auskömmt, ſo haben wir auf künftiges Neujahr ein Geſchenk zu befürchten, das uns nicht erfreulich ſeyn dürfte. — Penelope iſt angewieſen, ihrem Manne Eſſen zu kochen und die Strümpfe zu beſſern.

XIV.

Gemeinſpruch.

Ein allgemeiner Satz, ein Gemeinſpruch, eine Lieblings-Meinung! — Die neuſten Begebenheiten, ſelbſt die originellſten, ſcheinen uns alte Bekannte, wenn wir ihnen eine von dieſen Kappen aus

dem Kleiderſpinde unſrer dürftigen Weisheit und Erfahrung aufgeſetzt haben.

Schon oft ſah ich eine Rieſenbegebenheit in der abgetragenen Kinderkappe eines alten Sprüchleins von den Kindern als Spielkameraden begrüßt. Dieſe Gewohnheit hat ihr Gutes, auch ihr Schlimmes! — Wir würden uns vor mancher Erſcheinung mehr ängſtigen, wenn wir ſie uns nicht auf dieſe Weiſe vertraut oder gar gleichgültig machten. Wir würden aber auch mancher ſeltenen Begebenheit länger nachſehn, wenn wir nicht meinten, es gienge ein alter Bekannter aus unſerm Hauſe.

XV.

Schillers Muſen-Almanach

für das Jahr 1797.

1.

Welche liebe Geſellſchaft von frohen Männern und Frauen
Sitzet im Hauſe dort unter bekränztem Dach.
Lieder der Freude vernehm' ich, und Chöre der ernſteren Muſe,
Lieblich wechſeln Geſang, Lachen und lehrendes Wort.
Edlem Genuß wird hier gehuldigt; die Jugend, die Liebe
Singen ihr Glück, es tönt leiſe der Becher dazu.
Jedes Alter vergnügt ſich, geprieſen wird jegliche Schönheit,
Manche Tugend empfangt von der Muſe den Kranz.
Vieles belebt Ein Geiſt, — du Geiſt der beſſenden Sehnſucht,

Unnennbares! o du, dem auch der Glückliche sie weint.
O, es fühlt sich die Fremde, nach euern Blicken und Reden,
Wäre dies Herz genug, manchem von Euch verwandt.
Aber sie nahet nicht; auch Spott der Grazien kränket!
Unter dem Haufen versteckt, geht sie die Tafel vorbei.
Geht und betrachtet das Haus, und suchet zum Garten den Eingang.
Doch es schreckt sie ein Lärm aus dem hintersten Saal. —
Wird der Grazien Fest im offenen Hause gefeiert;
Feiern im Saale des Hofs wilde Bacchanten ihr Fest! — —
Ha, das wüste Gesinde! — es schmauset den Abgang der Tafel,
Alles wird ausgeleert, bis auf das Tröpfchen im Glas.

Witz und Ueberwitz, Schimpfreden und lautes Gelächter!
Aller Nachbarn Gesind und der Nachbar muß dran.
Ist es ernstlich gemeint? — o flieht, sie ergreifen die Eisen,
Werfen das leere Geschirr, werfen die Scherben uns nach.

2.

Fortsetzung.

Zwei der Männer, die dort bei Tafel saßen (der Eine,
Welcher so gern erzählt, als man freudig ihn hört,
Und der Andre, deß Stimme so herrlich tönt in der Hymne,
Der die Chöre so voll singt, und mit leichter Brust,)
Wo ich nicht irrte, sie warfen die Ueberreste des Brodes,

Zierlich in Kugeln geballt, unter uns Gaſſen heraus.
Ernſt zwar blieben die Mienen, doch Muthwill trieben die Hände. —
Dieſer Herren Geſind ſchmiß jetzt die Scherben uns nach.
Man erkennt die Bedienten an Worten und Kragen der Herrſchaft,
Nicht am Muthwill, denn der, — ähnlich iſt er, nicht gleich.

3.

Faunen und Grazien.

Soll ich dem Auge traun und dem Ohr! — ſeh' ich dort tanzen
Faunen mit Grazien, hör' ihren Wechſelgeſang?
Ach ich klage ſo oft, wie hat der Menſch mich geirret!
Bleiben die Götter doch ſelbſt ihrem Charakter nicht treu.

4.

Der Menſch ohne Maaß.

„Dieſes Buch iſt der Menſch — und noch der beſſre!“ — Mein Lieber,
Rede mir tröſtlicher, ſprich: Weib, du verſtehſt das nicht.
Soll ich die Menſchen nach meinem? — nach ihrem Maaße ſie meſſen?
Hier nach dem eigenen Maaß ſind ſie bald groß und bald klein.

5.

Der Scherz.

Eure Worte gefallen, auch glaub' ich den Geiſt zu empfinden;
Aber es fehlt mir an Muth, dieſen Scherz zu verſtehn.

6.

Forum des Weibes,

von Schiller.

(Almanach, S. 89.)

„Frauen, richtet mir nie des Mannes einzelne Thaten,
„Aber über den Mann sprechet das richtende Wort.

Bemerkung darüber in Bezug auf die Xenien.

Schön! und häßlich! so dürfte mein Urtheil vom Einzelnen lauten;
Ueber das Ganze, fürwahr, fehlt mir das meinende Wort.

XVI.

Terpſichore von Herder.

1.

Dieſes Buch iſt ein Mann, zu ſtolz für die Liebe des Weibes.
Meines Verſtandes Ohr höret den kühnen Geſang.
Aber mein Herz erbebt, ihm nachzutönen. Zerdrücken
Müßte der Schwermuth Laſt, ſprengen des Muthes Gewalt
Dieſen Buſen! Doch ahnd' ich: Heil ſey dem kräftigen Manne,
Dem dies männliche Buch bleibet durch's Leben ein Freund.

2.

Troſtlos macht es und tröſtet!' — O nein, es
erbauet, und dann erſt
Schlägt es nieder! es läßt offen die Wun-
de zurück.

3.

Die vier erſten Ruinen. *)

Von der Pforte des Eingangs ſtehn noch die
Pfeiler, man wandelt
Durch Gewölbe voll Nacht, des bangen Klo-
ſters Gewölbe,
Hoffend, die Pforte zu finden, die einſt zum
Garten geführt hat,
Und die Spuren des Gartens. Hinweg ſind
beide, wir ſehn uns
Plötzlich am Felſenrand tiefer entſetzlicher Kluft.

*) Herders Terpſichore, 2 Theil.

4.

Die fünfte Ruine.

Ende du ſollteſt der Anfang,
Du Anfang das Ende ſeyn!
Warum führſt du, o Dichter,
Uns vom Himmel zurück, aus jenem Reiche des Friedens,
Dort, wo Leben und Liebe nur eins ſind, dort, wo die Roſe
Ewiger Jugend blüht, der Unſchuld Kränze nicht welken,
Wo die Hauche des Aethers die Thräne des irdiſchen Kummers
Uns getrocknet ſchon hatten, wo wir die Schleier uns hoben,
Und mit freudigem Aug' in die Unſterblichkeit ſahn!
Warum kehrſt du mit uns
Wieder zurück
Zum Prüfungsthal der Erde
Hierhin, wo Schlachten geehrt ſind, wo man den Frieden verachtet,

Wo man das Beſſere, immer traurig betrogen, nur hoffet,
Wo ſich Freunde verkaufen, und ach der getäuſchten Jungfrau
In der Wiege das Kind rufet den Vater umſonſt?

Ja, Ruine,
Das biſt du, Geſang!
O du Pforte des Ausgangs,
Einſt bekränzet, der Weg zum lichten, blumigen Garten
Eigner, froher Betrachtung, wo vom Richter verlaſſen,
Jeder die Gänge ſich wählt, die ſeinem Geiſte gefallen,
Jetzt zertrümmert, und weit durch einen mächtigen Erdſtoß
Von der Stelle geworfen,
Ach, vor des Eingangs Stufen liegſt du da!

XVII.

Das Sprüchwort:

Hin ist hin, hin kehrt nicht wieder.

1.

„Was du verlohren hast, das bleibt verlohren,
„Vergebens fließt die Thräne, die du weinst!“
Ein gutes Wort, wenn es die Warnung spricht;
Ein scharfes Wort, soll es zur Strafe dienen;
Doch ach, — zum Troste? — O bewahre mich
In meinem größten Unglück, guter Gott,
Vor diesem Trost, — damit ich nicht verzweifle.

2.

Ich hab' es nicht, und mag es nicht erbitten,
Ein männlich Herz, das der Nothwendigkeit
Mit stolzem Sinn gehorcht! Und sollte je
Die kleine Hütte meines stillen Glücks,
Auch nur die Laube, welche Blumen trägt,
Dem Sturm erliegen, und mich nicht begraben;
So dank' ich Gott, wenn nicht mit kalter Brust
Ich thränlos dasteh', wie die Tröster wollen.
Von unsern Thränen nährt die Hoffnung sich,
Sie lebt in ihnen. — Alles kehret wieder,
Was wir geliebt mit reinem Herzen, was
Als gut und schön sich unserm Geist vermählte.
Es weinet Ceres, ihre Thränen dringen
Wohin ihr Aug' nicht dringt, hinab zu ihrer Tochter,
Und aus den Gräbern blüht mit jedem Lenz
Persephonens Geschenk an ihre Mutter;*)

*) Hindeutung auf das Gedicht: Ceres Klage, im diesjährigen Schillerschen Musenalmanach.

Bis einſt, gerührt von dieſer Doppelſehnſucht
Der Lieb' und Treu, dein großes Herz, o Schickſal,
Nicht länger widerſteht, du mit dem Blick der Gnade
Die Tochter ſelbſt der Mutter wiedergiebſt.

XVIII.

Gedanken

nach Leſung des ſogenannten Kalenders der Muſen und Grazien, von Schmidt.

(Mit Hinſicht auf manche Behauptung Schillers in ſeinen Abhandlungen über die naive und ſentimentale Poeſie.)

Dieſe Gedichte, höre ich, ſollen keine Gedichte ſeyn, weil ſie die alltägliche und dürftige Welt, ohne allen Zuſatz der großen und ſchönen Natur, oder des Idealiſchen abſchildern. Was mich anbetrifft, ſo habe ich bei Leſung dieſes

Kalenders (ich meine aber nicht alle und jede Stücke) einen angenehmen Eindruck empfunden, deſſen ich mich nicht ſchäme. Dieſer hatte viel Aehnliches mit dem Eindruck mancher andern Gedichte, die doch von den neuen poetiſchen Glaubensrichtern nicht unter die Ketzerwerke gezählt werden. Mein Urtheil iſt unbefangen, wie mein Gefühl. — O, wie mag doch ein Dichtergemüth ſo ungerecht ſeyn, in die freie poetiſche Welt eine alleln rechtgläubige Kirche einführen zu wollen! — —

Herr Schmidt ſcheint freilich zu ſagen: er ſchildre die reine, ſchöne Natur, obwohl er, meiner Meinung nach, bloß das alltägliche Leben ſchildert, und zwar nicht von der Seite, wo auch die Ereigniſſe dieſes kleinlichen Lebens zum herzerhebenden Ideal, zur herzſtärkenden großen Natur zurückführen. Aber es iſt ein friedliches Alltagsleben, wie man es ſich außer den Stunden der Begeiſterung, und

zwar in einer begrenzten häuslichen Lage nach Möglichkeit wünscht.

Die Welt iſt im Großen und Kleinen ſo beſchaffen, daß unſer auf die wahre Natur und das Idealiſche gerichteter Sinn uns ſchwerlich jemals mit ihr zufrieden machen kann. Aber wer vermag dieſe Sehnſucht und Unruhe, ſo erhaben ſie ſind, auf die Dauer auszuhalten! Gewiß nicht jeder Menſch, und nicht in jeder Lage ſeines Lebens.

Wenn wir in den Sandgefilden einer höchſt unromantiſchen Gegend, unter dem Schindeldach eines engen und finſtern Häuschens unſre Jugendtage leben, und leben müſſen, wenn wir die Arbeiten einer wenigbedienten Hausfrau in dürftiger Küche, oder einer Mutter im unbequemen Kinderſtübchen treu verrichten, und dennoch, bei manchen unbefriedigten Anſprüchen unſers Geiſtes, ein helles, freundliches Auge, ein leichtes, zufriednes Herz behalten

wollen; ſo müſſen wir uns mit kindlichem Sinn über Kleinigkeiten freuen können. — Dieſer im begrenzten häuslichen Leben ſo willkommene und nöthige Kindesſinn macht das Glück einer ſonſt beſchwerlichen Ehe. Er macht, daß wir in ſandiger Gegend uns ein Gänſeblümchen zum Geſchenk bringen, als wär' es die erſte Roſe des Jahres, für den Geliebten ſchon früh ausgewählt, — daß wir unter unſerm Schindeldach dem wiederkehrenden Storch oder der Schwalbe ein freundſchaftliches Willkommen entgegenblicken, und ihre Wiederkehr feiern, wie die Ankunft eines alten Freundes, — daß in der dürftigen Küche ein neu angeſchaffter Keſſel, oder ein wohlgerathener Kuchen uns auf einen halben Tag froh und luſtig macht, und wir des Rauches nicht achten, der unſer Auge weinen läßt, ohne unſer Herz zu betrüben (welches beim Rauch in der Küche nicht immer der Fall iſt). — So finſter die knappe Schlaf- und Kinderſtube iſt, wir ſehen doch freundlich aus, wenn wir unſerm zweijährigen

Töchterchen die erste Tasche umbinden, worin es sein kleines Schnupftuch verwahrt. Die Sache ist uns merkwürdig genug, dem Manne wiedererzählt zu werden, und siehe da, er freut sich mit uns, wenn das Mädchen zeigt, es werde nun bald nicht mehr in die naive Unverlegenheit von Lottens Schwesterchen gerathen. *)

Dieser Sinn, meine Herren, Sie, die vielleicht Frauen- oder Kinderlos sind, oder sonst auf eine sehr bequeme und anmuthige Art zusehen können, wie ihr Hausstand geführt wird, — dieser Sinn ist, wenn ich so sagen darf, das Talent zur häuslichen Poesie eines dürftigen Familienstandes.

Ein feuriger Jüngling, eine sorgenfreie Jungfrau, oder Mann und Weib ohne Kinder, im verrinten Muth der Jugend, der Gesund-

*) Die bekannte Kinderscene in Werthers Leiden.

heit und eines idealiſch gerichteten Geiſtes, ja dieſe feſſelloſen Menſchen mögen ſich an den Sandufern der Oſtſee, oder im Lande, wo die Citronen blühen, aufhalten, mögen in einer lichten und freien, oder in einer dunkeln und dumpfen Hütte wohnen, nichts bindet ihren Geiſt an den Ort, wo ihre Körper leben; ihre vereinten Seelen ſchwingen ſich auf den Flügeln jugendlicher Liebe, wohin ſchöne Natur und Ideal ſie winken. Wo ſie auch wohnen, ſelbſt in dem ſchönſten irdiſchen Paradieſe, — ihr Geiſt ſieht über dieſes hinweg, ihr Herz lebt immer in einem geahndeten beſſern Jenſeits.

Die Dichter ſingen von dieſem ſeligen Zuſtande: Waſſer und Brot ſchmecke uns wie Wein und köſtliche Aepfel; aber ſie ſagten vielleicht richtiger: Wein und köſtliches Obſt, Brod und Waſſer ſchmekke uns gleich.

In einem andern Zuſtande müſſen wir den Wohlgeſchmack an einem dürftigen Ge-

richt erſt aufſuchen. Unſer Kind trägt uns dieſen Becher mit Waſſer entgegen, es trinkt zuerſt. Dieſes beinahe tägliche Gemüſe iſt heute in dem neuen Gefäß zubereitet worden, das wir längſt bedurften, das aber jetzt erſt von dem ſeltnen Reſt des wöchentlichen Haushaltungsgeldes angeſchafft werden konnte. »Es »giebt heute nur Brod und Gemüſe, lieber »Mann, aber die Kleine hat ihren erſten Zahn »bekommen, und wir wollen fröhlich hoffen, »ſie werde für dieſen und alle künftigen Zähne »immer etwas zu beißen haben.« —

O, auch wir haben ein Herz für das Schöne und Erhabne, auch wir ſehnen uns hin nach dem Unendlichen und Allem, was ſeine Spur trägt, aber wir haben täglich wenigſtens zwölf, oft vierzehn Stunden auf einem ſandigen Steinacker zu arbeiten, der uns ein ſparſames Brod giebt; wir haben die Küche ſelbſt zu beſtellen, wir glühen und ſchmachten erſt an der Hitze, die uns ein labendes Mahl bereiten

ſoll; wir ſind oft unſre eigne Knechte und Mägde, und neben der Wäſcherin ſteht die ſchwächliche Hausfrau, macht vor und arbeitet mit, und läßt das Kind, das kaum gehen kann, noch eine Weile an der Schürze zupfen, ehe ſie es wieder auf den Schooß nimmt, ihm zu ſpielen giebt, und dabei, nicht ganz ohne Kunſt und Mühe, die Ausbeſſerung des Leinens vollendet, das heute noch mitgewaſchen werden ſoll.

Ohne jenen Sinn für das Kleine, für tauſend angenehme Nebenideen, die auch dem Alltäglichen — Neuheit und Reiz geben, kurz ohne jene Poeſie der dürftigen Häuslichkeit, was für ein trauriges Leben würden wir führen! Der proſaiſche Pflichtgedanke kann uns wohl zu rechtſchaffenen und treuen, aber nicht zu geliebten und glücklichen Hausvätern und Hausmüttern machen!

Wenn nun Herr Schmidt durch ſeinen Kalender dorfhäuslicher Poe-

ſie dieſem Sinn für die Freuden des gefeſſelten Lebens, des kleinen begrenzten Hausſtandes Nahrung darbieten wollte? — Es iſt ja doch nichts poetiſch, außer dem theilnehmenden Herzen des Menſchen!! — Laß dieſes Herz zu ſeiner Zeit am Großen und Unendlichen, laß es täglich am Kleinen und Endlichen, welches in unſerm Lebens- und Pflichtenkreiſe liegt, einen rührenden oder frohen Antheil nehmen! — Es kömmt hier freilich gar viel auf die Stellung der Kleinigkeit an, ob ſie uns im Lichte einer ſchönen oder im Schatten einer häslichen Nebenidee erſcheinen ſoll. Dies iſt die Kunſt der Hauspoeſie! Ein Herz voll Zärtlichkeit und Treue, das an einem gleichen Herzen ruht, Mann und Frau, die ſich lieben, dabei ſelbſt ihre Kinder erziehen, und ſelbſt ihre häuslichen Angelegenheiten beſorgen, verſtehn dieſe Kunſt, ohne ſie gelernt zu haben.

Wer darüber ein Buch ſchreibt, wagt immer viel, indem der größte Theil der Leſer dieſe Kunſt nie bedurfte, und daher wenig oder gar keinen Sinn für ſie hat.

Wenn irgend ein deutſcher Dichter, den ich kenne, ein allgemein geliebtes Buch ſchreiben könnte, um den Sinn für dieſe Art häuslicher Glückſeligkeit auch bei denen zu erwecken und zu ſchärfen, welche den Eheſtand fliehn, weil ſie ihn für den Stand des Verkümmerns halten, ſo wäre es wohl Lafontaine. Ich rede hier nach meinem Gefühl. In ſeinen Schriften leben viele gute Freunde und Freundinnen meines Herzens, die ich anſehe, als ob ſie zu meiner Familie gehören.

Fortsetzung.

O ihr großen und stolzen Seelen, die ihr euch in einer Lage befindet, wo ihr nicht erfahren könnt, wie ästhetisch klein, unbeschadet seiner moralischen Würde, der Mensch werden muß, wenn er Ruhe, Zufriedenheit und guten Muth behalten will, verachtet uns doch nicht darum, daß wir manche kleinfügigen Dinge (die wir lieben müssen, wenn sie uns nicht elend, oder doch traurig machen sollen) mit lieblichen Nebenideen bekleiden, und lasset es immer Mückenfüße *) seyn, woran wir in unserm Kämmerlein ein Paar erfreuliche Gemälde aufhängen, die vielleicht einen goldnen Nagel verdienten.

Indem Mann und Frau, Vater und Mutter sich über alltägliche Ereignisse ihrer Familien ergötzen, erhöht und veredelt jeder des andern

*) Eine Art kleiner eiserner Nägel.

andern Freude durch ſeine Theilnahme, und dieſe gegenſeitige herzliche Theilnahme mag gar wohl der Gegenſtand eines edeln Lebens werden.

Zweite Fortſetzung.

Es iſt eine Bemerkung von Yorik, oder von Montagne: ſo lange der Menſch ein ſchönes Gedicht lieſet, oder über große Gegenſtände denkt, iſt er ein König.

Wie ſelten aber kann man im Hausſtande oder ſonſt im Geſchäftsleben ein paar Stunden der Sorgloſigkeit dieſer Unterhaltung widmen! — Und geſetzt man kann es, ſo darf man es doch nicht immer. In der gewöhnlichen Maße iſt es beſſer, daß wir uns gerade mit dem Gegentheil unterhalten. Wir ſind kein König und keine Königin! Nicht durch Leben, ſondern durch Thun, nicht durch

Anordnen allein, sondern durch Vormachen und Mithelfen können wir unsre kleine Wirthschaft, oder die Geschäfte unsres Amts in gutem Gange erhalten, so lang es Gott gefällt. Die Wünsche nach der Ausführung grosser und schöner Ideen, wie solche, unter bessern Umständen, auch in der Welt des Hausstandes ausgeführt werden können, müssen wir oft genug mit Mühe und mit Gewalt zurücktreiben.

Es ist daher nicht übel, wenn uns jemand ein Lied, eine Schilderung und Erzählung, oder ein ganzes Buch schreibt, worin wir uns wie in unserm eignen Hause wiederfinden, und wodurch wir erbaut und erfreut werden, ohne mit unserm Geist gegen Himmel hinaus fliegen zu müssen.

Im Hausstande giebts immer etwas zu thun. Ob die Kinder ein ganzes oder ein halbes Stündchen schlafen werden, wissen wir

nicht. Wir dürfen uns alſo nicht zu weit von der Kinderſtube, wenigſtens nicht zu weit von Hauſe entfernen. Man muß uns leicht abrufen können. — Weh uns, wenn wir eben die Palläſte des Idealiſchen durchtan, und wir nun plötzlich in die Hütte zurück müſſen, wo die Wiege, die Wanne oder der Topf am Feuer auf uns warten. Das wird die ruhigſte Seele verderben, wenn es oft kömmt; es wird uns verdroſſen und ungeſchickt machen zu den Pflichten des niedern Lebens.

Zwar heißt es in den Xenien: warum entfliehet ihr euch, wenn ihr euch ſelber nur ſuchet? — — Indeß begrüße ich den Schriftſteller doch als meinen Hausfreund, der mir mit warmer Theilnahme etwas erzählt oder ſchildert, was ſich auch in meiner Familie zuträgt. Seine Empfindung iſt eine Rechtfertigung meiner eignen. Ich werde überzeugt, daß es noch andere gute Menſchen gibt, welche die Freude über die Kleinig-

freien, die ihnen beſchieden ſind, eben ſo nothwendig zu ihrem Glück finden, als ich. — Die Sympathie im Großen iſt herzerhebend; im Kleinen iſt ſie erquickend, tröſtend, ſtärkend.

Dritte Fortſetzung.

Nein, ihr ſeyd nicht König, nicht Königin! — — Es iſt nicht mehr frühe. Das Mädchen iſt mit dem Briefe gegangen; die Schlafkammer iſt noch nicht gekehrt und zurecht geräumt; dein Kleid bedarf der Nadel; in der Wiege erwacht bald das Kind, und bald läuft am Feuer die Milchſuppe über. — Aber froh und ſchnell zum Werke! Die Stühle geordnet, den Vorhang zugezogen und die Diele gekehrt! Es ſind, Gottlob, nur ein Paar Stiche, ein halber Faden nöthig, um die Wunde des Kleides in eine kaum ſichtbare Narbe zu verwandeln. — Glücklicherweiſe ſchnei-

deſt du ſchon den Faden ab, das es ſich in der Wiege bewegt. — Es ziſcht am Feuer, aber du kömmſt noch zu rechter Zeit. — Siehe, ſo fördert ſich dein Werk unter der eignen Hand bei Luſt und Liebe. Die Schlafkammer iſt wieder ein Stübchen geworden; du darfſt dich in deinem Anzuge nicht verbergen; das Frühſtück ſteht auf dem Tiſche, das rothwangige Kind liegt dir im Arm, und heiter tritt der mehr gerufene Vater herein, wiederholt ſeinen guten Morgen mit Handdruck, Umarmung und Kuß, und iſt ſo voll guter Laune, als ob er ſtatt der Akten eine Voſſiſche Idylle geleſen hätte. —

Erinnre dich oft dieſes Morgens, und laß ſein freundliches Bild dir Troſt und Hoffnung geben in den trüben Stunden des Kummers und der üblen Laune, wenn dir nichts von Hand gehe, nichts glücken will.

Vierte Fortsetzung.

Es ist allerdings eine edlere Freude, wenn wir bei glücklicher Muße einander in den Armen ruhn, und unsre höheren Wünsche, unsre idealischen Hoffnungen in lieblichen, tröstenden Gestalten vor uns aufsteigen; wenn ich dir dann erzähle: Unsre Auguste hat heute auf mein gutes Wort ihre neue Puppe der kranken Schwester gegeben. Ich sah Thränen in ihrem Auge, aber mit einer rührenden Anstrengung enthielt sie sich des lauten Weinens, und verbarg ihr Gesicht in meinen Schooß. Als sie es wieder erhob, liefen ihr die Paar Thränen über die Wange, und ihr Auge sah mich offen und freundlich an. Ich sollte vergessen, daß sie weinen gewollt! — Da ich ihr einen Kuß gegeben hatte, eilte sie zum Bette der Schwester und sagte: »Behalte nur, Schwesterchen, »behalt' und spiele! Ich will dir Alles bringen, »du bist krank!« — Schöner Beginn einer freien Selbstüberwindung aus Liebe, sey uns heilig! —

Aber auch dies ist nicht übel: »Komm »du doch auch her, lieber Mann, und nimm »deine Weihnachtsbescherung in diesem Kuß, »und sieh, wie die Kinder sich über den Buchs»baum und über die bunten Wachslichter und »über die blanken Aepfel und Wallnüsse freuen, »die ich noch gestern vergoldete, als du schon »schliefst.« — Nein wahrlich, auch das ist nicht übel, und darf nicht sobald vergessen werden, damit man auch zu Ostern und Pfingsten noch ein Weihnachts-Stündchen habe.

XIX.

Allerhand Bemerkungen.

Einige darunter für's Haus.

1.

Wehe euch, ihr modernen Gesellschaften, wo man die Besorgniß: ob nicht vielleicht dieser oder jener Scherz ein jungfräuliches Gesicht er

ächen machen könnte, zu den Peinlichkeiten der großväterlichen Welt rechnet.

Wie die immer wieder angeblasene Kohle endlich zu Asche verglüht, also verglüht auch das Gefühl der Zucht in der zu lang oder zu oft aufgehaltenen Glut des Schamerröthens.

2.

Ich zweifle, daß die Männer in der That schwerere Geschäfte haben können, als die Weiber, welche selbst ihrem Hausstande vorstehen. Eines der schwersten dünkt mich die Regierung des Gesindes, so wie solches jetzt beschaffen ist. Es muß ruhig, zufrieden und doch in Ordnung und Thätigkeit erhalten werden. Eine Kinderfrau insbesondere ist Vice-Königin in einer Hausstandsprovinz, wo sie uns gar leicht das Scepter aus den Händen winden kann, wenn wir nicht beständig auf unsrer Hut sind. Eine gewisse Autorität müssen wir ihr stillschweigend zugestehen; ohne diese würde sie

ihr Amt nicht gut verwalten können. Aber es muß unſerer Oberregierung dadurch kein Eintrag geſchehen. Wie dies aber zu machen ſey, das eben iſt der Knoten, der eine behutſame Auflöſung verlangt. —

Das Geſinde iſt freier und unabhängiger, als gewöhnlich der Hausvater ſelbſt, wenn er in öffentlichen Dienſten ſteht. Männer zu öffentlichen Poſten werden nicht eben geſucht. Der Staat hat immer die Wahl unter Hunderten, die ſich mit Bitten und Flehn antragen und zudrängen. Nach Dienſtboten aber wird alle halbe Jahr gefragt und ein neues Unterkommen iſt ihnen ziemlich gewiß. Schon hierin find' ich eine Urſache, woher einem andern Vorgeſetzten die Lenkung einer Menge von Unterdienſtleuten um gar vieles leichter werden muß, als einer Hausfrau die Regierung über zwei oder (bewahre der Himmel!) gar über drei Mägde.

3.

Es iſt eine Pein, wahrnehmen zu müſſen, daß man uns, wenn auch noch ſo geſchickt, doch mit Mißvergnügen und Unzufriedenheit bedient. Wir wünſchen, daß unſere Hausgenoſſen nicht bloß ihre Pflichten genau erfüllen, ſondern daß ihnen ſolche auch nicht läſtig ſeyn mögen. Das verdrüßliche, widerwillige Geſicht, womit uns das Eſſen aufgetragen wird, iſt uns zuweilen unangenehmer, als die heitere Unvorſichtigkeit, welche Schüſſel und Eſſen zu Boden fallen läßt.

4.

Willſt du freundliches und gutes Geſinde haben, ſo erzeige dich gütig, aber mit Ernſt. Halte deinen Dienſtboten in der erſten Zeit, da er ſich dir noch zu empfehlen wünſcht, mit gleichmäßiger Strenge zu ſeiner Pflicht an. Die Herrſchaft, welche Anfangs gegen das Geſinde zu höflich iſt, wird hernach gemeinhin

zu grob. — Tadle Unordnungen mit Nachdruck, aber beschäme niemand, der noch roth werden kann, vor fremden Augen. — Erwecke Vertrauen zu deiner Gerechtigkeit. Darum vergiß nicht, mitten in deinem Tadel den Getadelten an das zu erinnern, was er einmahl sehr brav und geschickt gemacht hat, und gieb ihm Muth zur Besserung, indem du ihn auffoderst, sich selbst wieder gleich zu werden.

5.

Lobe dein Gesinde nicht sogleich, als es seine Sache gut gemacht hat, sondern spare dies Lob bis auf die Zeit, wenn du zu tadeln hast: damit dein Tadel durch den Zusatz jenes Lobes die herbe Bitterkeit verliere, und er um so leichter Eingang finde in das Herz des Getadelten.

6.

Es war nothwendig, daß man den Weibern endlich die öffentliche Ehrenerklärung that, sie sind Menschen, und haben ihre unverletzbaren Menschenrechte, wie die Männer. Diese Gleichheit liegt in der Vernunft, welche von keinem Geschlecht weiß und der Himmel gebe nur, daß sie gehörig geachtet werden möge.

Wenn ich aber lese, daß eine Staatsverfassung gewünscht wird, worin diese Gleichheit die feinsten und schönsten Unterschiede des Charakters beider Geschlechter aufheben müßte; so kömmt es mir vor, als verlange man ein Instrument, auf welchem der Diskant wie der Baß klingen, oder wo es eigentlich gar keine hohen Töne geben soll. Was in aller Welt müßte das für eine Musik seyn, die auf einem solchen Instrument gespielt würde! — Ohne Mannigfaltigkeit ist keine Harmonie möglich, aber gar wohl ein Rauschen und Lärmen. Der

bildeten ſich die Weiber zu Männern, ſo würde Alles, was man noch Muſik des Lebens nennen kann, ſich in ein einförmiges Toſen unruhiger Meereswellen verwandeln.

7.

Es kann einer guten Sache, ſelbſt der Tugend, nichts nachtheiliger ſeyn, als wenn man ſie beſtändig von ihr ſpricht, und ſie dazu immer bei einerlei Namen nennt. — Kaum hat Herder Briefe zur Beförderung der Humanität geſchrieben, ſo fangen alle Journale und Leſebücher an von Humanität zu ſprechen, und in Geſellſchaften lobt und tadelt man mit den Worten human und inhuman.

Geſetzt man wüßte auch immer, was man damit ſagt, ſo wird doch durch den alltäglichen Gebrauch der Name ſelbſt alltäglich, und ſeine ganze Bedeutung wird daher immer weniger und weniger erwogen. Geiſt und Leben geht

verlohren, und der todte Buchstabe wird unleidlich und ekel.

Das zweite Gebot in seiner ganzen Anwendung heißt: du sollst den Namen alles Guten nicht unnütz führen! —

XX.

Gedanken nach mancherlei Lektüre.

1.

Voß, der Dichter.

Deutsche Geradheit und Kraft, deutsche Fülle und deutscher Witz, selten findet man euch mit so viel Leben, Anmut und Gesundheit gepaart.

Andre Musen rufen uns in die Einsamkeit, oder verweilen mit uns nur im engen Kreise trauter Freunde. Diese Muse aber lockt in Gesellschaft, und ist in der fröhlichsten Stunde willkommen. — Ach, wenn sie nur niemahls

bei ihren muntern Scherzen vergäße, daß ſie — eine Jungfrau iſt.

5.

Kantate.

Welch eine Pracht, welch ein Pomp! Die Muſen halten eine feierliche Prozeſſion. — Sinn und Phantaſie und Verſtand werden lebhaft beſchäftigt, nur allein du, armes Herz, haſt ungerührt bleiben ſollen.

7.

Gewiſſe Kantaten.

Die Rezitative ſind Blicke in einen Guckkaſten, die Arien und Zwiſchengeſänge ſind gottſelige Gedanken über das, was man ſo eben im Guckkaſten geſehen hat.

Gleim.

Glückseliger Greis, du hast dein ganzes schönes Leben als freier Jüngling gelebt. Scherzend besangst du die Liebe, fröhlich und freundlich ist der naive Witz deiner arglosen Laune in den Liedern deiner frühern Jahre. Bei diesem unbefangenen Geiste blieb dir ein heller Blick auf die Begebenheiten der wechselnden Zeit, und ein feurigtheilnehmendes Herz. — Nicht wie ein Greis, der nur das Vergangne lobt, dem nur das Alte gefällt, sondern mit dem Interesse des Mitlebenden, Mithandelnden, mit dem Interesse des Jünglings (obwohl zugleich mit der Gerechtigkeit des erfahrnen und prüfenden Alters) besingst du noch jetzt den Krieg und den Frieden, und jede bedeutende That des vielgestalteten Genius unsrer Zeit!

Erquickende Erscheinung in diesen Tagen der stürmischen Leidenschaft, der überspannten Kraft,

Kraft, ſo wie der thatloſen Ohnmacht, der herzloſen Gleichgültigkeit!

5.

Nach Leſung verſchiedener Dichter aus der Mitte unſers Jahrhunderts.

Du lieber Genius der Fröhlichkeit, du unbefangner, zweifel- und ſorgloſer Geiſt, der du vormahls in den trauten Sonn- und Feſttags-Geſellſchaften unſrer guten, geſunden und ruhig gläubigen Väter und Mütter erſchienen biſt, Lachen und Scherz im Gefolge, — ach, wohin entflohſt du, und wann kehrſt du wieder! — Ueberall ſuch' ich dich vergebens! Aber in den Dichtern aus den Zeiten der aufblühenden Kunſt in Deutſchland höre ich noch das erfreuliche Echo deiner luſtigen Stimme. — In den Freudenliedern eines Uz, eines Gleim, eines Hagedorn athmet deine leichte Begeiſterung, ſie athmet aus einer ungepreßten, vom Zweifeln, von unbeſtimmter Sehnſucht und

Hypochondrie ungeängsteten Brust. Ein wohlklingendes Gelächter des arglosen Witzes lässest du harmonisch in den Gesang der Empfindung eintönen.

Die Dichter unsrer Zeit sind schwermüthig. Sie seufzen in ihren Liedern: Genieße, armer, vergänglicher Mensch, weil du bald davon mußt! — oder sie betäuben sich und uns mit schauerlichen Dithyramben. —

Ach, die Zweifelphilosophie hat aus dem Herzen den Glauben verscheucht, und die verschlimmerten Sitten haben dem Leibe die Gesundheit entwandt, und mit beiden Gütern entwichest auch du, lieber Genius der sachten Fröhlichkeit!

—

XXI.

Liebe.

Dichter bestreuen den Pfad der Liebe mit himmlischen Rosen,
Frühling schmücket die Flur, des Herbstes Segen die Bäume;
Aber es sinket vom Himmel
Weder Blume noch Frucht herab.

Was den Menschen erfreut, erzieht die Sorge des Menschen.
Wechsellos bleibe die Liebe, doch ändert sich täglich das Leben;
Daß wir leichter es wallen,
Dafür soll sie gesegnet seyn.

Hoffet nicht allzukühn! — Ach, nur im Traume der Hofnung
Wohnet der Himmel auf Erden; das glücklichste Leben erblasset
Vor dem Zauber-Gebilde
Der allmächtigen Phantasie!

Suchet kein Paradeis, Ihr habt es denn sel-
ber gepflanzet!
Zieht in dem eigenen Garten bescheidene Veil-
chen der Freude,
Manche Früchte des Sommers
Sparet weislich zum späten Jahr!

Lernet das Gute genießen, ertragen das
Böse! — Die Liebe
Beut Euch willig die Hand! Sie ist des Le-
bens Gefährte;
Tauschet sie nicht mit dem Ziele:
Myrthe kränzet den Sieger nicht!

Trinket aus ihrem Becher Euch Kraft zur
Arbeit des Lebens,
Fühlet erweitert das Herz, auch fremdes Wohl
zu umfassen:
Willig fließe die Zähre,
Tröstend in fremde Noth geweint.

Bleibet der Liebe getreu! — Sie paaret Tugend und Freude,
Pflicht wird ſchöne Natur. — Der Lohn iſt edel: ein Handdruck,
Ein zufriedenes Lächeln,
Gleichgefühle der treuen Bruſt.

Bleibet der Liebe getreu! Sie führt zum Ziele der Menſchheit,
Wandelt dort ihre Geſtalt; der Mitgefährte wird Engel,
Reicht uns die Kränze des Sieges,
Die er ſelber errungen half.

XXII.

Fragment.

Ein Groſchen gilt doch immer noch vier Dreier,
Wenn gleich das Kupfer durchſcheint, das Gepräge

Zur Hälfte abgerieben iſt. — Es kömmt
Bei ſolcher Münze nicht auf innern Werth,
Nur auf den äußern an, den ihr der Stem-
pel gab.
Sie geht im Schuß, und flüchtig überblickt
Des Krämers Auge die verlangte Zahl.

Euch, ihr Dukaten, ward es nicht ſo
gut!
Ihr ſteigt und fallt; ihr geltet nicht im Schuß;
Ein jeglicher von euch wird ſcharf geprüft,
Und nachgewogen auf der feinſten Wage. — —

Indeß, mein Freund, wenn dein Verdienſt
dem Golde
An Würde gleicht, biſt thöricht du genug,
Des Groſchens Adel wirklich zu benei-
den? — —

XXIII.

Trauriger Wechsel.

Welch ein trauriger Wechsel! — Die Weisheit kömmt in dem Alter,
Und mit der Jugend entfliehn Schönheit und fröhlicher Sinn! —

XXIV.

Bitte an die Weisheit.

Wann einst die Blüten der Jugend gefallen sind,
Und wann das Laub erbleicht; —
Wann eine Kraft nach der andern
Begraben wird,
Und wir nun traurig dastehn
Am Hügel der Vorzeit,
Der unsre Lebensfreuden
Auf ewig deckt;
O so erscheine du dann, du ernste Weisheit

Mit deinem schauerlich-erhabnen Trost
Aus unbekannten Welten:
Aber vergiß nicht,
Auch ein lindes Thränentüchlein
Mitzubringen! —

XXV.

Furcht und Hoffnung.

Klein war der Hausstand,
Worin ich lebte
Von Jugend auf.
Aus fernen Landen
War der Vater,
War die Mutter gekommen,
Und im Vaterlande der Aeltern
Lebten die Eltern
In der Fremde.
Eng geschlossen
War der Kreis
Der ganzen Familie.

Und dennoch sind
Von diesen Wenigen
In wenig Jahren
Zwei in die Erde verscharrt.
Sie ruhen
Unter Hügeln
Von leichtem Sande
Am kalten Ufer
Der stürmischen Ostsee.
Größer wird jetzt
Und immer größer
Der Freunde Kreis,
Der Herzvermählten
Und Herzvertrauten.
Es wandelt die Tochter
Am Arme des treugeliebten,
Treuliebenden Gatten,
Und freundliche Kinder spielen
Um ihre Scheitte.
Für drei Leben
Drei Herzen mehr
Hast du zu fürchten,

Leichtbewegtes Herz! — —
Aber auch zu hoffen!
Und warum hoffest du nicht?

Trotzig und verzagt
Ist des Menschen Gemüth!

Alles Gute,
Was vom Himmel
Hernieder kömmt,
(Ein Geschenk der Gnade)
Alle Freudentag' und Stunden,
Den freudigen Hochzeittag,
Den tröstlichen Taufstag,
Von keiner Wolke getrübt,
Erleuchtet von Sonn' und Mond und Sternen,
Das alles dünket den Menschen
Ein wohlverdienter Lohn,
Ein Lohn des Daseyns und Lebens!
Und er fodert sein Eigenthum,
Mit lauten oder stillen Worten,
Von dem Wesen,

Das ihm gerufen hat:
Sey und lebe!
Aber das trübe Gewölk,
Und den Sturm und Regen,
Und die Angst
Der Geliebten um den Geliebten,
Und der Mutter
Um ihre Kinder,
Und das Sterben mit allen Sterblichen,
Das dünkt ihm Laune
Des ungerechten,
Gewaltthätigen Himmels,
Der es vergißt,
Daß er ein ewiges Leben
Und ewige Freuden uns schuldig ward,
Schuldig
Durch den kühnen Versuch,
Leben und Lebenswunsch,
Und den heißen Durst
Nach dem süßen Obst
Und dem Wein des Lebens
Einzuhauchen diesem Gebild von Erde!

Darum empfängt der Mensch sein
Glück,
Mit halber Freude,
Wie der Knecht seinen Lohn,
Und hoffet
Mit halbem Herzen;
Aber mit ganzem Herzen für Gott.

Ein paar Worte
über das Leben der Verfasserin.*)

Anna Maria Dorothea Elisabeth Mnioch, gebohrne Schmidt starb den 28. April 1797 an den unbekanntgebliebenen plötzlichen Folgen einer zwar schweren, aber nicht widernatürlichen Geburt. Wenig Tage vor ihrer Niederkunft trat sie in ihr zwanzigstes Jahr. Sie schien zwar in voller Gesundheit zu blühen, aber ihr Kör-

*) Nicht aus der Feder des Herausgebers.

gar war klein und schwächlich, und sie gebahr jetzt ihr drittes Kind.

In Neuschottland bei Danzig, wo ihr Vater eine Unteroffizialantenstelle beim Zollamte bekleidete, wurde sie gebohren. Nachher lebte sie die Jahre ihrer frühen Jugend in Neufahrwasser am Ausfluß der Weichsel, wohin ihr Vater als Besucher beim Packhofe versetzt worden war. — Hier wurde sie die Schülerin ihres nachherigen Mannes, allmählig seine Freundin, und endlich seine Gattin.

In dem dunkeln, anspruchlosen Stande, worin sie ihre Kindheit zubrachte, wurde sie schon früh wegen ihres sanften Herzens und einer gewissen stillen Besonnenheit, welche selten diesen Jahren eigen ist, von den Familien der dortigen Honoratioren ausgezeichnet, und gern zur Gesellschafterin ihrer Kinder gewählt.

Sie war fleißig aus Wohlgefallen an dem, was sie lernte, und aus Achtung gegen den Beifall ihres Lehrers, hernach aus persönlicher Liebe. Von ihrem dreizehnten bis zu Ende ihres funfzehnten Jahres vergönnte sie sich kaum zwek oder drei Stunden des Tages zu eigentlicher Erholung und jugendlichem Vergnügen.

Ihre zufällige frühe Leserei waren Gellerts Schriften gewesen.

In ihrem vierzehnten Jahr gewann sie ein vorzügliches Interesse an Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Um auch die Einleitung in diese Geschichte im Ganzen zu fassen, versuchte sie den Plan derselben auszuziehen.

Bei ihrem wahrhaft weiblichen, sanften Charakter scheint jenes so vorzügliche Interesse an der Geschichte eines fürchterlichen Krieges sonderbar. Sie selbst wußte es sich nicht bestimmt zu erklären.

Ihre spätere Lieblingslektüre waren die besten Dichter unsers Vaterlandes, unter denen Schiller, Herder und Göthe in ihrem Herzen obenan standen.

Sie las selten, wenn sie allein war; am liebsten las sie ihrem Manne vor, oder ließ sich von ihm vorlesen. Aber sie schrieb nur in einsamen Stunden, und immer nur gelegentlich. Sie setzte sich nehmlich nicht absichtlich an den Pult, um über diesen oder jenen Gegenstand ihre Gedanken zu entwerfen; sondern wenn sie auf ein paar Stunden von den übrigen Haushaltungsgeschäften befreit, sich mit der Nadel beschäftigte, und ihr mitten unter der Arbeit irgend ein Gedanke, eine Empfindung so lebendig wurde, daß sie solche auszudrücken wünschte, so nahm sie ein Blättchen Papier, das ihr zur Hand lag, und schrieb (oft nur mit Bleifeder) nieder, was sie glücklicher Weise im Ausdruck beinahe schon vollendet gedacht hatte. Sie legte Papier

und Feder sogleich bei Seite, wenn sie merkte, daß ihr der Ausdruck fehlte, oder daß ihr die Wahl desselben zu viel Zeit kosten würde.

Es gab zuweilen die Frage: ob nicht einige Dieser Blätter auch einem Fremden zu Gesicht kommen, ja ob sie nicht in einem Journal abgedruckt werden dürften? — Mit dem strengsten Ernste war sie dagegen. Sie äußerte oft gegen ihren Mann: »Ich fürchte, daß, wenn »ein Fremder diese Versuche sähe, man mich »vielleicht für ein literarisches Frauenzimmer halten möchte. Ich würde es dann schwer »haben in Gesellschaften. Man würde mich »nach Dingen fragen, die ich nicht verstehe. »Auch merke ich, daß man sich gegen litterarisch »geglaubte Frauen öffentlich mehr erlaubt, als »gegen ein stilles, alltägliches Weib. Man setzt »jene öfter in Verlegenheit, um zu sehen, wie »ihr Witz ihnen heraushelfen wird. Man behandelt sie beinahe wie Männer. — Wie es mir dabei gehen würde, weißt du am besten.

»Mir

»Mir fehlt es überhaupt an Witz, und in sol»chen Fällen verliehr' ich noch dazu die Gegen»wart des Geistes.«

»Ich bin eine gute, friedliche, und »darum vielleicht geliebte Zuhörerin, und »man muß noch nicht auf den Gedanken kom»men, daß ich auch ein zweifelndes oder beleh»rendes Wort mitsprechen könne. — Manche »gute Dame, die jetzt der lehrbegierigen jungen »Person als Lehrerin zugethan ist, würde es im »Herzen übel nehmen, daß ich noch etwas an»deres aufschreibe, als die täglichen Wirthe»schaftsausgaben oder die Wäsche.«

Sie blieb also bei ihrem so kurzen Leben von dieser Seite unbekannt. Nur ein paar Freunde ihres Mannes haben gewußt, daß sie zuweilen wohl ein Verschen niederschrieb; nur ein paar Familien in Danzig besitzen theils Briefe, theils kleine Gelegenheits-Gedichte von ihr. Wenige Monathe vor ihrem Tode

legte Sie einige ihrer Aufsätze zusammen und überschrieb solche: Zerstreute Blätter, beschrieben von Maria Mniech. — Daß: beschrieben, hier in dem Sinne zu nehmen ist, wie in dem Ausdruck: beschriebenes Papier, versteht sich von selbst. Die Grazie der Bescheidenheit, war eine von den Göttinnen, denen diese Frau Altäre in ihrem Herzen errichtet hatte. —

Ihre Gesinnungen, ihre Gefühle, ihre ganze aufrichtige und redliche Seele lebt in allem was sie niederschrieb.

Seit August 1796, wohnte sie mit ihrem Manne in Warschau, welcher hier die Stelle eines Assessors bei der Südpreußischen Lotterie Direktion angenommen hatte. Entfernt von ihren geliebten Eltern, in einem noch nicht ganz entfremdeten Lande, ohne die vormahls gewohnte mütterliche Unterstützung in ihren Geschäften als Hausfrau und als Mutter, von

zwei Kindern, und bei der Erwartung einer so nahen Vermehrung ihrer Familie und ihrer Sorgen, blieb dennoch ihre Sehnsucht gehalten; die Wünsche der Erinnerung waren nie von beunruhigenden Klagen begleitet; Trost kam aus dem Munde der Betrübten, und die Hofnung leuchtete aus dem Auge, worin die Thräne stand! — —

Auch hier schloß sie Bündnisse der Freundschaft, und sah sich aufrichtig geliebt von Allen, in deren Zirkel sie lebte. Nie ist ihr eine tadelnde Bemerkung über Menschen entfallen, deren Umgang sie genoß. Ohne eigentliche Erfahrung in der Menschenwelt wurde sie doch durch ein gewisses Gefühl, was der unverkünstelten weiblichen Seele eigen zu seyn scheint, sehr gut und sicher in mancherlei Fällen geleitet, wo dem Manne nur eine erlernte Politik aushelfen kann. Ihre Verschwiegenheit, ihr Zurückgezogenseyn in sich selbst, die billige dankbare Geduld womit sie anhörte, was

man sie umständlich lehren wollte, und was sie scheu wußte, kurz ihr durchaus vorsichtiges und gutmüthiges Betragen in der Gesellschaft — waren keine Wirkungen einer vorher wohl überlegten und durch eigne oder fremde Erfahrungen erprobten Lebens-Maxime, sondern eines guten Herzens und eines feinen Gefühls von ihrem Verhältnisse und dem Geiste des Orts und der Zeiten, in denen sie lebte.

Ihrem Manne, der zuweilen das Unglück hat, die ganze Welt für eine Gesellschaft guter Freunde anzusehen, wurde sie ein warnender und leitender Genius. Ihre Meinung von manchen Personen, die er genau zu kennen glaubte, war oft von der seinigen in den wesentlichsten Punkten verschieden; oft entdeckte er mit Freude, noch öfter mit Betrübniß, daß die Stimme des Genius wahr geredet hatte. —

In den Jahren der sonst so leicht bewegten Jugend führte sie ihren Hausstand mit unver-

dreßner Selbstthätigkeit, und erfüllte bei immer freudigem Sinn alle Pflichten der Gattin, Mutter und Hausfrau unter Umständen, die ihr wenig Bequemlichkeit darbieten konnten.

Eine gewisse, in unsern Tagen so seltne Jungfräulichkeit der Seele blieb ihr wahr und natürlich bis an das Ende ihres Lebens und ihrer vierjährigen ehelichen Verbindung. — — Ihre Asche ruht auf dem Gottesacker der lutherischen Gemeinde zu Warschau. Manche redliche Thräne der Freundschaft ist mit den Thränen ihres Gatten und ihres ältesten Kindes, in ihre Urne gefallen. —

G. .

Aus einer von mir angefangenen, aber wegen Krankheit, Sorg und Gram bis jetzt unvollendet gebliebnen Schilderung des Lebens und Karakters meiner verstorbenen Gattin hat ein Freund den vorstehenden kleinen Auszug ge-

macht. Sollte das Publikum durch die hier mitgetheilten kleinen Versuche so viel Interesse an der Verfasserin nehmen, daß es nicht unschicklich und zudringlich wäre, ihm den Karakter derselben ausführlich zu schildern, so wird diese Schildrung nebst einer Nachlese aus den Papieren der Verstorbenen im nächsten Bändchen erscheinen.

Musch.

VII.

Schattenriſſe nach dem Leben.

Gezeichnet

in Stunden der Muſe

von

Mnioch und Mar. Mnioch, geb. Schmidt.

1797.

1.

f: a.

Ein Geschäftsmann.

„Laßt uns mit Strenge gerecht seyn, ob
Freunde fallen und Feinde!
„Mild' und Billigkeit sind Pflichten
nur gegen uns selbst!„

2.

D. A. u. Z. R. R.

Auch ein Geschäftsmann.

„Sind wir nicht Richter, so laßt uns den
Nachbar billig behandeln;
„Rechtliches Urtheil, ihr Herrn, treffe
die Richter zuerst.„

3.

G. e. r. 6

Der Weltmann.

»Hänget doch unſer Glück am Urtheil der Narren und Schurken!
»Beiden ehrlich gedient; nennet die Klugheit — humanl.

4.

D. N. ſch

Der beliebte Erzähler.

Wahrlich er redet
Wie ein Buch! —
Zierlich ſind die Phraſen und ſinnreich:
Und die Wendungen
Bald fein und zart mit ſchalkhaftem Seitenblick,
Bald kräftig und dreiſt,
Fuß und Naſ und Auge verwärts gerichtet. —

Wahrlich er redet wie ein Buch,
Aber leider — auch aus dem Buch!

M. M. g. S.

5.

s. h. r.

Ein Schüler Kant's,

Freund, wir wissen es schon, du warest ein fleißiger Schüler:
Hast in der Schule dein Aug' nie von dem Lehrer verwandt,
Hast mit geizigem Ohr ein jedes Wörtchen belauert,
Und die Bedeutung sogar, eh' sie verhauchte, gehascht;
Ja, es fehlet nicht viel, die Nase deines Verstandes
Hätte beinahe drin Geist, (ihn uns zu niesen) verspürt.

Aber, wer könnte dich kennen, und sollte das
Alles nicht wissen?
Sagst du doch täglich, o Kind, deine Lectio-
nen *) uns auf!

6.

Derselbe.

(Ein Gespräch.)

Gast.

Ich bring' den Knaben mit zum frohen Feste
Des lieben Neujahrs. Er versteht den Becher
So gut zu leeren, — wie sein Tintenfaß,
Und wie das Füllhorn nicht gemeiner Weisheit.

Wirth.

Willkommen, Knäblein, kenne dich und Mutten,
Und habe schon gehört, daß du viel Gutes
hören

*) Statt Lectionen. — Eine sächsisch-böhmische Eigenheit provinz.

Und sehen lassen künftig. Setz dich uns sey ver-
gnügt,
Und thu, als wärst du hier zu Hause! —

Knabe.

Schönen Dank! —
Doch wie verstehn Sie das, mein werther
Herr,
Was Sie da sagten, und was haben Sie
Bei diesen Ihren Worten sich gedacht? —
Mein Lehrer, Doktor Kant *) in Königs-
berg,
Behauptet, (und mit Recht) es sey ein Unsinn,
Das Gute — viel zu nennen, und zu sagen:
Es läßt sich hören, sehn et caetera. — —
Für's Erste merke man: das Gute ist
Nur Eins, und zwar der reine gute
Wille!
Für's Andre ist das Gute nicht ein Ding,
Das in die Sinne fällt, das man mit Aug'
und Ohr

*) Doctor Philosophiae, i. q. magister.

Und Nas' und Zunge kürzlich fassen kann! —
Denn, merken Sie, mein Freund! . . —

Wirth.

Frau, bring' doch Essen her
Und Trinken! — Da ist Kuchen, Kind, und Wein
Ein volles Glas, hier auch ein Bildniß, Liebchen,
Vom Herrn Professor Kant! — Ergötze dich
Greif lustig zu, und trinke, was du kannst,
Und fürchte nicht, daß, weil es Neujahr ist,
Die Herren hier dein Pensum hören wollen.

7.

Eben derselbe.

Seiten höret er an, was ihm der Nachbar entgegnet,
Käm' auch der Bissen im Mund unzermalmet hinab!

8.

Noch derselbe.

Wäre die Zunge mir frei, du solltest verstum-
men! — Man höret
Lauter ungründliches Zeug, unverdaulich
dem Geist! —
Alle Wetter, der Kerl verwechselt mir Uebel
und Böses,
Tugend und Glück, und nennt Wissen,
was Glauben nur ist!
Harte Speise hinab, und magst du den Ma-
gen verderben;
Vor undaulichem Zeug rett' ich doch meinen
Verstand!

9.

Wie oben.

Wahrlich, uns thut die Zunge schon weh,
Kinnbacken und Hände
Schmerzen uns! — Redet nur fort, — ru-
hen wollen wir jetzt

»Ordnet nur alles mit Fleiß, und feget die Lauf-
bahn und ſetzet
»Zierlich die Kegel uns auf, — unſere Ku-
gel trifft neun!«

10.

l. l. f. b.

»Heute bedarf ich das Karmen, bedarf den
Kuchen zum Feſte,
»Dichter und Bäcker, ihr ſeid traulich heut
von mir gegeißt!
»Morgen iſt Alles verbei! — Der Kuchen ver-
daut ſich im Kurzen,
»Und die Karmina thun bloß noch dem Ku-
chen den Dienſt.«

11.

C. u. Z. u. F. u. O.

Lachende Amoretten mit zierlichen Bogen und Pfeilen,
Drunter ein Faunen-Chor mit Knotenſtöcken und Keulen!

12.

O. * H.

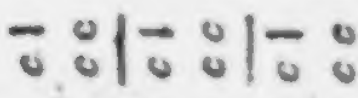
(verbindet künftige Jamben.)

Wir halten nichts vom Maaß der Etikette,
Es iſt an ſich ein krüppelhaftes Ding.
Doch Euch, Ihr Herrn, die Ihr unſern Geiſt
Und unſer Herz damit zu meſſen glaubt,
Euch meſſen wir nach Recht und Billigkeit
Mit euerm eignen krüppelhaften Maaß.

13.

J.

(fein langſam zu leſen.)



Immer vernünftig, liebe Herren,
Fein vernünftig, laßt uns bleiben,
So in Worten, als in Werken.
Auch mit Narren wollen wir weiſe,
Immer weiſ' und beſonnen reden
Hat doch jeder nicht für Andre,
Für ſich ſelbſt nur ſeine Vernunft!

M. M. g. E.

14.

ſ.

(etwas lebhafter.)

Auch die Narren, o Freund, ſie haben
Ihren Werth; ſind Diener der Polizey
In dem Mutterlande der Narrheit,
Wo, als Fremdling, ſo mancher Weiſe lebt.

Im Pohlen der Vernunft
Wägen ſie jegliche Seele
Mit dem kleinen
Pohliſchen Pfunde.
Was drüber iſt, und nicht
Zum zweiten, dritten, vierten
Vollen Pfunde langt,
Nennen ſie Beiwurf, Zugab', oder ſo —
Es wird mit gebrochnem Silber
Oder mit kleinem
Kupfer bezahlt, —
Oder als — Knochen — geſchenkt.
Gäb' es irgend ein Berlin der Vernunft,
(Wo giebt es eins? — Wir ſuchen es nicht in Berlin!)
So hieße mancher Geiſt ein volles Pfund,
Der jetzt ein Pfund — und Etwas drüber —
Ein kleines Pfund — und etwas Knochen heißt.

M. M. g. S.

15.

G. all.

(Gar freundlich zu lesen.)

»Um Entschuldigung bitten, wenn Gegen-
Meinung zu äußern,
»Unsre Vernunft uns zwingt, ist ja in brevi
geschehn! —
»Sind wir nur höflich in Worten und in
Geberden, so bleibt uns
»Frei zu reden ein Recht, das auch die
Narren verzeihn!«

16.

A * ß *

Dein nachläßiges Wesen, deine Grobheit,
Gnäd'ger Herr, entschuldigst du mit der
Freundschaft,
Mit dem Zutraun zu meiner Aufgeklärtheit.

Soll ich glauben, du meinst es treu und redlich,
Gut, so wird es fortan auch meine Pflicht
— [illegible] seyn,
Diesen seltenen Ausdruck ächter Freundschaft,
Diese derbe Probe des höchsten Zutrauns
Zu erwiedern, ein wahrer Freund dem
Freunde.

17.

*. §. *.

Heute höflich,
Morgen grob!
Heute Verbeugungen
Bis zur Erde
Und ein Lächeln,
Und ein Händedruck,
Und ein Bitten,
Und ein frohes Geschäftigthun,
Um des geringen Gastes willen.
Morgen ein steifes
Eckiges Wesen,

Und ein bedenkliches
Großes Auge, —
Mienen, gezogen von Lineal und Zirkel, —
Wenig Worte,
Im Ton, wie wenn Holz an Holz klingt,
Von der Lippe gesprochen,
Die im Vorbeigehn
Die Worte seitwärts zur Erde wirft!!

Und das nennt Er Maxime! — In der politischen Welt

»Ist es ein Unheil, spricht Er, wenn uns die Leute
»Bis auf der Seele tiefsten Grund verstehn;
»Wenn sie nach wenig Besuchen
»Unsern Charakter auswendig wissen,
»Wie irgend ein Sprüchlein, einen Liedervers.

18.

Herr *ſt.

Du haſt mich oft in guten Stunden
Mit Lieb' und Herzlichkeit gebeten,
Statt ſüßen Weins der Höflichkeiten
Der Wahrheit kaltes reines Waſſer
Dir einzuſchenken. Lange nahm ich
Dein Wort, wie man dergleichen Worte
Zu nehmen pflegt. — . In ſolchen Fällen
Trifft man des Menſchen Sinn am beſten,
Thut man das Gegentheil der Bitte.

Nun endlich haſt du mich verleitet,
In Herzenseinfalt deinen Worten
Zu glauben, und aus Freundesliebe
Dir reine Wahrheit einzuſchenken,
Wie ſie aus meiner Seele flirßt.

Doch ach, mit welchen kleinen Augen,
Mit welchen ſcharf geſchloſſnen Lippen
Mit welchem bang verhaltnen Athem
Sahſt du mich an? — Beinah, als hätte

Der Tropfen Waſſer auf der Zunge
In Senf und Rettig ſich verwandelt.
Jetzt kenn' ich dich, du ſchwacher Menſch!
Du rechneſt, wenn du Wahrheit forderſt,
Beſtändig doch auf Lob und Beifall!
Nicht Waſſer willſt du, ſondern Wein,
Jedoch in einem Waſſerglaſe.

19.

K. S. W.

»Bilder, Gedanken, Empfindung, in euch wohnt das innere Leben,
»Harmonien des Klangs, ihr ſeyd das äußre! — Mein Geiſt
»Ringet, euch zu vereinen in Werken des Liedes; doch ſing' ich
»Keinem Fremden, nur mir töne mein ſtiller Geſang!«

Darum, du Neidiſcher,
Schreibſt du auf hundert Zettel
Deine Gedichte. —
Klein und groß ſind die Zettel,
Von allerhand Formen, allerhand Farben.
Du ſtreichſt mit breiter Feder,
Und macheſt Kreuze, Zirkel und Pfähle,
Alſo daß alle Gedanken
Und alle Bilder durch Hexenzeichen
Getrennt ſind.
Immer in zwei,
Und oft in drei und ſieben
Regionen des Zettels, —
Hinauf hinunter,
Hinunter hinauf,
Finden ſich Anfang, Mittel und Ende des
Verſes. —
Bringe doch endlich, o Freund,
Die Harmonien des Klanges und
der Gedankenbilder
In der Geſtalten Harmonie!

20.

Derſelbe.

Leſen bedeutet ſammeln; man lieſet, was
ſich zerſtreut hat; —.
Gute Leſer, wohlan, leſet nun meinen
Geſang.

21.

a * z.

Du flieheſt die Dichter, weil ſie blenden
Und täuſchen, wie du ſagſt; doch wiſſe,
Ein jeder Menſch hat ſeinen eignen
Poeten tief in ſeinem Buſen,
Und deſſen Blendung, deſſen Täuſchung
Entflieht man mit dem Tode nur.
Auch du haſt einen; nur du giebſt ihm,
Staat frohen Weins in Kokusſchaalen,
In goldnen Bechern kalte Proſa.
Er friert und klappert mit den Zähnen,
Und ſingt dir niemals holde Lieder

Aus deines Herzens dunkler Grotte,
Daß sie in deines Kopfes Hallen
Sanft und harmonisch wiedertönen! —
Noch ist er Jüngling! aber traun,
Er wird dir nimmer Freude machen,
Sein Jammern wird dein Leid vermehren,
Und mit den Jahren wird er grämlich,
Und hart und bös' und thörigt werden,
Wofern du mit stolzem Dünkel
Noch lang die Liebe seiner Jugend,
O seine heiß gewünschten Lehrer,
Noch lang — die guten Dichter fliehst.

M. M. g. E.

22.

An denselben.

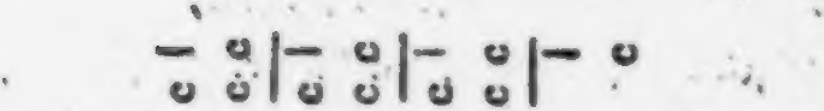
Unsern täglichen Dichter in unserm eigenen Herzen,
Der uns erfreut und betrübt, der uns erniedrigt und hebt, —

Diesen Sohn der Natur zu bilden mit
Weisheit und Güte,
Sind uns, prosaischer Freund, Dichter
vom Himmel gesandt.

M. M. g. S.

23.

b. t.



— ◡ | — ◡ | — ◡ | — ◡
◡ ◡ | ◡ ◡ | ◡ ◡ |

»Gern les' ich Gedichte!! — Sie sind so
eigen,
»So ganz eigen in Worten und Redens-
arten;
»Klingen so neckſch, — beinah wie die
Zauberflöte,
»Sind so bunt, — ich vergleiche sie meinen
Wiesen! —
»Und die Wiesen, ich muß es nur bekennen,
»Mit den bunten, niedlichen Futterkräutern,

»Wenn die Heerden darin so wohlig springen,
»Vor Behagen und Ueberfluß nicht wissend,
»Wo und was sie zuerst anbeißen sollen,
»Sind mir, wahrhaftig, ein allerliebster Anblick! —

24

K.

»O ich kenne die Welt, ich habe die Menschen erprobet! —
»Lobt mir Einer die Ehrlichkeit,
»Halt' ich die Taschen mir zu; und spricht er von Tugend und Unschuld
»Mit den Weibern und Mädchen, — traun,
»Meine Tochter, mein Weib bewahr ich vor seiner Gesellschaft! —
»Denn ich weiß es nur allzuwohl:
»Unschuld fängt man am besten mit frommen Worten; sie wirft sich
»Selbst dann in des Verführers Arm!

»Und o, wie mundet
»Die zarte Frucht
»Dem Doppel-Gaumen
»Von Leib und Seele,
»Wenn, statt gebrochen
»Mit wilder Hand,
»Nur sanft berühret
»Mit lindem Finger,
»Sie nieder sinket,
»So reif und weich,
»So matt und kraftlos,
»So voller Sehnsucht
»In unsern Schoos! — — —

25.

An denselben.

Um zu erfahren,
Wie groß, wie klein,
Wie wohlgewachsen,
Wie krüppelhaft
Dein Seelchen sey,

Muß ich dich messen
Nach deinem Maaß.
Es ist nicht Rache,
Nicht der Vergeltung
Unbillig Recht!
Ich will nur wissen,
Wie du gestaltet
Im Innern bist.
Wenn auch dein Maaßstab
Auf mich nicht passet,
Vielleicht auf keinen
Von deinen Nachbarn;
Er paßt gewißlich
Doch auf dich selbst!

26.

* * *

Es war einmahl ein Mann,
Der that sehr aufgeklärt
In allen seinen Briefen,

Die ich von ihm erhalten.
Zu Anfang und am Ende
War immer klar und hell
Das derbe Schreibpapier:
Denn alles Titelwesen
War gänzlich weggelassen,
Und im Kontexte stand
Beständig Sie und Ihnen
Statt Euer Gut-Gebohrnen,
Statt Die- und statt Denselben.
Viel hielt' ich auf den Mann,
Er dünkte mich beinahe
Mein Freund, doch jetzt erfahr' ich:
Wenn ich in gleicher Weise
Ihm wiederschrieb, so sey ihm
Die Stirne kurz, die Nase
Ein wenig lang gerathen.

27.

An — p. p.

Ich will ſo groß nicht ſeyn, wie Du
Am Maaß der Ständ' um Aemter.
Allein, wenn mich Du mit dem Maaß
Der Etikette miſſeſt,
So miß auch Dich damit, und ſey
Zu deiner Ehr' und meiner Ruh'
Ein konſequenter Narr!

28.

T. O. H. G.

Dich, mein Freund,
(Sie haben ſelbſt, mein Herr,
Dieſen Titel beliebt.)
Dich kenn' ich, wie man ein Blatt kennt,
Das man täglich leſen
Und wieder leſen muß,
Wie der Prediger, (alten Geſetzes) —

Irgend eine Seite
In der begriffnen Kirchen-Agende.
Etwas gewaltig klug
Möchtest Du ſcheinen!
Du hießest gar zu gern
Ein ſchlauer Menſchenkenner,
Ein durchtriebner Geſchäftsmann. —
Auch ſeine Nerven
Auf der Zunge des Geiſtes,
Auch ein feines, zartes Häutlein
An dem fleiſchernen Beutel, worin
das Herz ſchlägt,
Möchteſt Du haben! ! —
Aber — von Natur
Biſt Du etwas gewaltig — dumm; —
Und biſt etwas gewaltig unverſtändig,
Und plump und ohne Gelenk,
Wenn ich als Kunſtwerk
Pädagogiſcher Bildung Dich betrachte!
Leider wirſt du dein Leben lang
Unverſtändig und plump und ohne Ge-
lenk

Verbleiben an Leib und Seele.
Denn es grauet dich
Vor dem noch nie gewagten Versuch:
Das träge Wünschen,
Das schläfrige Hoffen
Zu vertauschen
Mit kräftigem Wollen
Und wacher Uebung.
Das Ding in deiner Seele,
Welches du deinen Willen nennst,
Ist, traun, nichts mehr,
Als ein niedlicher Wunsch zum lieben
Neujahr!

29.

An

eben denselben: t, y, h.

Welch ein närrischer Hochmuth
Lehrte dich die Maxime:
Grob zu seyn den Leuten, die höflich sind.

Auch mir bist du gewöhnlich
Grob in Geberd' und Ton und Worten! —
Aber ich kenne dich, trauriger Mensch! —
Vermögt' ich es nur mit kühlem Herzen;
Gröber noch wollt' ich seyn, wie du;
Und traun, gebührend höflich,
Freundlich und artig,
Wie das tückische Hündlein
Nach dem verdienten Fußstoß,
Würd' ich dich finden, wo du mir begegnest,
Ueberhöflich, wie gegen alle Leute,
Die dich behandeln
Nach deiner Hundes-Natur.

24

d. b. s. p. l. d. um *

"Zwar durch unsern Bericht gedachten wir
Rache zu üben;
"Wenigstens Donner und Blitz sollten ihn
treffen, den Narrn,

»Der seit einigen Tagen mit frostigem Blick uns betrachtet,
»Und so steif, wie wir selbst, (die wir die Höheren sind,)
»Kaum mit dem trägen Kopf und den Augenliedern sich neiget,
»Wenn er uns grüßet, und kaum lüftet den trotzigen Hut.
»Aber sieh da, es kömmt von Berlin ein gnädiges Schreiben!
»Recht hat N. N. gethan, und man belobt ihn dafür!
»Gar eine Munération empfängt er! — wir müssen sie zahlen! — —
»Gut, so schmeckt uns der Dank für das empfehlende Wort!«

11.

r. y. z.

Heute spricht er mit dir vertraulich, nennt dich: Mein Lieber,
Drückt dir die blödere Hand kräftig, bis wieder du drückst.
Vor dem Kamine sitzt ihr, das Zimmer ist wenig erleuchtet,
Und die Humanität trinkt ihr in Gläsern euch zu.
Lieblich duftet der Punsch, und fröhlich durchhüpft er die Adern,
Klärt die Gedanken des Kopfs, löst die Gefühle der Brust.
Morgen ist alles verwandelt! Die Sonne strahlet in's Zimmer,
Aber sie leuchtet nur kalt, nicht wie die Glut des Kamins. —
Kalt und leer sind die Gläser, und kalt und leer ist die Bole,
Widerlich hauchet die Luft von den Gerüchen des Tranks.

Auch du fühleſt dich ſchwer: denn ach, die letzten Pokäle,
Ewiger Freundſchaft geweiht, waren dem Magen zu viel.
Trifft du jetzo den Mann, der ewige Freundſchaft dir anbet
Mit dem Becher voll Punſch; o, ſo verwundre dich nicht,
Wenn er von deinem Gruß, obwohl er von fern dich geſehen, —
Ueberraſchen ſich läßt, tief in Gedanken des Amts;
Wenn ihn die Füße ſo ſchnell vorübertragen, daß kaum noch
Augen und Händen die Zeit wieder zu grüßen verbleibt. — —
Lieblich duftet das Herz, dem Punſche gleich, wenn es warm iſt;
Thönerne Herzen erwärmt ſtets nur ein feuriger Trank.

M. M. g. Sch.

33.

G — z.

•Wenn ich Miniſter wäre,
•Stets ſollten plus und plura
•In meiner Rechnung glänzen,
•Und dennoch ſollt' ein Minus
•Im ächten Wohlbefinden
•Des Volks ſich nimmer zeigen!
•Wär' ich am Rhein geweſen
•Als General-Feld-Marſchal,
•Die Franken hätten Friede
•Schon längſt — doch ohne Siege!
•Wär' ich Monarch, ich würde
•Die Republiken-Macher
•Durch Eine That beſchämen! —
•Der Sklaven Furcht gebraucht' ich,
•Die Sklaven frei zu machen!
•Ich würde reſigniren! —
•Doch erſt in Kraft des Königs
•Mit Weisheit und mit Strenge
•Das blöde Volk beſiegen; —

•Und ehe das Gerüſte
•Der alten Staatsform ſänke,
•Erhübe ſich der Pallaſt
•Der neuen, ewgen Republik!
•Mit hohen Ehren würd' ich
•Als Preiß der Welt und Nachwelt,
•Vor dem zerfallnen Throne,
•Ein Gott, hinunterſteigen!

M. M. g. E.

33.

Wärſt Du; — nun gut — ſo thätſt's Du
Doch etwas bis Du ſchen jetzo;
Meld' uns, erhabener Freund, was Du
denn jetzo gethan.

M. M. g. E.

34.

Proſa.

In dieſen Schattenriſſen ſiehſt Du ein Paar Stirnen von zwey oder höchſtens drey

unſrer Freunde; die übrigen Naſen gehören einigen Bekannten.

Freunde wählt man, Bekannte dringt uns der Zufall auf.

Hoffentlich giebt es viel ſolcher Naſen auch in deiner Bekanntſchaft, lieber Leſer, — und ſo werden Dir unſre Schattenriſſe nicht fremd ſeyn. Wir erlauben es Dir, die Ueberſchriften zu verändern.

Ach, daß es wächſerne Naſen wären, und daß die Inhaber, nachdem ſie dieſelben im Schattenriß beſchaut haben, Luſt bekämen, ſie etwas anders zu drehen, und, wo möglich, humaner zu formen.

Dies ſey der interimiſtiſche Rahmen für dieſe Schattenriſſe. Von Zeit zu Zeit werden neue Partien erſcheinen, wenn es Gott und den Rezenſenten (beſonders den mündlichen) gelieben ſollte! — Den obgedachten Naſen wird es freylich niemahls gelieben!

VIII.

Bilder,

benannt nach ihren Rahmen.

Geſammelt

auf einer Reiſe durch Südpreußen

von

Wnioch und Mar. Wnioch, geb. Schmidt.

1796.

Vorbericht.

Unter dem, was auf dem Titel Rahmen genannt wird, verſtehe der (wie bekannt) gütige Leſer diesmahl — das Metrum oder Versgeſetz, Versregel, mit allen adhärirenden und erbſündlichen Lizenzen und Exceptionen. —

Der Einfall eines Augenblicks läßt ſich in der Stunde des Raiſonnements oft eben ſo

wenig rechtfertigen, als ohne mannigerley Zweifel geradhin aufgeben! —

Unter uns gesagt, mein lieber Leser, ich halte die Autoren für etwas hochmüthig, die uns ihre augenblicklichen Einfälle und Launen dahin geben, ohne ein Wort darüber zu sagen, sey es auch blos das Wort: ich bitte um Vergebung! welches freylich nicht selten mit:

lies, versteh', denk' und empfinde!

am richtigsten übersetzt wird. —

Eigentliche Selbst-Kommentare (ad formam Selbstbiographien) sind mir herzlich zuwider! — —

Für diejenigen Leser, die ohne deutlich erkannte Versregel, (alten Namens)

nicht gut leſen, auch nicht gut hören können, iſt anzumerken:

das unächte Hendekaſyllaben

als eine Miſchung von versibus Sapphicis et Phaläeciis anzuſehen ſind, mit der einzigen Lizenz, daß ſie zuweilen auch mit dem erſten Tritt auf die Schwelle des Verſes einen Sprung machen. Ihre Tour ſieht aus wie folget:

— ∪ — ∪ — ∪)— ∪ — ∪
∪ ∪ ∪ ∪ ∪ ∪)

Beiläufig ſchlag ich vor, daß man den Vers-Fuß, lieber einen Vers-Schritt nennen möge! Zwey Fuß geben bekanntlich auf einen Schritt. Ein Sprung iſt immer etwas mehr als zwey Fuß, oder als ein Schritt. Ein Daktylus kann ein luſtiger oder leichter Sprung heißen! In die .m Sinn iſt dann und wann Einer von unſern unächt-

ten Hendekaſyllaben um Einen Fuß, oder um einen halben Schritt, ſehr ſelten um zwey Fuß oder einen mäßigen Schritt (von zwey kurzen Füßen) zu lang. — In unſern Tagen iſt es ohnedis gewöhnlich: x für 11 oder 12 auch 13 für 11 anzuſchreiben.

1.

Diſtichen

d. ſ. Hexameter und Pentameter.

6.

Zum Franzoſen iſt leicht der gelehrige Ruſſe gebildet;
Als äſthetiſches Wachs fügt er ſich jeglicher Form.
Teutſcher und Spanier, Britte, Italiäner und Türke
Sind ihm Rollen des Spiels, ihm, dem Akteur der Natur.
Aber vor Allem glükt ihm, wie ſchon gemeldet, der Franke!
Voller Leben und Geiſt, ſpricht ihm ein jegliches Glied;

Liebliche Narrheit hüpfet durch alle redenden Glieder, *)

Ohne Verzuckung jedoch neigt er ſich plötzlich dem Ernſt

Leichtſinn, Naivetät und melankoliſcher Jokus,

Zärtlichkeit, Schalkheit und Witz drehn ſich in freundlichem Tanz. —

Wie es die Scene verlangt, ſo ſpricht er, itzo mit Lachen,

Jetzt mit Flammen im Aug kräftig ein kräftiges Wort.

Nur den Nachbar, den Polen vermag er nicht ganz zu kopiren:

Selten finden wir ſo, Anmuth und Würde vereint.

W.

*) Von einem römiſchen Kunſtler (ich glaube vom Quinctilian) oratoriſche Glieder genannt.

Ohne-Versgesetz.

Anmuth und Würde
In Einen Akkord
Von Geberden und Tönen verebt,
Erfreuten mich selten
Im lieben Teutschland,
So selten, daß es von der Regel
Die Ausnahm' ist.

W.

Unächte Hendekasyllaben. *)

Würd' und Anmuth sie wechseln bey dem
Teutschen;
Zwischen Beiden findet sich eine Pause!
Man bemerkt im schönsten Gewild der Praxis
Immer die feinen theoret'schen Strichlein.

W. W. z. S.

*) — ∪ — ∪ — ∪ — ∪ — ∪
∪ ∪ ∪ ∪ ∪ ∪

4.

Exametrum. *)

Welches Volk
Soll ich vergleichen
Dem edel gebildeten Polen,
Wie ich bei fröhlichen Festen
Mädchen sah und Jünglinge,
Männer und Frauen? — —
Treffliche Mischung! —
Ich sah des Franken
Rege Gestalten,
Seine Gewandheit, seine Lustigkeit,
Aber gemäßigt
Von der bequemen,
Der wollustreichen
Solidität
Des Italiäners,
Beides umflossen
Von einem milden Schimmer

*) Nach der Analogie von Ewald.

Selbſtgenügſamer
Spaniſcher Würde. —
Die liebliche Miſchung, die Harmonie des
Ganzen,
Schien mir ein Werk der Grazien.

M.

5.

Beinahe

Versus Hexametri et Glyconici. *)

Eine muthige, tapfere Nacht!
Wünſchet die lachende Polin dem jungen Gaſte,
der jetzo
Von der Tafel, die allzureich
Bacchus frohe Geſchenke belaſteten, — zögernd
dahin ſchwebt. -
Nach dem einſamen Schlafgemach

*) Dieſes und die folgenden drei Stücke ſtehen ein Ganzes.

Vom verſtändigſten Diener des Hauſes mit
leuchtender Kerze
Langſam begleitet den ſchmalen Gang!

6.

Fortſetzung.

»Was, eine muthige Nacht? Von Frauen
gewünſchet und Mädchen?
»Einem gaſtlichen fremden Mann? —
»Wahrlich, ein frecher Scherz! — Erröthen macht er die Wange
»Unſrer Jünglinge, — nie gedacht
»Hätt' ihn ein teutſches Mädchen, auch nicht
im Traum, nach dem Abend
Eines fröhlichen Brautgelags!!! «

7.

Fortsetzung.

O nicht also, mein Freund, mit diesem Wort
auf der Lippe,
Das den lustigen teutschen Mann
Zu Umarmungen lockte, zu feurigen, üppigen
Küssen,
Bleibst die Polin unberührt,
Bleibt geachtet; — sie eint die Mine des fröh-
lichen Spottes
Immer mit adlicher Majestät.

M.

8.

Aliud ejusdem metri.

Ueber das glatte Eis der Verführung gleiten
die Frauen,
Gleiten die Jungfrauen dieses Volks

Sicher dahin: denn was man in offnem
Scherze gewohnt iſt,
Reizet im heimlichen Ernſt nicht
mehr!

W.

9.

Wie in *Numero* 3.

Uns iſt die Welt ein Haus, worin wir
täglich
Unſre Stunden nach unſrer Arbeit zählen,
Nur am Namens- oder Geburtstags-Feſte
Tanzende Sohlen erheben und volle Becher; —
Aber dem Polen iſt ſie — ein Theaterl!

W. W. S. S.

III.

Ejusdem formae.

Pracht und festliches Leben war alltäglich,
Ungeputzt und ohne Gesellschaft blieb man
Kaum so lang, als ein flüchtiges Fieber daurte. —
Häuslichen Sinn, Familienfreuden trifft du
Jetzt noch selten, und trafst verdem sie nirgend.

M. M. g. S.

II.

Jamben.

(Andante.)

Du willst ein Weib, das ganz dir angehört
Mit Herz und Hand, Gedanken, Blick und Ton; —
Ein Weib voll Unschuld, dessen Lieb' und Treue
Noch keinen Kampf im Innersten der Seele,
Auch nicht den leichtesten, zu kämpfen hatte,
Dem alle Pflicht und alle Tugend schöne

Natur noch sind; ein Weib, das mütterlich
Aus eigner Brust die lieben Kinder tränket,
Aus eignem Herzen ihre Seelen nährt! —
Das Rad der Wirthschaft soll sich still und leicht
In ihren Händen drehn. So manches seidne,
Wohl auch ein goldnes Fädchen hesselt du
In deines Lebens Garn und Leinen zierlich
Vom fleiß'gen Finger eingewebt zu finden! —

Unächte Hendekasyllaben.

(presto.)

Aber nach solchem Weibe wirst du lange
Lange vergebens in diesem Lande suchen!
Jede Blume, die hier in Gärten blühet,
Ja sogar die Blumen am Wege wollen
Nicht verduften im Wasserglas der stillen
Häuslichkeit, in der Vase nicht verblühen.
Alles will, in festlichen Kranz geflochten,
Prächtig glänzen; die Weiber wie die Mäd-

chen

Wollen den Mann nicht, oder den Geliebten,
Wollen zuerſt ſich ſelber feſtlich ſchmücken.

M.

22.

Jamben.

Biſt du der Mann, den es nicht reuen wird,
Im Herzen nicht, auch nicht im Beutel; gut,
So nimm ein Weib von dieſes Landes Töchtern,
Und laß ſie leben dreißig Jahr und drüber
Tagtäglich, Freund, als deine ſchöne Braut. — —

M.

13.

Wie *Numero* 3.

Oft ſchon lernten in ſchönen Muſenkünſten
Vom beſiegten Volke die rohen Sieger:
Teutſche lernet vom unterjochten Polen,
Lernet die Kunſt — natürlich ſchön —
zu tanzen!

M. M. g. G.

14.

Versus Trochaici.

Selbſt du unbeholfner Bär
Lernſt in dieſem Lande tanzen! — —
Läßt, wie Flakkus uns gelehrt,
Muſengunſt die Fiſche ſingen;
O ſo glaub' ich, Grazien
Lächeln zu dem Bären-Tanze.
Schade nur, du armer Bär,
Ach, du tanzeſt — an der Kette!

W.

15.

Ohne Vers geſetzt,

oder

Exmetrum.

Etwas zu männlich
Dünkt mich das Polniſche Weib,
Iſt es über die Jahre
Der ſchönen Kindheit hinaus, —
Etwas zu männlich an Geberden,
An hoher und kräft'ger Geſtalt;
Etwas zu männlich
An gar zu richtig
Gezeichneten Bildern
Der Phantaſie,
An Herzens-Kühle,
Am ernſtem
Politiſchen Verſtande,
An gar-zu regelmäßig, gar zu wichtig
Akzentuirter Rede.
In der Geſchichte freilich
Glänzen die männlichen Weiber! —

Mit ungetheiltem Herzen
Bewandern wir da
Die kühne Männheit
Der ſtolzen, kalten Römer-Frauen.
Aber im täglichen Leben
Liebet der teutſche Mann
Nur das wahrhaft weibliche Weib!

W.

16.

Unächte Hendekaſyllaben.

Nimm dich in Acht, mein Freund! — Nicht vor dir ſelber:
Denn du ſiegeſt mit aller Verführungs-Künſteln
Schwerlich über ein Weib in deſſem Lande.
Aber ſehr leicht kannſt du dich Sieger dünken,
Wo du Beſiegter — Herr wenn du ein Knecht biſt.

Oder wähnen, du seyst die Hand, die *)
Rosen
Brach, wann du selbst die gebrochene
Rose darstellst.

17.

Distichon.

Polnisch klinget das Polnische nur im
Munde des Pöbels;
Schöner als Italiän'sch spricht es ein
schmeichelndes Weib!
M. M. z. S.

---

*) Das relativum! — Eine Anmerkung für gewisse Teutsche, die — nicht Teutsch verstehn. — — Die heutigen Sprachreiniger und Sprachbildungsbeförderer wollen nemlich, daß der Schriftsteller so schreibe, daß er eigentlich durch die Grammatik, ohne alle Beihülfe der Logik, verstanden werden könne! — Eine Aufgabe, die ganz gewaltig schwer ist, wenn man sie — — versteht.

18.

Wie oben.

Prüfe das Polnische nicht mit dem teutschen Aug' und der Zunge;
Hör' es mit reinem Ohr, wenn es die Liebe dir singt.

W.

19.

Videatur N. 16.

Treulos nennest du uns! Du sprichst: »wir halten
»Unser heilig gegebenes Wort nicht; ächten
»Nicht Gelübde, nicht feierlich ernste Schwüre!« — —
Freund, du kennest uns nicht! Du wähnest thörigt,
Daß die Völker den Höfen gleich gesinnt seyn. — —

Aber

Aber Du Selbſt, o Nation, der Wenig
Unverletzbar iſt, und im Herzen heilig,
Gegen dich Selber warſt und biſt du
treulos.
Deine Geſchichte zeigt's, und —
deine Ehen. —

M. M. H. S.

20.

Hexametri et Jambici quinarii. *)

(Der ſogenannte ſächſiſche Pallaſt und Garten in Warſchau.)

Hagrich ſtehſt du da, — gleich einer
alten Maitreſſe,
Die ihre Buhler längſt begraben ließ,
Die verkrüppelt und ſchief, mit Augen, welche
zum Schielen
Durch Buhlerdücke auf Eine Seite hin,

*) — ∪ — ∪ — ∪ — ∪ — ∪ ∪ — ∪
— ∪ ∪ ∪ ∪ ∪ ∪ ∪ ∪
— ∪ — ∪ — ∪ — ∪ —

Endlich starrten, mit fahler Stirn, mit ver-
trockneten Wangen,
Woran die Schminke nicht mehr halten will,
Und in zertragenen Stoffen, in Lumpen vori-
ger Größe,
Am Wege sitzt, und jeden Wandrer schreckt; —
Ja, so häßlich erscheinst du, du mor-
scher, verödeter Pallast,
Genannt der Sachsen Pallast, du,
von dem
Alle Ueppigkeit sich ergoß in die muthige
Hauptstadt,
Und in das Volk, das sonst vielleicht noch jetzt
Deinen Namen, Sobiesky, verdiente. — —
Trauernd im Geiste,
Mit schwerer Brust und tiefgesenktem Haupt,
Wird der edle Sarmate dich Grab, — die
Trümmer des Grabes
Vorübergehn, wo seines Volkes Kraft
Und das Leben der Sitten, das Mark der Va-
terlandsliebe
Begraben ward, — vielleicht zu ew'gen Tod!

Aber was seh' ich? — Welche lebendige, festliche Menge
Schwebt auf den nakten Rasen, füllet dort
Alle verdorrten Gebüsche, entblößt von Schatten? *) — O wahrlich,
Dies tiefgebeugte Volk, — es wandelt hier
Prahlerisch noch im Putz der Künste des schnöderen Luxus
In seines Grabes Garten stolz umher,
Buhlend um Buhler! — — Wie wehen die bunten, seidenen Flaggen
Vom Perlenvollen Haupt, vom reichen Schoos
Ueppiger Frauen dahin und gar zu muthiger Mädchen,
Die mit dem weiten, männergleichen Schritt
Und mit schweifendem Aug' in lautem Gelächter dahin ziehn,
Gekürzt den Vordersaum des luft'gen Rocks,

*) Der sächsische Garten, die vorzügliche Promenade in Warschau, wird nicht sonderlich gepflegt! —

Und am Busen die Taille erhöht, — mit dem
vollern Schooße,
Den hochgetragenen Brüsten — Schwängern
gleich! — — —
Häßlicher bist du mir jetzt, du Pal
—last üppiger Fürsten,
In diesem Anblick des verderbten
Volks;
Ach des Volkes, das noch von deinem
giftigen Athem
Bezaubert, um den nahen Abgrund
tanzt!!

M. M. g. S.

IX.

Die Assemblee

im Saxo-Borussico

---

in

Verum - Vide! *)

*) Nach der Form von Campanarum Stultus, oder Corpus Capri.

Hier versammelt man sich, die Langeweile recht festlich
Zu begehen; man kömmt, schaut und lässet sich schaun.
Dann und wann wird ein Wort im Fluge gesprochen; man grüßt sich,
Reicht sich zuweilen die Hand, heißt sich willkommen, und geht.
Geht mit zierlichem Schritt, bedachtsam die Säle zu mustern,
Und in jeglichem wird heute das Wetter verklagt,
Auch der Schnupfen; — und Mancher von Mavors jüngeren Söhnen,
Redet mit kläglichen Ernst über den Rheumatism. *)

*) Rheumatism! — ∪ —! Die Kritiker werden nicht ermangeln, diesem Pentameter das Hinken als eine Virtuosität anzurechnen.

Richtiger ſprach' er von gichtiſchen Schmer-
zen, aber es horchen
Damen, die Rheumatism edler doch fin-
den, als Gicht.
Alles thut kränklich und krank! Der
ſtockende Witzling entſchuldigt
Mit dem Katharr auf der Bruſt glücklich den
Schnupfen im Geiſt! —
Höflich iſt der Geſunde; mit trübem
künſteltem Auge
Blickt er, bei roſiger Wang', unter die
Weiber umher
Traun, mit dieſem Nebel in ſchmachten-
den Augen, bei vollem
Morgenroth im Geſicht, fängt man
ein zärtliches Herze —
Denn es lieben die Weiber das Krankſeyn,
wär' es auch Mode,
Dennoch an keinen Mann, wenn er vor
Liebe nicht krankt.

Mit zwei tüchtigen Schenkeln, doch leicht und
schlank wie ein Heimchen,
Steht in der Mitte des Saals plötzlich die
schönste Figur! —
Ueberall, wo er sich zeigt, ein Präsul! *) ein
Schwenker der Fahne
Der in Parade voran schreitet dem willigen Chor,
Als eine menschliche Jungfer zu gros,
und wieder zu schmächtig!
Als ein menschlicher Mann, heißt er
— den Leuten: Apoll! —
Von den Damen ist keine mehr krank!! — Sie
sehn ein Ballet und
Hören ein Heldengedicht, tragisch und ko-
misch zugleich.
Er allein ist ein ganzes Theater mit
allen Koulissen;
Und es bewegt sich ein Trupp Ko-
mödianten in ihm! —

*) Praesul, von salire (springen). — Nach Theodori Spieseri Lexicon: ein Vortänzer, Ballmeister, auch Hanswurst und — Prälat! — Zum richtigen Erklären dieser Bedeutung sind Antiquität und Modernität gleich nöthig!

Still!! es erſcheint der Baron! — Er iſt vom Hofe gekommen,
Und Er weiß euch ſo viel, was man in Zeitungen lieſt. —
Wahrlich, die Zeitungen waren noch nicht gedruckt, als Er abfuhr;
Aber warum, o mein Gott, geht auch die Reitpoſt ſo ſchnell!
Von des Königes Finger hat er die Ordre geleſen,
Eine Ordre an's Land, und ein Geheimniß dazu!
Stehe ſie immer gedruckt in der Beilag; — fehlen doch Stellen;
Wichtige Stellen, manch Wort, das man politiſch verſchweigt!
»Was, die Cenſur bedrückte den Fürſten ſelber?«
»Ich weiß nicht,
Wie Sie das meinen, mein Herr, aber die Sach iſt gewiß!« —
»Und warum nicht, Ihr Herren? — Befahl doch Friedrich der Große,
Daß Ihm Urthel und Recht ſpräche das Kammergericht!

Iſt die Cenſur nicht auch ein Forum? — ahmet nicht Friedrich
Wilhelm, ahmet er nicht Friedrich dem Einzigen nach??— —
Richtig, Herr Oberſter, richtig! — Erzähler, Baron, was ihr laſet
In der Handſchrift, und was jeglicher Abdruck verſchweigt!
Und erzählt der Baron mit vielem Patos, doch hält er
Wohlbedächtig die Hand vor den laut ſchreyenden Mund! — —
Kömmt der Marqueur und ſpricht: wem bliebt es Karten zu ſpielen?
Was iſt die Glocke? — Sie hat fünf ſchon geſchlagen! — Der Kreis
Neigt ſich dem Redner, es ſucht ein jeder ſeine Genoſſen,
Und man höret ſehr viel von Fortun und Malheur!
Aber die Weiberchen trinken ein wenig Thee! Wer nicht ſpielet,

—Wünſchet zu tanzen, doch fehlt's leider an Platz und Muſik.

Alle Fragen, worauf kein Ja und kein Nein ſich erwiedert,

Werden mit Ja und mit Nein zierlich zurücke geſcheucht,

Lieblich ſtehen ſie da, und ſitzen die jungen und alten

Grazien, denkend darauf: was denn zu denken jetzt ſey?

Gut ſind die Fächer auch hier im kühlen Zimmer, man gähnet

Ruhig mit ſtockendem Zahn hinter dem wehenden Schirm. — —

Immer zu Viertelſtunden iſt dieſer Kreis ein Gemälde,

Denn es drücket die Kunſt — Poſitionen nur aus.

Acht Uhr ſchlägt es; und ſieh, der Eſſaal öffnet die Pforten!

Doch, grundgütiger Gott, rührt die Gemahlin ſich nicht;

Muß ja das Eſſen verkommen, und mit ihm die Mägen der Gäſte!
Merkt ſie die Stopfung denn nicht, die an dem Eingang entſteht? —
Brav! dort kömmt der Baron (er iſt ja von Hofe gekommen!)
Reicht ihr die blitzende Hand, und ſie erhebt ſich ſchnell,
Wie ein Mädchen; — ſie ſaß alt und ſchwerfällig im Lehnſtuhl,
Aber wie hüpfet ſie jetzt tanzend und lachend dahin! —
Eſſet nun, was ihr vermögt, — nein, was euch die Schüſſeln erlauben!
Brod iſt im Ueberfluß da, Würze habt ihr genug! —
Sitzet doch Herr von T* und Herr von O* in der Nähe;
Ihr wohlriechender Witz haucht wie ein Nordwind umher!
Auf Brodkügelchen fliegt er zu allen Bekannten und Freunden,

Und es lachet der Faun, gar nicht im Buſche verſtecket!
Sinnreich treffen die Kugeln an Lippen und Buſen die Weiber;
Aber an Naſ und Stirn werden die Männer berührt.
Gegen Zehen iſt endlich von Speiſen, Witz und Getränken
Alles verzehret, — und ſchon raſſeln die Wagen! — a Dieu! —

X.

Das unmenſchliche Streben

zum

Ziel der Menſchheit.

Ein Lied

zu ſingen im Kreiſe der allzukühnen Weltreformatoren.

Von

Maria Mnioch geb. Schmidt.

1796.

Ein Wort
an den Komponiſten.

Die Verfaſſerin hatte dies Lied wirklich zum Singen beſtimmt. — Sie hatte aber die Idee, daß nur der Chor ein eigentlicher Geſang, das Solo hingegen eine Art von melodiſchem Rezitativ ſeyn ſollte.

Zum eigentlichen Arien-Geſang iſt auch das Solo nicht metriſch gebaut, da die Strophe nach ſieben zweifüßigen, jamb-anapäſtiſchen Verſen ganz unerwartet in einem langſamen fünffüßigen jambiſchen Verſe endet.

Zwar dem Inhalte nach iſt hier Abweichung nicht unbedeutend; aber auch eben die Inhalt des Solo (im Gegenſatz mit dem Inhalt des Chors) ſcheint den mehr aufzählenden, mehr ſchmetternden Ausdruck des Rezitativs zu verlangen, doch ſo, daß er in jedem Solo melodiſch wiederkehrt.

Auch iſt das Metrum ſelbſt melodiſch behandelt, und der einmahl richtig gefaßte muſikaliſche Akzent und Richtpitt wird auf alle Strophen paſſen.

M.

Lied.

Chor.

Ach, wozu empfingt ihr Herzen,
Menschen, wenn ihr euch nicht liebt!

Solo.

Ihr strebet und ringet
Zum Ziele der Menschheit;
Doch seitern aus Liebe
Für's herrliche Ziel!
Ihr strebet und ringet
Aus Dünkel und Ehrsucht,
Und tretet zu Boden
Was neben euch gleicher Würde stand.

Chor.

Ach, wozu empfingt ihr Herzen,
Menschen, wenn ihr euch nicht liebt!

Solo.

Von diesen Altären
Der menschlichen Hoheit
Steigt Jammer und Klage
Der Menschen empor.
Empor zu den Sternen! —
Dort sollen sich freundlich
Und brüderlich grüßen
Der Priester und sein blutig Opfer-
thier!! —

Chor.

Ach, wozu empfingt ihr Herzen,
Menschen, wenn ihr euch nicht liebt!

Solo.

Zwar ehret die Nachwelt
Die Thaten der Väter,
Und preiſet in Liedern
Den treflichen Muth! —
Doch treten die Füße
Die Schädel der Vorwelt,
Doch wächſet die Blume
Zum Siegeskranz aus Urn' und Grab empor!

Chor.

Ach, wozu empfingt ihr Herzen,
Menſchen, wenn ihr euch nicht liebt!

Solo.

Erreicht wird ſie endlich,
Gelöſet die Krone,
Die glänzende Krone
Des Menſchengeſchlechts!
Doch hat ſich der Läufer
Durch Trümmern der Brüder,
Durch Jammer der Vorwelt
Gebrochen, ach, die allzukurze Bahn!

Chor.

Ach, wozu empfingt ihr Herzen,
Menſchen, wenn ihr euch nicht liebt!

XI.

ZUM

SCHLUSS

DES

GANZEN BÜCHLEINS

(DER CHOR DES LETZTEN LIEDES)

ACH, WOZU EMPFINGT IHR HERZEN,
MENSCHEN, WENN IHR EUCH NICHT
LIEBT!!

J. J. Mnioch's

sämtliche ausgewählte Schriften.

Zweites Bändchen.

Ernst und Laune

von

Joh. Jac. Mnioch.

Görlitz,
bei L. B. Anton
1799.

Joh. Jacob Mnioch's

sämtliche

auserlesene Schriften

Zweites Bändchen.

Görlitz,
bei L. W. Anton
1799

D

...liek
...den

Statt einer Vorrede
Fragmente einiger Briefe an Freunde.

(Hierin die Nachweisung auf die Erklärung des Titelkupfers.)

Erſtes Fragment.
An Herrn A**n.

Sie erhalten hierbey das Manuſcript zum zweiten Bändchen. — Ich bin aber noch einen Nachtrag zum erſten ſchuldig, nämlich das Verzeichniß gewiſſer Irrungen, die man **Druckfehler** nennt.

Man hat schon oft angemerkt, daß diese Benennung unrichtig ist, indem man hierunter Fehler des Setzers und Korrektors begreift. Aber auch unter dem Titel, Satz- und Korrektur-Fehler, würde zuweilen der Unschuldige leiden.

Ich, meines Orts, vermuthe willig, daß immer viele der sogenannten Druckfehler — Übereilungen des Abschreibers oder Verfassers, auch Undeutlichkeiten der Hand des Ersten oder des Letzten seyn mögen! Man ist gerecht, und trit niemand zu nahe, wenn man sie insgesamt Errata nennt. —

Jedem Autor (so dünkt mich) giebt der Anblick eines Errati dieser Art, beym ersten Durchblättern seiner abgedruckten Schrift, einen empfindlichen Stich, wenn nicht in's Herz, so doch in die Brust oder Stirn; und es ist immer eine Pein-Stun-

de, in der man ſich hinſetzt, um als Advocatus Diaboli ſeines eignen Kindes, das Sünden-Regiſter deſſelben (nur von Splitter-Sünden) zu entwerfen, obwohl man eben nicht fürchten mag, daß die Kanoniſation darunter leiden werde. Späterhin ſieht der Verfaſſer ſchon mit mehr Gleichgültigkeit die Kreuz- und Quer-Striche der geſchriebnen Korrektur in ſeinem Exemplar. Er tröſtet ſich (wenn er nicht gar eine baldige neue Edition verhofft) mit den Druckfehlern ſo vieler andern Bücher, die ihm beim Leſen ſelbſt (im Einzelnen) weniger aufgefallen waren, als da er endlich auf dem letzten Blat das zwey Seiten lange Verzeichniß derſelben erblicket.

Indeß (und da die Hofnung einer zweiten verbeſſerten Edition mich vor der Hand nicht tröſten kann) iſt meine Beſorgniß ſeit der Entdeckung jener Sen- oder Schrei-

Befehler des erſten Bändchens — bis jetzt nicht geringer geworden. Nämlich die Beſorgniß, daß irgend ein gar zu kritiſcher Leſer den Advokatus Diaboli meines Buchs noch beſſer (für mich ſchlimmer) machen möchte, als ich ſelbſt. Denn da die Rezenſenten, welche zuweilen auch Leſer ſind, nichts mit dem Abſchreiber, Setzer und Korrektor zu thun haben, ſondern blos mit dem Autor; ſo wird gar oft an den Letzten öffentlich eine Weiſung addreſſirt, die er hernach im Stillen an den Kopiſten und Setzer abgeben kann, weil ſie eigentlich für dieſe gehört. Dies iſt beſonders bei Sprachfehlern der Fall, aber auch bei wirklichem Wörter-Tauſch, bei Auslaſſungen und Zuſätzen, wodurch ein falſcher Sinn, oder gar ein Unſinn entſtehet. Am ſchlimmſten ſind dergleichen Errata, wenn ſie einen halben, oder einen falſchen, aber doch einen Sinn geben. Man glaubt, einen irrigen Gedanken zu

kritiſiren, und kritiſirt einen Druckfehler. — Die Rezenſenten, im Unterſchiede von den übrigen, bekanntlich ſehr geneigten Leſern, ſind von Amtswegen die ungeneigten, und wo zweierlei Irrthümer möglich ſind, ein geringer und ein groſſer, ein Druck- und ein Gedanken-Fehler, da pflegen ſie, zu nöthiger Sicherheit, den letzten anzunehmen.

Dieſe und ähnliche Bedenk- und Beſorglichkeiten ſind der Grund, weshalb ich

die Nachweiſung der hauptſächlichſten Erratorum des erſten Bändchens dieſer Sammlung (Worte der Lehre, des Troſtes und der Freude) mitten in die Vorrede zum zweiten Bändchen drukken laſſe, nämlich in dieſen Brief.

(Die mit (*) bezeichneten ſind die ſchlimmſten, und ich erſuche den Leſer,

ſie in ſeinem Exemplar zu korrigiren oder korrigiren zu laſſen, wenn er es der Mühe werth hält. —)

Errata.

Seite 3. Zeile 4. ſtatt: daſſelbe, ſoll ſtehn: dasſelbe.

S. 17. Vers 9. ſt. andere lies andre.

S. 32. der unterſte Abſatz fängt ſich erſt mit den Worten an: Was ſoll man nun ſagen — das Vorhergehende gehört zum obern Abſatz.

* S. 42. Zeile 5. von unten, ſtatt: Weiſe, oder lies: So weiſe, oder.

* S. 52. Z. 3. ſt. herausgeſaugt l. herausgeſagt.

S. 62. Z. 2. von unten, ſtatt: wir lies: ſie.

* S. 117. Z. 4. v. u. iſt ſchon wegzuſtreichen.

S. 131. Z. 3. v. u. ſoll heißen: So belehrt er denn Andre.

** S. 161. Z. 2. v. u. ſt. Inhalt l. Karakter.

* S. 162. Z. 1. ſt. dramatiſche oder dialogiſche Kantaten lies: die dramatiſche oder dialogiſche Kantate.

* S. 170. Z. 8. ſt. deutet l. deuten.

** S. 171. in der unterſten Zeile, ſt. erſten l. letzten.

** S. 187. Vers 7. v. u. ſt. aus der Thorheit l. aus Thorheit.

* S. 204. V. 5. v. u. ſt. dürfen lies: dürfe.

S. 209. V. 5. v. o. ſt. ſchwülen l. ſchwülem.

* S. 237. Z. 8. v. u. ſt. Ohr l. Ohre.

* S. 243. V. 5. v. u. ſt. Richter l. Dichter.

S. 276. Z. 3. v. u. ſt. « ſetze: ,

S. 279. V. 2. ſt. in dem Alter l. mit dem Alter.

* S. 299. Z. 2. v. u. ſt. drin l. den.

* S. 316. Gedicht 23. In dem Schema des Metrums iſt noch ein Fuß zuzuſetzen.

* Ebendaſ. V. 6. v. u. ſt. Gern l. Gerne.

S. 323. Gedicht 29. in der Überſchrift ſt. b l. g.

*** S. 324. Z. 13. ſt. Hundesnatur l. Natur.

* S. 329. Z. 7. ſt. vor l. von.

* S. 341. Z. 2. v. u. hinter: ſchwebt iſt: . wegzuſtreichen.

* S. 343. Ged. 8. ſtatt: Aliud ejusdem metri ſoll ſtehn: Beſchluß.

* S. 349. Ged. 15. die Überſchrift heißt: Ohne Vers-Geſetz.

* S. 354. Z. 1. ſt. ſtarrten l. erſtarrten.

* S. 357. in der letzten Zeile, ſt. Capri l. Caprae.

S. 359. V. 2. ſt. ſchaut l. ſchauet.

** S. 360. in der letzten Zeile, ſt. kränkt l. krankt.

S. 363. V. 6. ſt. ſchreiben lies ſchreienden.

S. 363. V. 5. ſt. Und erzählt l. Und es erzählt.

S. 364. V. 3. v. ob. hinter geſcheucht ſt., ſetze .

Noch einige Fehler der Interpunktion und einige Ungleichheiten der Orthographie müſſen ſchon unaufgezählt bleiben, und einer neuen Edition entgegen hoffen, um verbeſſert zu werden. — Aber noch beſonders muß ich anzeigen: daß unter den Schattenriſſen nach dem Leben, drey Stücke eine falſche Unterzeichnung haben, nämlich das 14, 21, und 32.

Nur die Fortſetzung des zweiten (22) und die friedliche Gegenrede des dritten (33) ſind Zeilen der weiblichen Hand. —

Leben Sie wohl!

Zweites Fragment.

Aus einem Briefe an Herrn L**t. Fl**ſch*.

(Bei Überſendung des erſten Stücks dieſer Sammlung: Friedrichs Schatten.)

Ich dedizire Ihnen hiermit förmlich, aber demohngeachtet eben ſo herzlich, wie Hutten ſeinem Ritterlichen und dabey Ehrenfeſten Freunde Sickingen, nur nicht ſo rüſtige und kräftige Büchlein als jener, ſondern bloß eine Traum Viſion, aus dem ein Gedicht worden iſt. — Es erſcheint darin der Schatten eines groſſen

Königs (man ſagt: des Größten!) in einer Geſtalt und Scene, die in Hinſicht auf den Richterſtuhl, vor dem er ſteht, auch der höchſten menſchlichen Größe nicht erniedrigend ſeyn kann.

Sie haben unter den Fahnen dieſes Monarchen eine Kunſt üben und achten gelernt, die ein Segen des Vaterlandes und der Menſchheit iſt, wenn eine geſchickte und berühmte theoretiſche Praxis (daß ich ſo ſage) die eigentliche Praxis unnöthig macht; wenn das friedlichdrohende Probeſchauſpiel hinreichend iſt, die eigentliche Aufführung des heroiſchen Blut- und Thränenſtücks auf dem Greuletheater des Krieges — ehrenvoll abzuwenden.

Sie ſelbſt denken nicht anders über ihre Kunſt, und obwohl der Soldat in ſo

manchen Verhältniſſen lebt, die ihm, aus Privatintereſſe, den Krieg an ſich wünſchenswerth machen könnten: ſo ſind doch Sie ein zu guter Patriot und ein zu menſchlicher Menſch, als daß wir Beide nicht mit allen übrigen guten Menſchen beten ſollten (denn auch ein Soldat, wie ein Glücksbeamter, kann hier weiter nichts): „Menſchenfreundlicher, groſſer „Vater im Himmel, der Du kei„ne Preußen und Öſterreicher, „keine Franzoſen und Teutſche, „ſondern bloß Menſchen zu Kin„dern haſt, geheiliget werde das „Schwerd dem Öhlzweige, der „Krieg dem Frieden!“ —

Nur der eigentliche Defenſiv-Krieg, die Vertheidigung eines Rechts aus Pflicht, iſt der erlaubte, der gerechte! — Gott mag entſcheiden, ob die Machthaber der Nationen allemal wiſ-

sen, was sie thun, wenn sie ihre Eroberungen — Vertheidigung nennen! — wenn sie dem Nachbar das Brod und Brodmesser aus der Hand nehmen, und sprechen, es war Gift und Dolch! — wenn sie Freiheit und Glückseligkeit nicht schenken, sondern mit dem Schwerd aufdringen, und sich neue Kinder, oder Brüder mit dem Blute der alten erkaufen. —

Sie werden leicht finden, in welcher Beziehung diese Anrede mit dem Gedicht steht, das hier beiliegt. — u. s. w. —

Wenn dieser Brief nicht ernsthaft seyn sollte, (wie jedes ehrbare Dedikations Schreiben,) so würde ich Sie bitten, meinen wehr- und waffenlosen Traum (denn die Data zur Vorrede und der Beschluß sind wohl nur Degengefäße an leeren Scheiden) in ihren militairischen Schutz

zu nehmen, aber nur gegen die feindlichen Ausleger, die mit dem dreikantigen Stilett geheimer Verläumdung umherschleichen, und Stirn und Herz nicht haben, ein ehrliches Schwert gegen ein ehrliches Schwert bei Tage zu ziehn. — Ich würde denn aber unter jenen Dolchen nur dreieckig gespitzte giftige Zungen, und unter dem ehrlichen Schwert Verstand, Humanität, nebst Witz und nachdrücklicher Beredsamkeit des ehrlichen Mannes verstehn! — u. s. w.

Schon im Todesjahr des großen Fürsten erschien mir dieser Traum. — Ich lebte damals (ein Jüngling) mit meinem geliebten und unvergeßlichen Faber (von dem ich ihnen so viel erzählt habe) in der innigsten Freundschaft der Herzen und Geister.

So theilten wir uns auch unsre jugendlichen poetischen Träume mit, und keiner

hielt es für einen Raub, die Ideen des Andern nach eigner Weiſe auszuführen und darzuſtellen. Mancherlei fried- und freundliche Wettkämpfe begannen in den Thälern am Muſenberge.

Auch der Gegenſtand des hiergemeynten Gedichts wurde eine Aufgabe für uns Beide.'

Ich kann es mir nicht verſagen, die Ausführung von Faber Ihnen mitzutheilen, da ich ſolche glücklicher Weiſe vor einigen Tagen unter meinen Papieren wiedergefunden habe.

Es ſind große lyriſche Züge, keine Ausmahlung, wie in meiner Viſion. Eine Unvollendung, die einem Schattengemälde dieſer Art ziemt! — Nur mehr Klang und Fülle des Ausdrucks wäre zu wünſchen. — Wenn Sie lieber wollen, ſo ſey

es eine Schattenzeichnung! — Auch mein Gedicht war das zuerſt, aber vielleicht etwas bunter! —

Der ſiebzehnte Auguſt 1786.

Leiſes Schweben,
Stummes Hoffen
Und bange Geduld
Hielt die Seelen im Himmel,
Schweigen lag im Himmel tief.
— — — —
Aber da fuhr verworrenes Rauſchen
Die Nochnichtgerichteten durch
Und dumpfes Geräuſch durchwühlte die Seelen
In Schattenleibern,
Und dumpfe Laute
Giengen durch den Himmel,
Durch hundert Sprachen,
Die nicht einander verſtanden.

Und es ward bange den Seelen,
Daß ſie bebten,
Wie eine große Wolke bebt.

Die Himmel dachten:
Es werde der große Richtſpruch geſchehen.
Und unher auf Erden
War den Menſchgebornen
Eine Furcht ankommen,
Wie wenn jeglicher ſterben ſollte,
Und Einer
Stürbe ſo viel, wie ſie alle. —
Und es hatten die Lande gezittert! *)

Aber die Schatten der Väter und Söhne
Traten zu Hauf,
Und die Sprachen, die einander verſtanden,
Traten aus denen, die ſie nicht verſtanden,
Und rauneten furchtſam,
Hundert tauſend ſtärk.

*) Das Jahr vor dem Tode des Königs hörte man viel von Erdſtößen in Teutſchland.

Faſt verſtanden ſie ſich,
Und zeigten ſich ihres Todes Mahle,
Ihre Narben, in Schlachten geprägt,
Kenntlich noch
An dem unverklärten Schattenleibe.

Und wie ein Seufzer
Plötzlich entfliehend
Dem gepreßten Buſen,
Tönt es vernehmlich! in allen Sprachen:
Der König!

Da kam langſam Friedrich, grosgebückt einhergetreten,
So gewohnt vor den glühenden
Reihen der Schlacht:
Und ſeine hundert und hunderttauſend Geſchlagnen
Kehrten ſich weg vor dem Blick,
Wie dort,
Wo der Sieger ſie ſchlug.

Und alle Herzen beteten zum Richter
Um den baldigen Richtſpruch,
Und ſeufzten: Es werde Ihm
Und werd uns Allen vergeben!

— — — — —

Ach es werd' auch uns
Wie Ihm und ihnen vergeben!

Glocken ſtammeln
In einander
Von den Thürmen herab,
Und ſie haben Ihn
In ein Grab gelegt;
Zepter und Kron
Sind von Ihm gethan,
Und das Gewölbe
Iſt feſt verſchloſſen.

Unſre Augen ſind voll Thränen,
Und unſre Gemüther bücken ſich tief.
Ach es werd auch uns, wie Ihm
und ihnen vergeben! —

Faber.

Ein Nachtſtück, ohne ſcharfe Lichter! unbeſtimmte Geſtalten im ſtickenden Nebel einer Mondnacht! — Ein Rückkehr des ungewiſſen Blicks in unſer eignes Herz! —

Mein Verſuch iſt dagegen ein Theater mit allen Lichtern erleuchtet, eine tragiſche Oper im Himmel. So wenigſtens, glaub' ich, werden einige Rezenſenten ſprechen.

Drittes Fragment.

An den Herrn L. D. Beyer zu Warſchau.

Hier, verehrteſter Freund, empfangen Sie die Abſchrift des Gedichts auf unſern König, das ich zur Feyer ſeines Geburtstages in der bewußten Geſellſchaft vorlas. *) — — Sie wiſſen, ich hatte eine

*) Es iſt das zweite Stück dieſer Sammlung.

äuſsere Veranlaſſung dazu. Ich muſs geſtehn, daſs meine Achtung und Liebe gegen dieſen Fürſten, in welchem unſer Vaterland den wiedergekehrten Genius beſſerer Zeiten verehrt, zu wahr und zu ernſthaft iſt, als daſs ich aus eignem Antrieb ſchon jetzt ein Lobgedicht auf Ihn ſchreiben würde (geſetzt auch, ich hätte Kraft und Feuer genung für dieſen Gegenſtand,) — denn wer ſchreibt jetzt nicht Lobgedichte und Lobreden auf dieſen Monarchen? Auch die, welche zur Apotheoſe von Fürſten eines ganz entgegengeſetzten Karakters (und wohlzumerken, die Apotheoſe wird allemahl pränumerirt, ohne an den Seneka und das Neroniſche Quinquennium zu denken) eben ſo ungeſtüm ihre Poſaunen, ihre Trommeln, Klapperbleche und Querpfeifen hören lieſsen! — Unter dieſem Haufen wird man verdächtig! — Überdies bin ich ein Unterthan dieſes Königs,

und lebe dazu nicht im Dienſt irgend einer Gemeinheit, (wie Geſellſchafts-Beamten, Lehrer, Prediger u. d. g.) ſondern unmittelbar in Königlichem Dienſt. Ein dichteriſches Lob aus ſolchem Munde hat Vorurtheil gegen ſich! — Das alte Sprüchwort, klinq es auch alt, und ſey es reimlos; es iſt ſo ungereimt nicht: weſſen Brod man iſſet, deſſen Tiſchgebet ſpricht man; — weſſen Becher uns tränkt, deſſen Lied ſingen wir! — Meine Meinung iſt: der Dichter im Officianten (wenn ſich einer in ihm verirrt hat) ſchweige! Man weiß doch, wenn er ſpricht: ſo wird es Lob ſeyn! — —

Bei dieſer Meinung iſt es ſehr natürlich, daß auch jenes, durch fremde Aufforderung veranlaßte, Gedicht ſich vor Allem ſorgfältig in Acht nimt, was einer Schmeichelei ähnlich ſehen könnte.

Leider dachten die Meiſten jener Geſellſchaft anders! — Sie dachten: wer nicht lobt, der tadelt! Nur ſo begreif ich, wie man bei den goldnen Scherben von Fürſtenkronen ſtehen bleiben konnte, ohne auf die zerriſſnen Laubdiademe des Bürgers*) hinzuſehn; — kurz, wie man weder für's Ganze, noch beſonders für den Schluß ruhigen Sinn hatte. —

Ihnen allein, würdigſter Freund, hab ich es zu danken, wenn mich die irrenden Patrioten — wieder für Ihres-Gleichen (für einen Patrioten) erkennen.

„Was denn Anders, ſagten Sie, „führt dies Gedicht aus, als „den Wahlſpruch unſers Bun„des:

„Sic transit gloria mundi!“ —

*) Ausdrücke des Gedichts.

Ich möchte hinzufügen in Verbindung mit dem Horaziſchen:

Iustum et tenacem propositi virum,
— — — — —
Si fractus illabatur orbis;
Impavidum ſerient ruinae.

Sollten Sie es zweckmäßig finden, ſo überlaſſe ich Ihrer Freundſchaft die Mittheilung der beigelegten Abſchrift an Einen oder den Andern, der etwa einmal gelegene Zeit verhoft (wie der Landpfleger Felix im Pauliniſchen Verhör. S. Apoſt. Geſch. K. 24, v. 25.) die Sache genauer zu prüfen, über die er urtheilen will. —

Jenes Misverſtändniß und ſeine möglichen geheimen Folgen veranlaſſen mich indeß, das Gedicht dem Druck zu übergeben. — Erlauben Sie, daß ich es Ihnen widme, zum freundſchaftli-

chen Dank für Vertheidigung und Schuz! — Ich habe Ihnen für so Vieles und Seltnes zu danken! —

Viertes Fragment.

An Herrn Feldprediger Lafontaine zu Halle.

Es sind nun zehn Jahre, seit ich Sie nicht gesehen habe. — Ihre Schriften sagen mir aber, daß Sie ein schönes und freundliches Leben führen, bei dem der Geist tageshell und das Herz sonnenwarm und kräftig bleibt! Zehen Jahre reißen dann nicht nieder, sie erbaun! —

Gebe und erhalte Ihnen der Himmel so viel Freude, als Sie Andern gewähren; und lasse Sie immer unter so guten, wak-

kern und herzlichen Menſchen leben, als die beſten in ihren Schriften!

Was mich anbetrift: ſo bin ich glücklich geweſen, ſehr glücklich! — Mit wem ſoll ich hadern, daß der Himmel auf Erden nicht ein ewiger Himmel iſt! — Unſre ſchönſten Blumen- und Frucht-Gärten blühen und fruchten auf Lava, an den Seiten eines Volkans! — Was kann ich einem Freunde wünſchen? — O, daß er nie anders, als im Neben-Herzen des Dichters nachempfände, was es heißt, in einem wankenden Leibe eine Seele umhertragen, die getheilt und gebrochen iſt durch irdiſche Angſt und himmliſche Hofnung, durch Pflicht und Sehnſucht.

Wenn ich Sie bitte, grüßen Sie die Ihrigen, ſo kann ich hoffen, daß es geſchehn wird. — Wenn Sie mir das ſchreiben, ſo kömmt es zu ſpät! — Es

ſind noch nicht zwei Jahre, da ich mehrmals von einer ſanften Stimme erinnert wurde, unſre alte Freundſchaft durch ein ſchriftliches Freundſchaftswort zu erneuen! — Jetzt erinnert mich niemand! — Die Meinigen, d. i. meine Kinder, — verſtehen noch wenig von dem Gruß eines Mannes, den ſie nie geſehen haben! —

So geht es denn zu, mein lieber, trauter Freund, daß ich der Welt und ihrem Leben nur halb zugehöre! — — So geht es zu, daß ich als Civiliſt und Weltmenſch (wenn gleich nicht Weltmann) von Profeſſion, immer noch gern bei Arbeiten verweile, die mit meiner frühern Lebensbeſtimmung verwandt ſind, mit dem Geſchäft eines Jugendlehrers und eines Predigers. Ich bin nur das erſte geweſen, aber ich liebe Beides mit gleicher Liebe, und erwarte für das äſthetiſch-moraliſche Bedürfniß unſrer Zeit immer noch

ſehr viel von dem friedlichen Enthuſiasmus weiſer Religionslehrer in ihrem eigentlichen Berufskreiſe.

Es iſt zuweilen mein ſehr lebhafter Wunſch, hiezu mitwirken zu können, und da eben das Geſchäft eines Religionslehrers vor einigen Jahren mein vorzüglichſtes Studium war; ſo darf ich vielleicht hoffen, über die Gegenſtände dieſes Geſchäfts nicht etwas gar Profanes zu ſagen. — Sie werden ſich daher nicht wundern, wenn Sie in dieſer Sammlung auch einen liturgiſchen Beitrag vorfinden, unter dem Titel: Ideen zur Theorie der Gebetformeln.*) —

Wer weiß, ob ihn Viele von denjenigen leſen möchten, die von Amtswegen dieſen Gegenſtand wiederholend durchdenken, und die ſo oft Gelegenheit haben, über Geiſt

*) Das III. Stück.

und Wirkung des öffentlichen Gebets lehrreiche Bemerkungen zu machen. —

Hätten ſie, mein Lieber, Muße und Geduld, ihr Urtheil über dieſen Verſuch mir in gelegentlicher Antwort auf gegenwärtiges Brief-Fragment zuzuſchreiben: ſo würde ich darauf um ſo wißbegieriger ſeyn, als ich nicht bloß das Urtheil eines Theologen, Predigers, Lithurgen u. d. g. von Profeſſion, ſondern eines Mannes erwarten könnte, dem ein ſo reiner Blick ward in die äſthetiſch-moraliſche Beſchaffenheit des Menſchen, in die feinern Bedürfniſſe des Herzens und der Phantaſie, Liebe, Troſt, Hofnung, Glaube!

Empfangen Sie jene Blätter als Geſchenk eines alten Freundes mit freundſchaftlichem Herzen, aber laß Sie dies nicht abhalten, auch ein ſtrenges Gegenurtheil zu äußern, wo Sie aus Gründen des ei-

nen Studiums nicht meiner Meinung ſeyn können!

Warſchau, den 6ten Oktober 1798.

Fünftes Fragment.

An den Ober-A. und Z. R. Rindfleiſch zu Danzig.

— — Sie werden es, geliebter, trauter Lebens-Genoſſe meiner beſſern Zeit, — aus dieſem an Sie überſchriebnen Brief-Fragment abnehmen, wie es mit den übrigen Dedikations- und Vorrede-Briefen dieſer Samlung beſchaffen iſt. — Es ſind allerdings Fragmente, aber nicht von, ſondern erſt zu Briefen, nämlich von Gedanken und ganzen Reden in Gedanken, die längſt an gute Freunde überſchrieben waren, — aber auch nur in Gedanken. — —

Der Titel dieſes Buchs (jeder Theil dieſer Samlung hat einen beſondern) wird Ihnen auffallen. — Ich höre Sie fragen: worin ſind Ernſt und Laune verſchieden? Giebt es nicht ſowohl eine ernſte als eine ſcherzende Laune? und wie ſchickt ſich denn dieſer Titel zum Inhalt? —

Zwar könnt ich antworten: er ſchickt ſich nicht ſonderlich, aber eben das iſt die Laune, und der Inhalt iſt der Ernſt. Aber ich antworte lieber: wer wird es mit ein paar Titelworten ſo genau nehmen! — Haben doch die Horen, oder Merkur und andre Journal-Götter und Göttinnen ſtatt Glieder — (Haare, Buſen, Arme und Beine) — Stücke, Bände, Jahrgänge. — Giebt es doch literariſche Baum- und Blumen-Blätter aller Art, die in Bücher eingetheilt werden, ohne deswegen getrocknete

Kräuter ſeyn zu ſollen, vielmehr lebendige!

Was ich durch den Titel ſagen wollte, wäre allerdings richtiger geſagt durch: Ernſt mit Laune; aber das mit klang mir in dieſer Verbindung, als wenn von einem Chemiſchen Gemiſch, einer ſchriftſtelleriſchen Köcherei die Rede wäre. Die Hauptſache in dieſem Bändchen iſt überdachter Ernſt; und ich weiß nur zwei kleine Stücke, denen ich wünſche, daß man ſie für Scherz nehme!

Aber die Form gerade des größten Stücks iſt Einfall, iſt Auffaſſung des Augenblicks mit humoriſtiſchem Eigenſinn feſtgehalten.

Ich meine das Gedicht über moraliſch-äſthetiſche Bildung. Der Form nach eine freundſchaftliche Epiſtel an Gott! — Ich mag jetzt nicht mehr unterſuchen, ob ſein Inhalt ſich nicht beſſer zu

einer weniger bilderreichen, hellen und prosaiſchen Rede an die Menſchen ſchicken möge? — Sie wiſſen, es wurde bereits vor zehen Jahren unter dem Titel einer Litaney entworfen. Was die ſpätere Hand verändern konnte, wenn nicht aus alten Trümmern ein neues Gebäude hervorgehen ſollte, war bloß Reparatur im Innern, äußerer Abputz, hie und dort ein Angebäude und ein paar neue Fenſter. — Im Ganzen blieb es ein Gotiſcher Pallaſt. — (Unter uns! Ich wünſche, daß die Rezenſenten dies Urtheil zu ſtreng fänden! — Sie pflegen das aber nicht zu ſagen, und ſie thun auch recht daran! —) So viel iſt gewiß, daß ein guter Geiſt darin wohnt, der Licht und Feuer wohl leiden mag! —

Einige Bekannte haben gemeint, die Hauptidee ſey Schillers Briefen über die äſthetiſche Erziehung entnommen, welches aber ſchon deshalb

nicht der Fall ſeyn kann? weil dieſe Litaney ſchon im Jahr 1780 (als fliegendes Blat) zum erſten mal gedruckt wurde. Indeß freut und ermuntert mich dieſe Verwandſchaft, ſo entfernt ſie ſeyn mag. Der praktiſche Zweck iſt ohnſtreitig derſelbe, und einzelne Ideen ſind ähnlich; obwohl der ächte Goldfaden eines feinen Syſtems, auf welchen die Schillerſchen Zahl-Perlen gereiht ſind, feſter und daurender iſt, als das Seidenfädchen unter meinen Koralien, etwa von nordiſchen Bernſtein! —

Grüßen Sie, mein Lieber, alle guten Freunde und Freundinnen, die einſt mit mir an den Bernſtein-Ufern froh und zufrieden waren. In jener launiſchen Gegend, unter jenem humoriſtiſchen Himmel war ich zuweilen noch bei guter Laune. Mit den Körnern bunter Einfälle, die dort im Spaziergehn am Ufer geſammelt wurden, beſtreue ich jetzt in meiner myſtiſchen

Einſamkeit das Rauchfaß der Erinnerung, und labe mich am Duft der beſſern Vergangenheit.

Sechſtes Fragment.

An den O. Afz. u. Z. R. th Fh. v. Sellen zu Warſchau.

— — Empfangen Sie hier die Erklärung des Titelkupfers! — Ich habe in der Überſchrift dieſer epiſtoliſchen Vorrede verſprochen, daß ſie (die Erklärung) hier nachgewieſen werden ſolle, und ich halte Wort.

Bekanntlich giebt es viele Leſer, die ein Buch mit Kupfern (auch nur mit Einem) lieber zu Hand und Augen nehmen, als (caeteris paribus) eine bloße Druckſchrift. Geleſen wird dann zuerſt

die Bildererklärung, und oft iſt ſie das Einzige, was amuſirt. — Eben dieſe Leſer (und andre) überſchlagen Alles, was Vorrede heißt: denn ſie wiſſen nicht, was ein Autor mit ihnen zu verabreden haben könnte. Die bloße Bitte, daß ſie nicht ſchlafen mögen, macht ihnen Schlaf, wie in Geſellſchaften die Frage: worüber wollen wir uns unterhalten? den Faden aller Unterhaltung am erſten abſpannt, wo nicht zerreißt. „Man unterhalte oder belehre „doch ſogleich, ohne vorher anzukündigen, „daß und wie es geſchehn ſoll!“ — Aber freilich manches Buch iſt wie eine Arzenei, es bedarf einen Gebrauchzettel.

Um nun mit mehr Wahrſcheinlichkeit hoffen zu können, daß die Vorred'-ſcheuen Leſer diesmal auch eine Vorrede leſen werden, iſt die Neu- und Wis-gier dahin verwieſen worden, und ſie erwartet hier mit Recht, wenn nicht die Erklärung ſelbſt,

ſo doch die Andeutung, wo ſolche zu finden. — Ganz gewiß in dieſem Buche, und man wird ſie ſchon antreffen, wenn man von Anfang bis Ende lieſt! —

Ihnen, mein Freund, widme ich die ganze Abtheilung, wovon dieſe Erklärung ein Artikel iſt! nämlich: die Deklaration gegen die Neufranken, die Künſtentführung, Ecce homo, das Räthſel und die Unſchuld! —

Es war eine Zeit, wo die Neufränkiſche Nation mit mir Friede hatte, ich hielt mich damals eben ſo neutral, wie Dännemark und Schweden, (denn Rußland kann ich nicht nennen, weil es ſich doch in Marſch geſetzt hatte.) — Wenn ich demohngeachtet ein Publikandum gegen die Franken im Namen unſrer Barden ergehen ließ, ſo war dies nicht viel ſchlimmer — als Spaß! — Es wurde

nämlich (nach einem bekannten Sprichwort) der Sack geſchlagen und — cætera, quis? — Jetzt aber, da dieſe Nation eine übermüthige Siegerin und eine herriſche Freundin iſt, jetzt hab' ich ihr den Krieg in meinem Herzen erklärt, denn es empört mich, daß eine gerechte Sache in ſo ungerechte Hände gerathen mußte, und ich möchte überlaut rufen (wenn jemand drauf hörte) armes politiſches Chriſtenthum (d. i. vernünftige Freiheit und Gleichheit) die Greul deiner Anhänger machen deinen neugebohrnen Namen ſtinkend vor den politiſchen Heiden! —

Sehen ſie hier zwey Geſichtspunkte, woraus das erſte und zweite Stück der Miszellaneen beurtheilt zu werden bittet.

Das Ecce homo bedarf um ſo weniger einer Erklärung, da es ſelbſt eine iſt. Aber

das Räthſel mag ein Räthſel bleiben. O daß es ihm billiger erache, als der Aſſemble im erſten Bändchen! Die Leute ſind wunderlich; der und jener vermeinte ſein Bruſtbild ſchaugeſtellt zu ſehen, und doch wollte niemand ſeine Naſe, ſeinen Mund, ſein Auge, ſeine Stirn — in der Karikatur wieder erkennen. — „Ich bin gemeint (rief es) aber nicht getroffen!“ — Lieber! ſo ſage mir doch, wenn dieſes Zerrgeſicht mit dem deinigen keine Ähnlichkeit hat, welch ein arger Dämon ſagt dir: daß es eine Parodie auf dich ſeyn ſoll. —

Hinweg geweihter und ungeweihter Pöbel mit allen animoſen Auslegungen! Eine Satyre kann individuell ſeyn, ohne perſönlich zu ſeyn! Und hab ich nicht friedlich gebeten: lieber, verſtändiger und billiger Leſer, habe die Güte, den Verſtand und die Billigkeit: — Einfälle

nicht mit Geſinnungen zu verwechſeln. —

Keine andre Geſellſchaft in der Welt kann unter der Schützen- und Komponiſten-Zunft gemeint ſeyn, als jede, die guten Grund hat, zu glauben, ſie ſey getroffen, nämlich nicht mit dem Pfeil, ſondern mit dem Pinſel. Giebt's keine, um ſo 'eſſer! Das Räthſel iſt dann nichts weiter als ein Probeſtrich auf dem Pallet.

Siebentes Fragment.

Der Herausgeber an Freundinnen.

(zunächſt abzugeben

an M* W*f, M. G*ll, und D. G . y . r.)

Ihnen, geliebte und verehrte Freundinnen, widme ich dieſe und die künftige Nachleſe aus den zerſtreuten Blättern meiner verſtorbnen Gattin, Ihnen ſey hiemit auch die erſte Sammlung im vorigen Bändchen poſtdedizirt!

Ich weiß ihre verſchiednen Namen nicht, weiß nicht wo Sie Alle wohnen, (und Sie wohnen vielleicht an vielen Orten, was mir erfreulich ſeyn würde.) Auch habe ich nur ein paar von Ihnen geſehen, und ſelbſt mit dieſen nur wenig, zwey oder drey Be-

grüßungsworte im Vorbeigehn gesprochen. Demohngeachtet glaub' ich Sie Alle zu kennen, und zwar als Freundinnen eines mir theuren Schattens!

Unter jenem Nachlaß von zerstreuten Zetteln findet sich ein Blättchen, das ich für ein Testament ansehe, welches auf Sie lautet. Hier ist es!

„Wenn ich nach zehn oder funfzehn
„Jahren irgend Etwas geschrieben hät-
„te, was auch gedruckt werden könn-
„te, und ich ließ es drucken; so wüß-
„te ich doch keine schönere Absicht, als
„Bewerbung um Lieb und Freund-
„schaft auch bei Menschen, die mich
„persönlich nicht kennen, die ich nie
„gesehen habe, und unterm Monde
„nicht sehen werde, in deren Herzen
„aber der Ton unsers Herzens wieder-
„klingt, in deren Geist der Schimmer
„oder Strahl des Lichts leuchtet, das

» auch unſern Geiſt erhellt. — Die
» einzelnen Menſchen, die in Kopf
» und Herz mit einander harmoniren,
» und die ſich gegenſeitig ermuntern,
» tröſten, erfreuen würden, wenn
» ſie beiſammen wohnten, und ſich
» kennten, — leben in einer unſicht-
» baren, zerſtreuten Kirche. Mancher
» von ihnen ruft hinein in die weite,
» Menge, aber nicht immer wird er
» von dem vernommen, der ihn ver-
» ſtehen kann und mag. «

Eben durch dies Teſtament kenn' ich Sie, liebe und werthe Freundinnen, und in ihm liegt die Veranlaſſung und der Grund dieſes Schreibens.

Noch ſo Vieles möcht' ich Ihnen ſagen, über ſo Manches mich erklären, aber es wär' auch ein Rufen in die weite Menge, und die, für welche meine Worte nicht

seyn würden, möchten sich ärgern, daß sie blos zuhören müßten.

Also nur noch dies Wenige! —

Die Steinchen zum Denkmal liegen noch zerstreut am Wege und in den Gebüschen eines sorgenvollen Lebens. — So wie eine grüne Umfassung auf dem Kirchhof die Stelle bezeichnet, wo mir die Gestalt des guten Genius versank; so bleibe für jezt auch das Abbild seines Geistes mit den wenigen Worten umkränzt, die über sein kurzes irdisches Leben gesprochen sind. *)

Wenn ich die zweite und letzte Nachlese der zerstreuten Blätter (es sind ein paar Gatten- und Mutter-Gedichte) darbringe; so werf ich sie als Blumen ausstreuen über das Denkmahl! — — —

— — — —

*) Worte der Lehre, des Trostes und der Freude. Seite 284.

Giebt es unter Ihnen, meine Lieben, vielleicht eine kritiſche Leſerin? — Auch eine ſchöne weibliche Seele kann dies ſeyn, wenn gleich Kritik nicht eben zur ſchönen Seele gehört! — Oder haben Sie etwa kritiſche Freunde? — Ich will thun als wäre Eins, oder das Andere, oder Beides!

„Es iſt eine gewiſſe Monotonie in den „zerſtreuten Blättern, ſowohl in den „Gedanken als in den Blumen und „Bilder-Reden!“ —

„Sollte dieſe Monotonie nicht „weiblich ſeyn? — Gewiſſe Urtheile über Schriftſteller ſind doch „nicht ganz weiblich, nämlich „die vergleichenden. Dieſe zergliedern mehr die Wirkung auf den „Verſtand, als die auf's Herz! z. B. „Die Vergleichung zwiſchen Göthe „und Jean Paul, das Raiſonne-

„ment über Perils empfindſame
„Reiſen, über den Taſſo, über
„die Zauberflöte!“

Ich habe angemerkt, daß manches dieſer Urtheile **nicht unmittelbar nach dem Leſen des Buchs**, ſondern **nach einem raiſonnirenden Geſpräch darüber** niedergeſchrieben wurde!!! — Die Privatmeinung über den Taſſo kann nicht hierher gehören. Es iſt eine Aufgabe des Mißvergnügens über ſich ſelbſt: **warum wirkt dies Gedicht nicht eben ſo auf mich, als auf Andre?** — Dieſe Aufgabe iſt natürlich an den **kalten Verſtand addreſſirt.** — Indeß iſt jenes Privaturtheil nicht auch das **meinige.**

„Wenn gleich, wie ein andres Zettel-
„chen ſagt, die **Gräfin Leonore**
„(im Torquato Taſſo) **den zar-**
„**ten Menſchen im treflichen Dich**

„ter für eine Blume anſieht, die „man mit leiſem Finger wohl „brechen mag, damit ſie unſern „Kranz verherrliche!“ ſo iſt doch die Seele der Prinzeſſin ſelbſt eine gebrochne Blume, und wenn wir Taſſos Blätter in der Mittagshitze ſich krümmen und verwelken ſehn; ſo wiſſen wir auch, daß die ſtillere Blume bleicht und welkt, obwohl im Schatten der Einſamkeit, im lauen Hauch der langſam zehrenden Sehnſucht. — Kurz, ich finde den Geſichtspunkt nicht, woraus die Verfaſſerin den ſo ſchönen, und ſo zart dargeſtellten Karakter der Fürſtin betrachtet hat. — Jener Punkt lag im dunkeln Innerſten der Individualität. Vielleicht findet ein andrer aus gleicher Individualität, was ich nicht fand. — —

Was die Blättchen über Göthe und Jean Paul anbetrift, ſo halte ich beide Genies für incommenſurable, ſo daß eine

Vergleichung zwiſchen Beiden, nur ein zufälliger Einfall ſeyn kann. Was mir darin des Drucks nicht unwerth ſchien, iſt bloß das Urtheil über Jean Paul. Gerade dieſer Schriftſteller war es, den die Verfaſſerin lieber für ſich allein leſen mochte, und ich kann jetzt nicht mehr mit Sicherheit angeben, welche von ſeinen Schriften, ſie wirklich geleſen hatte. Nur ſo viel weiß ich, daß ein Vergleich zwiſchen Göthe und Jean Paul zum Geſprächs-Thema unter ein Paar Freunden diente. Dies Geſpräch veranlaßte jene Blättchen.

Übrigens theure Freundinnen, muß ich Ihnen geſtehn: daß ich wohl fühle, wie gut es geweſen wäre, wenn dieſe nachgelaßnen Papiere eine Herausgeberin gefunden hätten, ſtatt eines Herausgebers. — Wegen Mittheilung manches Stücks in dem vorigen Bändchen habe ich eine andre Perſon, als das Leſepublikum um Verzeihung zu bitten. Zu dieſen Stücken gehört das 20. unter den Bildern be-

nannt nach ihren Namen: der Sächsische Garten und Pallast zu Warschau.

Man hat in einzelnen Stellen und Ausdrücken eine männliche Offenheit gefunden, die dem Weibe nicht ziemt! Aber alle Zettelchen dieser Art von der Hand meines verstorbnen Weibes waren vertraute Worte an ihren Mann. Dies Gedicht ins besondre ist als vertrautes Gespräch unter Mann und Frau bei dem ersten Spaziergang (Abends den 26ten August 1796) durch einsame Nebenalleen jenes Gartens anzusehen: denn so entstand es. Ein Fremder sollte es nicht hören noch lesen, und der gute Schatten mag und wird es mir vergeben, daß ich es öffentlich (durch den Mund des Drucks) nachgesagt habe.

Zum Schluß und Abschied einen Gruß an die Ihrigen, die auch ihrem Herzen verwandt sind, und Segen und Freude über Alles, was Ihnen lieb und werth

iſt, wie die Blumen ihres Gartens, oder Ihre Kinder, wie Ihr Bräutigam oder Ihr Gatte und Ihr beſter Freund! —

Einen fröhlichen Hochzeitstag,
Oder einen tröſtlichen Tauftag! —
Blumen um Wieg' und Bette,
Und gute Früchte an den Bäumen der Müh' und Sorge! —
Spät den Rosmarienzweig
Mit ſeinem bittern Duft,
Eingelegt in die reine, fromme Hand
Die nun ausgeſegnet hat; —
Mit Thränen bethaut
Von glücklich-dankbaren
Kindern und Kindes-Kindern, —
Und vom Auge des Fremdes,
Der dann zum letzten geweint hat,
Und der bald folgen wird!!

Geſchrieben, Warſchau den 16. Oktober 1798.

M.

I.

Friederichs Schatten.

Eine Viſion.

Im Jahr 1786.
in den lezten Tagen des Ernte-Monds.

Nebſt Datis zu einer Vor- und Nach-Rede.

Dies Gedicht erſchien als fliegendes Blat ſchon im Todesjahr des Königs. Es flogen damals mehrere Trauer- und Klage-Blätter um die königliche Urne, und im Sturm der übrigen ſchien das meine verweht und niedergeſunken zu ſeyn, ohne in die Hand eines Rezenſenten zu fallen. — Wie mag auch ein Traum rezenſirt werden, — und es iſt wirklich ein Traum, und dazu der Traum eines Jünglings! —

Data
zu einer Vorrede.

Die Gerechtigkeit des Schickſals in dieſem Leben und die des Richters jenſeit des Todtenbettes, kurz die Gerechtigkeit des höchſten Weſens müſſen wir uns allerdings der Form nach mit der Gerechtigkeit des moraliſchen Menſchen übereinſtimmend denken, aber nicht der Materie nach. Es iſt der Ausſpruch einer höhern und weiſern Inſtanz, (der höchſten und allweiſen) zwar nach demſel-

den Geſetz und über dieſelben moraliſchen Fakta, aber mit einer tiefern und reinern (der tiefſten und reinſten) Einſicht in die letzten, und ohne Irrblicke des Urtheils.

Unſer höchſter Geſetzgeber iſt zugleich der Schöpfer unſrer Natur, — unſer höchſter Richter iſt zugleich unſer tiefſter und wahrhafteſter Herzenskündiger! Den Irrthum und die Schwäche in Erkenntniß und Werthhaltung des Geſetzes wird er ſcharf ſondern vom rebelliſchen (böſen) Willen, und die urſprüngliche Gebrechlichkeit der Natur wird für die Schwächen, Übereilungen und Fehltritte des Augenblicks (obwohl ſie vielleicht Jahre lang fortwirken) — ein gutes Wort einlegen dürfen, das gehört werden wird!

Reue und Entſchluß der Beſſerung kommen auch dort nicht zu ſpät! Niemand geht verlohren, keine Seele wird auf ewig

hinweggeſtoßen vom Herzen des groſsen Vaters.

Wenn die ſonſt proſaiſche Philoſophie es wagt, über dieſen Gegenſtand ihre Ahnungen auszuſprechen, oder vielmehr nur anzudeuten, ſo hört ſie auf, proſaiſch zu ſeyn, und geht in Poeſie über. —

Das folgende Gedicht (obwohl ein Traum dazu die Veranlaſſung gab) iſt ein gewagter poetiſcher Blick in die Nebel, die den Gerichtshof jenſeit des Grabes umhüllen, ein Blick (wenn ich ſo ſagen darf) aus dem Herzen — einem gefürchteten Geiſte nachgeſchickt, den der ernſte Gerichtsbote, der Tod, hineinfuhrte zum Richter.

Es war ein gefürchteter Geiſt auf Erden, gefürchtet in ſeiner Stärke, wie in ſeiner Schwäche; in ſeiner Gröſse, wie in ſeiner Kleinheit. — Die Geſtalt ſeiner

Thaten, verglichen mit ſeinen Gedanken, Lehren, hingeſchriebnen und ausgeſprochnen Maximen, war oft moraliſch zweydeutig.

Er war ſo philoſophiſch geweſen, ſich bloß für einen Diener ſeiner Nation zu erklären, und dennoch hatte Er (wie ein gemeiner Fürſt) das Volk, das er bediente, dem vielgeſtalteten Elend des Krieges preißgegeben, um ſich ein zweytes Volk, d. i. einen neuen Herrn — zu erobern! — Der alte, gutmüthige und treue Herr mußte ſich aufmachen und hingehen, um ſeinen Bedienten, mit ſchmerzhaftem Verluſt eigner, werthen Glieder, (obwohl ſie ihm wie dem Krebs neu wachſen,) noch eine andre Herrſchaft zu erkämpfen, — und zwar eine Nation, die ſchon bedient war, und keine andre Bedienung wünſchte! —

Überhaupt hatte dieſer König, der im Einzelnen menſchlich-gerecht war, ſich doch im Großen zu handeln erlaubt, wie nur das unbegreifliche Schickſal handeln darf, (dem wir zutraun, daß es jenſeit des Lebens ſchadlos halten könne.) Er hatte die Mitwelt zum (gehofften) Segen der Nachwelt jammern laſſen, bluten und ſterben! — Die rechtloſe Gewalt hatte vor Ihm gezittert, aber auch das waffenloſe Recht hatte Thränen geweint. — — —

Viſion.

Und als die Seele mit des Lebens letztem Athem empor in die Lüfte ſtieg, umfing ſie ein zarter ätheriſcher Körper, (dem ſterblichen Aug' ein Schatten) ähnlich der Königs-Geſtalt, die einſt auf Erden gefürchtet umherging, auf der Erde zurück blieb in Ohnmacht, und jetzo verſank in ihrer Mutter Schoos.

Und Friedrichs Schatten
Begrüßte den erſten Himmel
Die Stäte zum ernſten Gericht
der Todten!

Ein Wolkengebäude! die Eingangspfeiler von grauem Nebel gebildet; der Boden eine weite Flut von langsam wogenden Dunst, so auch die Wänd' und Hallen und das unmeßlich hohe Gewölbe!

In der luftigen Höhe standen auf dunkeln Wolken harrende Engel, — und auf der stillen Nebelflut des Bodens schwebten die Schatten der Todten, die noch entgegen hofften, entgegen zagten dem ernsten Gericht.

Bange Ruh', und ungewisses Erwarten, athmeten leis' und schwer, wie ein schwüler Gewitter-Abend, über den ganzen, weiten Gerichtplatz.

Als nun aber der König hineinschritt über die Nebelschwelle,

Da bebten die Wolken,
Da bebten die Seelen,

Und der Engel Posaunen
Töneten laut
Rufe zur Schlacht!

Zu beiden Seiten den Wolkensaal entlang
Standen sie alle, die Erschlagnen
Aus den Eroberungskriegen des Königs, —
Hier die Gefallnen seiner Feinde,
Dort die getöteten Kinder des Volks,
Dem er Vater sich nannte! —

Sie standen da in ihrer Schattengestalt, ähnlich ihren Leichen, die nicht in Thränen, die in Blut verscharrt wurden auf dem Schlachtfeld; auch die man hinaustrug aus den Marterkammern der Verwundeten. — Und die von Freund

und Feind zertretne Unſchuld, bleiche Gram-Geſtalten, deren gebrochne Seelen mit dem Rauche brennender Hütten empor geſtiegen war, hülleten ſich zitternd in zerrißne Schleier! —

Sie alle waren
Noch nicht gerichtet,
Und hatten geharret
In Furcht und Hoffen
Mehr als dreymahl ſieben
lange Jahr lang.

Aber der ſtolze König, im Gefühl des ſeltnen Verdienſtes, (denn unter den Königen war er der Einzige!) ſchritt in der Mitte des Saales zwiſchen den Reihen hinauf, die zuſammen ſich drängten in zwey lebendige Mauern, wie am Tage der Schlacht, — mit bahgen Augen, mit ungewiſſen Gliedern ängſtlich beſorgend einen im Himmel ſelbſt wiederholten Schlachten-Befehl des kühnen Erobrers. —

Zu Ende des Saales in
Oſten
Erhob ſich ein neues Portal,
Aus blauem Äther gebildet, -
Und hinter ihm lag
Eine ſchwarze Donnerwolke
über einem mächtigen Feuer,
Das in einzeln Purpurſtrah-
len
Die Donnerwolke durchſchim
merte,
Gleich einer nahen Feuers-
brunſt
In dunklen Dünſten der Win-
ternacht.

Wenig nur ſchwankte die Königsge-
ſtalt, und ihre Blicke zitterten wenig. Sie
eilte hinauf mit mächtigen Schritten: --
doch immer noch bebten, die um ſie ſtan
den.

Aber die Wolken der Engel schwebten nicht mehr, und die Posaune schwieg, und von dem Wolken-Empor *) schaute der Engel Antlitz schweigend hinab und ernst.

Als er nun nahte, der König,
Dem Portal
Von Saphirluft,
Und dem Flammentrone
Hinter dem Donner-Gewölk,
Einzugehen ohne Gericht
In den Himmel der Gerechten! —
Da hielt sich nicht länger
Die gefesselte Angst
Und die gefesselte Sehnsucht,
Und alles Leid,
Das die Seelen
Der harrenden Schatten

*) Das Empor, nämlich Gebäude, auch: die Empor, nämlich Kirche, d. i. ein erhabner Ort für die Chöre der Sänger und Instrumentalisten.

Lange gedrückt,
Lange gequält hatte!
Da ſeufzte,
Da ächzte
Des Lebens Leid
Und des Todes Furcht
Und des Himmels Erwartung
Aus allen Buſen der Ungerichteten! —

Das kalte Dunſtgebäude nahm es zu Herzen! — Es ſchüttelten ſich die Nebelhallen, und höher hob ſich des Bodens Flut, und das Wolken-Gewölbe dehnte ſich aus, wie bleiche, geſpannte Leichentücher, und ſchien zu zerreißen! —

Siehe da flog
Plötzlich hinweg
Das Donnergewölk
Vom Glutenthron! — —
Und es durchſtralte, durchgoß,
durchſtrömte

Den ganzen Himmel des Gerichts
Ein kalter Feuerſchein,
Ein Ozean von Glut mit Freſſes-Athem,
Wie ein flammendes Nordlicht
Am Himmel der eiſigen Winternacht! —

In blutigem Feuer glänzten die Wolken unter den Füßen der zagenden Schatten, nicht mehr auf Wolken, — auf Flammenſchiffen wogten die Engel, und ſtießen mächtig in die Poſaune den Aufruf zum Gericht! —

Es ſanken zu Boden auf ihre Knie die Schatten aller Erſchlagnen; der Schattenkörper ſchien zu laſten an der ohnmächtigen Seele! und alle Häupter und Arme ſenkten ſie matt, und es ſchauten die ſtarren Augen zu Boden.

Aber die mit dem zerrissenen Schleier vergaßen des Schleiers, und streckten Arme mit gefalteten Händen empor, und blickten mit sanftem Thränen-Auge hinauf zum Glutenthron! —

Auch der König erbebte!
Es faßte mächtig seine Brust,
Daß auch Er
Die Heldenknie
Mußte beugen
Nieder zum Boden!
Wie in Tönen des fernen, langsamen Donners,
Leise beginnend, dann steigend in lauten Akzenten und nahend,
Kam eine Stimme von dem Thron.

„Könige, die um Dich knien, die sind Dir einst erschlagen!

„Nicht zufrieden warst du mit deinen Völkern, die Gott dir

„Anvertraute, ſie milde zu weiden mit
Palm und Ölzweig
„An den Bächen der Weisheit im Blu-
menthale der Freude. —
„Daß Du neue Kinder gewönneſt,
muſten die alten,
„Längſt in Lieb und Treue bewährt, —
verjammern und bluten
„Mit der eiſernen Hand des Helden
ſtieſſeſt Du dieſe,
„Welche Dich liebten, hinweg in
Schwerter und Flammen, damit Du
„Weit aufſchlöſſeſt die Arme den Frem-
den, welche Dich haßten,
„An den Buſen ſie drückteſt, und glück-
lich zu werden ſie zwängeſt, —
„Glücklich und frey und verſtändig nach
deiner Weis' und Erkenntniß.

„Könige, die um Dich knien, die
ſind Dir einſt erſchlagen!

„Zähleſt Du dies Geſchlecht? und magſt die Tropfen Du zählen
„Ihrer Qualen, als Dir und dem Tode ſie bluteten, — oder
„Alle Thränen des Jammers, von ihren Geliebten geweinet,
„Alle Herzen und Häupter, die von den Schlägen des Schwertes
„Auf dem tobenden Kampfplatz mitgetroffen ſich fühlten
„In der beklommenen Heimat; — und als der Friede das Schlachtfeld
„Oft ſchon mit ſproſſenden Halmen, bedeckte, mit Blumen und Früchten,
„Im nachtönenden Schmerz, an Wunden unendlicher Sehnſucht
„Langſam ſtarben und vielfach ihr ganzes verwaiſetes Leben
„Ihrer Geliebten frühen Tod! —
„Und die Unſchuld dort mit ihrem zerriſſenen Schleier, —

„Von des Krieges Ferse zertreten, die friedliche Blume,
„Die im Wege nicht ſtand, die im Garten den Frühling begrüßte, —
„König, die um Dich knien, die ſind Dir einſt erſchlagen!
„Daß ſie Richter Dir wären, ſind ſie noch nicht gerichtet,
„Haben geharret auf Dich in bangem Fürchten und Hoffen,
„Mehr als dreymahl ſieben lange Jahre lang!“ —

Und es ſchmetterten die Poſaunen
Den Aufruf zum Gericht! —

Ach, da rief es, da weint' es mit allen tauſend und tauſend Stimmen:

„Erbarmen, Du Gnädiger!
„Barmherzigkeit
„Um Deiner ewigen Liebe willen!“

Und es ward ein tiefes Schweigen
Ausgegossen durch den ganzen Himmel;
Doch nicht lang — die hohe Antwort tönte:

„Ihr habt gerichtet,
„Und seyd gerichtet,
„Durch euer Gericht! —

Und es donnerte: Amen! —

Siehe, da wandelte sich das Sonnenfeuer
Um den Tron in sanftes Mondenlicht. —
Und mit dem Ausgang seiner milden Strahlen
Hauchte Frühlings-Odem durch den Himmel,
Und klang's wie Saiten- und Flötenspiel.

Es klang wie Silber an Silber klingt,
Es tönete lieblich, wie über die Kiesel
Das Schluchzen der Bäche, begleitet vom Liede
Einsam flötender Nachtigall. —

Und Thränen klangen in dem Lied,
Der Reue Thränen, sanft geweint
Am Busen des Verzeihenden;
Und Thränen klangen in dem Lied,
Der Freude Thränen, sanft geweint
Am Busen des Geliebtesten.

Und der ewigen Liebe Vaterwonne,
Die Verzeihung des All-Gnädigen
Hob im Meere der Harmonien
Des Gesanges Wogen höher,
Tönete mit voller Kraft und Würde
In die schöne Freuden-Elegie
Guter Kinder, die verirrt sich hatten,
Und verkannt im Lande wilder Fremde,
Und die niederkehrten zu dem Vater,
In der Heimat brüderlich zu leben.

Und Aller Herzen wurden still,
Und schmolzen in des Liedes Ton,
Und aller Augen wurden weich,
Und weinten Dank und Freud und Lob!

Auch ihr, des Königs Augen, fahrt
Zum Thron hinauf, und barget nicht
Die hellen Zähren, Gott geweint,
Die ersten Zähren, Ihm geweint!

Im Gesäusel des Westes kam der Engel Stimme
Von dem Wolken-Empor:

„Gottes Gnade ist nicht Menschengnade! —
„Seligkeit und ewigs Leben
„Keiner hat auf Erden sie verdient! —
„Was der Mensch dem Menschen Gutes,
„Was er Leides ihm gethan
„Bleibt zurück im Land der Fremde,
„In der Prüfung Land zurück;
„Keimet dort aus Urn und Grabe
„Ros' und Nessel für die Nachwelt,
„Zu dem Kranz der Ehr und Schande,
„Ehr und Schande nur im Staube. —
„Es erfreut, und warnt, und lehret
„Sterblich nur die Sterblichen!

„Gottes Gnade iſt nicht Menſchengnade!
„Seligkeit und ewigs Leben
„Keiner hat auf Erden ſie verdient!
„Nach des Lebens Kampf und Dulden
„Sind ſie gnädiges Geſchenk.
„Lorbeerkränze für den Kämpfer,
„Für den Dulder Veilchenkranz! —
„Denn der Irrende und Schwache
„Hat in Irrthum doch und Schwäche,
„Unter Sieges Hochgeſängen,
„Unter Thränen der Entſagung,
„Muthesкraft und Kraft des Duldens
„Vor der Gottheit Blick geübt.

„Kehret wieder, ihr Kinder des Himmels,
„Aus den Thälern der Vergänglichkeit! —
„Haben doch all eure Herzen gezittert
„In Freud und Leid! —

„Ranget ihr hoch alle, ſehnet euch alle
„Nach dem Ziel der Harmonie
„Streitender Kräfte, Keinem erreichbar
„Jenſeit der Gruft!

„Keiner hat zu viel erlitten,
„Daß ihn nicht des Himmels Wonne
„Tröſten kann! —
„Keiner hat zu froh gelebet,
„Daß ihn nicht des Himmels Wonne
„Über Alles beſeligen wird!

„Kehret getroſt, ihr Kinder des Himmels, kehret zum Vater!
„Bringet kindlichen Sinn; verzeihet, ſo wird euch verziehen!
„Waret ihr Brüder in Ohnmacht, in Hofnung, in Kämpfen und Dulden,
„Werdet nun Brüder in Kraft,
„In Friede, Lieb' und Seligkeit! —

Als das Lied nun geendet, und als die Tö-
ne verſchollen,
Klang es nach in den Seelen, und immer
noch floſſen die Thränen
Aus den tauſend getröſteten Augen! —
Es weinte die Liebe! —
Nicht mehr ſchien er zu laſſen der Schat-
tenkörper; es heben
Alle gebeugten Häupter und alle gebeug-
ten Knie
Freudig und leicht ſich empor!

Sie ſchwebten, getragen
Vom Athem des Klanges
Der ſeligen Lieder
Von Wogen der Freude,
Die tief in dem Innern
Des Herzens ſich heben:
So ſtiegen ſie auf
In die glänzende Luft!

Die Schattenleiber waren verklärt, und umfingen ſich mit hellen Äther-Armen in der glänzenden Luft! —

Friedrich aber ſchwebte einſam in der Mitte des großen umarmenden Kreiſes, und ſein verlaßnes Auge ſprach: „je„zo fühl ich es tief, und erkenne zu„erſt, was ich geahndet habe, als ich „die Könige dienende Brüder des Volkes „nannte!“

Und es zerran die Königsmiene
Auf dem hellen Geſicht;
Und als auch Er
Breitete aus
Die verlangenden Arme
Nach einer Bruſt, die ihm entgegen
ſchlüge:
Da ward gegeben
Dem Schatten-Körper
Eine hohe Geſtalt,

Mächtig und kühn,
Die niemand nennen noch bilden mag,
Alſo, daß alle Tauſend und Tauſend
Lagen an Eines Bruder Herz! —

„Siehe, das iſt
„Das Rieſenbild
„Der Monarchie
„Gottes, — des Vaters
und Bruders
„Aller Menſchen!„

Nach dieſem Chorgeſang der Engel zerfloß der Himmel des Gerichts, wie das leichte Gewölk der Dämmerung im Strahl der Morgenſonne. Und es zerſchmolz der große ſtrahlende Mond über dem Thron in ein allgemeines Licht, in einen ſchönen ſtillen Tag des Himmels! — Amen.

Der Sterbliche, dem dies Geſicht erſchien in ſeiner Jugend, — im Jahre, da der große König geſtorben war, hörete, als er wieder aus der Freiheit des Himmels in den Kerker des Lebens zurückſank, eine Stimme, die ihm nachrief:

„Wenn du verkündeſt im Leben,
„Was du ſaheſt und hörteſt
„Diesſeit des Lebens;
„So ſprich zum Schluß:

„Wer aber ſündigt auf Gnade,
„Den wird ſie treffen —
„Die Ungenade!!“ —

Anhang.

Kurze Antworten auf ein Paar kurze Bedenklichkeiten.

— »Der Schatten des Königs er-
»ſcheint noch dort mit dem Stolz eines ir-
»diſchen Fürſten. Er glaubt bloß an
»ſein Verdienſt, und erkennt und bereut
»keine Schuld: dennoch wird er frey und
»ſelig geſprochen. Das, was man Be-
»kehrung nennen könnte, folgt erſt
»nach der Seligſprechung!« —

Antwort. Die erſte Bemerkung iſt richtig: der König erſcheint uns noch dort, wie er uns hier erſchien. — Aber welches iſt die Schuld, die ſeiner Freyſprechung im Wege ſtände? Der Grund deſſen, was wir, (die wir den Willen und die Geſinnung eines fremden Menſchen nur aus der Geſtalt ſeiner Thaten und Werke zurück- und herauszufolgern ſuchen) moraliſche Schuld nennen würden, lag hier, (wie gegen Ende des Gedichts angedeutet wird,*) nicht im böſen Willen (der allein verdammlich iſt) ſondern in Irrthum und in Schwäche der Erkenntniß. — Und gerade die Art der Freyſprechung

*) In der Stelle: „Jetzo fühl ich „es tief und erkenne zuerſt, was „ich geahndet habe, als ich die Kö„nige dienende Brüder des Vol„kes nannte.“

(denn Seligſprechung iſt es nicht, und kann's nicht ſeyn, weil ſie überhaupt nichts iſt) wirkt erſt die Umwandlung der Erkenntniß, oder giebt vielmehr der wahren Erkenntniß die Kraft, wodurch bey einem an ſich guten Willen diejenige Sinnesänderung möglich wird, welche in der obigen Frage (obwohl unrichtig) Bekehrung genannt worden. Es iſt hier **nichts zu bekehren, eben weil vorausgeſetzt wird: das verübte Unrecht ſey aus Mangel an hellem Bewuſtſeyn der Pflicht, nicht aus pflichtwidriger Geſinnung entſtanden.**

„Trift dies zu bey jenem Könige?“ —

Antwort. Der Dichter hat es geglaubt!

„Wie aber wird den Seelen der Ungerich-
„teten (die nicht wußten, daß sie selbst
„zu Richtern bestimmt waren) die De-
„linquenten-Angst vergolten, worin
„sie mehr als dreymahl sieben Jahre auf
„den Schatten des Königs hatten warten
„müssen?“

Antwort. Ist es denn Delin-
quenten-Angst gewesen? Es
war ein Leben des Fürchtens, Hof-
fens und Sehnens, ähnlich dem
Prüfungsleben auf Erden. — Ge-
ängstet hat sich nur, wer die Angst
verschuldet. — Auch schwindet
vor dem Auge des Dichters, wie
vor dem Auge des Glaubens, wenn
es von einem Stiftchen oder
Markstabe der Zeit in die Ewigkeit
hineinblickt, ein ganzes Furcht-
und Sehnsuchtvolles Menschenle-
ben — zusammen in einen kleinen
Punkt.

„Wie iſt das zu nehmen: die Richter „und der Gerichtete werden freygeſpro „chen von einem höhern Richter, bloß „weil die erſten für den letzten um „Gnade bitten! — Iſt das Gerechtig„keit? —

Antwort. Gnade (im guten Sinn) iſt der Gerechtigkeit nicht zuwider. Es iſt Güte in einem Verhältniß, wo Gegen-Güte unmöglich (undenkbar) iſt. Nur Gott iſt gnädig! — Die Seele des Gerechten iſt zwar des Himmels*) würdig, aber ſie hat

*) Ich verſtehe unter Himmel ein Fortleben und Wirken in einer beſſern Natur, d. i. in einer, die mit der moraliſchen Welt mehr harmonirt, als die, welche uns jetzo umgiebt. Dies Mehr iſt unendlich, es kann alſo unendlich viele Himmel geben.

ihn darum nicht **verdient**. Er bleibt ein Geschenk der Gnade für Alle, ohne Unterschied! — Der Aktus, der in dieser Vision der Freysprechung und Begnadigung vorangeht, ist für die richtenden Seelen als eine Prüfung ihrer eignen Würdigkeit, als ein Gericht über sich selbst anzusehn. Überdies motivirt er die Sinnesumwandlung des Gerichteten. (Siehe die Antwort auf die erste Bedenklichkeit!)

„Viele wird es dünken: der Schatten „eines so großen Königs sey nicht würdig „genug behandelt?“ —

Antwort. Diesen Vielen mag das Gedicht ein **Traum** seyn, und **weiter nichts**! —

II.

Am

Geburtstage

des Königes

Friedrich Wilhelm des Dritten

Den 3ten August 1798.

Motto

(aus einem Briefe.)

Was man nicht frey beurtheilen darf, das darf man auch nicht loben. —

Wenn dem Unterthan nur in so fern ein Raisonnement über den Staat und dessen Repräsentanten zugestanden wird, als

er dabey sich vornimmt, daß aus den Schluß-Urtheil ein Panegirikus werden soll; so ist ein Panegirikus nicht viel (aber doch etwas) schlimmer — als eine Satyre.

Nur in einem Lande, wo es erlaubt ist, über den Fürsten und sein öffentliches Leben und Wirken mit bescheidner Freiheit zu urtheilen, und in politischen Dingen, wie in Religionssachen, nicht bloß zu glauben, sondern auch friedlich zu prüfen, nur in einem solchen Lande kann es dem Fürsten erfreulich seyn, wenn sein officieller Karakter und seine Amts-Thaten öffentlich gelobt werden.

Sein höchstes Lob aber ist: daß man ihm zutraut, er werde bey allen Verände-

rungen der Dingen, bey dem Wechsel der Politik seiner Nachbaren, bey allen Drohungen oder Anlockungen des Glücks, — seiner moralischen Würde getreu bleiben, und sich auch für die rühmlichsten Zwecke keine unrühmliche That erlauben. Mit Einem Wort: er werde seine Größe in dem finden, was er selbst ist, nicht in dem, was er außer sich wirkt, da das Letzte immer doch die Zustimmung des Schicksals bedarf, und dem Zufall und der Vergänglichkeit unterworfen ist! —

Preußen hat jetzt einen Fürsten, der vor allen Dingen ein rechtschafner Mann ist, und wir können mit Grunde hoffen, daß durch unser Kabinett zuerst eine mo-

ralische Politik, statt einer politischen Moral sich geltend machen werde.

Am

Geburtstage des Königs.

Der Du regiereſt und thronſt hoch über
den Thronen und Stühlen
Der Fürſten und Machthaber dieſer
Welt,
Um Dich ſtehen die Schickſale mit verhül-
ten Geſichtern,
Der Welten und der Völker Genien,
Harrend auf deinen Befehl! Du ſprichſt;
und ſie ſchreiten hernieder,
Und Berge ſinken, Thäler ſteigen auf.

Langsam nahen die dunkeln Gestalten; —
sie heben den Schleyer.
Und ungewandelt staunt sich an die
Welt.
Faszes brechen sie hier, dort Zepter; die
goldenen Scherben
Von Königskronen liegen wild umher
Unter den Laub-Diademen des Bürgers,
verwelkt und zerrissen.
In flücht'gem Sand, dem Pilgerfuß ein
Spiel!
Wie sie auch waren gebaut, nach jeder
politischen Baukunst,
Die Staaten alle, die gewesen sind,
Fürsten- und Volks-Regierungen, auf die
Pfosten gelehnet
(Die eisernen) des Schlachtbereiten
Heers, —
Ruhend auf Marmor-Säulen der Bürger-
Tugend, — gesichert
Durch innre Stärke, Weisheit, Muth
und Kunst,

Oder durch mächtiges Bündniß; — sie
sanken und stürzten zu Boden
Vor eigner Schwere, vor der Zeiten
Last
Und dem allmächtigen Winke des Schick-
sals. Dort auf der Haide,
Der Vorwelt Nebelhaide liegen sie,
Schauerlich angeleuchtet vom Mond der
Geschichte, — die Trümmern.
Und aus dem blaßerhellten Nachtgewölk
über den Spitzen der Berge vernahm ich
die heiligen Worte:
„Was du gebildet hast, o Mensch, ver-
geht,
„Wie des Leibes Gestalt, worinn du
wandelst auf Erden,
„Ein neues Schauspiel drängt das al-
te fort.
„Nur im Wechsel der Dinge gedeihen die
Kräfte der Menschheit.
„Nicht soll die Nachwelt träg und mü-
ßig ruhn

„Auf dem weichen Verdienſte der Ahnen; ſie ſoll ihr Leben
„Durch eigne Thätigkeit verdienen; ſoll
„Auf den Trümmerſtellen der Vorzeit bauen mit neuem
„Und tapfern Muth, und unverdroßnem Fleiß
„Nützliches, Gutes und Schönes nach mannigfaltigem Plane,
„Verſchiedner Anſicht und verſchiednem Zweck,
„Dennoch harmoniſch ſtets mit ſich ſelber, und richtig gemeſſen
„Und ſcharf begrenzt von Wahrheit und von Recht.
„Sinke dann immer die träge, vergängliche Maſſe, zerdrückend
„Die leichten Formen; das Bewohnen ſelbſt.
„Möge die Wohnung zerſtören, und bald vollende den Einſturz

» Ein Blitz, ein Sturm des Genius der Zeit.
» Ewig, ewig iſt Eins, die Kraft des übenden Bildners!
» Die Weisheit und die Tugend üben ſich
» Am Vergänglichen hier für's Unvergängliche. Siegend
» Erhebet ſich des Künſtlers edler Geiſt
» Über die Trümmern ſeines Gebildes, und fühlet ſich würdig
» Zu ew'gen Werken einer ew'gen Welt! «

Der Du regiereſt und thronſt hoch über den Thronen und Stühlen
Der Fürſten und Machthaber dieſer Welt,
Laß mit leuchtender Schrift in alle regierenden Stirnen
Geſchrieben ſeyn dies heil'ge Wort! —.
Ein Troſt

Sey es dem ehrlichen Fürſten, der Macht und Klugheit verachtet,
Wenn Wahrheit, Treu und Güte ſie verdamt;
Der es verachtet, dem Glücke zu fröhnen, zu fröhnen dem Dünkel
Der blöden Politik, zu opfern ihr
Seine Würde, die Würde des höchſten menſchlichen Amtes,
Und hätten mit der Lüge — Sieg und Ruhm
Feſt geſchloſſen ein Bündniß, und ſänke früher zu Boden
Der Staatenpallaſt, den ſein Name ziert.
Aber dem thörichten Stolz, der frech ſich Alles erlaubet,
Was ſeines Werkes Glanz und Macht erhebt;
Der mit Gewalt einreißt die Nachbar-Gebäude, der liſtig

Sie untergräbt, mit ihren Stei
nen dann
Feſter zu bauen ſein Eianes, mit ihrem
Schmuck' es zu zieren, —
Der leſe hier ſein Urtheil: Du erkaufſt
Trügende Herrlichkeit des bald
vergänglichen Hauſes
Mit ſeines Architekten ewger
Schmach!
Deine Schande zwar kömmt auf
die Nachwelt, aber dein
Werk nicht;
Und was du übteſt am Ver-
gänglichen
Iſt der Vergänglichkeit werth.
Es waren Kräfte des Laſters.
Verworfen iſt dein Werk und
dein Verdienſt!

Der Du regiereſt und thronſt hoch über
den Thronen und Stühlen
Der Fürſten und Machthaber dieſer
Welt,
Laß es geſiegelt ſeyn in der Könige Herzen,
und aller
Regenten eines freygenannten Volks:
Nur Gerechtigkeit trotzt und Wahrheit dem
Wechſel der Dinge! —
Des Glückes Laune tauſcht, und ungewiß
Iſt ſein günſtiges Urtheil, ſein zürnendes:
Aber der Ausſpruch
Des innern Richters bleibt ſich ewig
gleich.
Er verdammet den Trug, womit man Kro-
nen gewinnet,
Wie jenen, der des Juden Säckel füllt. —

Auch verdammt er die ohne Gewalt, die
Thaten des Helden,
Den keine feste Burg zu theuer dünkt,
Keine ſiegende Schlacht, — iſt nur mit Le-
ben der Menſchen
(Des Heeres Zehntel iſt ihm — Zehn-
tel nur,)
Zu bezahlen der Preiß! — „Und wäre,
ſo lautet der Ausſpruch,
„Die Friedenswohlfahrt eines Sekt-
tums
„Deiner treuloſen Thaten und deiner grau-
ſamen — Endziel, —
„O du Tyrann von Menſchenfreund,
wie willſt
„Sicher du ſeyn des Zieles? — Du
kannſt die Welt nicht be-
zwingen.

„Den wilden Strom der Zeiten lenkſt du nicht!
„Auf, und ſey größer als Glück und Zufall! Verliehre dich ſelber
„In dieſem Strudel nicht, ſey dir getreu!
„Über das wankende Herz gebietet der höhere Wille,
„Und ſtolzer Friede wohn' in deiner Bruſt!
„Stürzen dann Thronen und Stuhl, und alle Staatenpaläſte,
„Zerbrech in Scherben ſelbſt der Erden Rund,
„Siegend erhebt ſich die Tugend aus ihren zertrümmerten Werken,

„Aus den Ruinen endlicher
Natur!
„Nicht des Künſtlers Gebilde,
ſie bringet den Künſtler,
ſie bringet
„Sich ſelbſt gebildet dar der
Ewigkeit!“

Alſo bleib' Er geſinnt der junge, muthige
König
Boruſſiens, der König eines Reichs,
Welches in einem Jahrhundert vom Sa-
menkorne zum Baume
Gewachſen iſt, voll reifer, ſchöner
Frucht!

Ach, es ſinket oft ſchnell, was ſchnell ſich erhebet: Doch ſey es;
Ein guter Fürſt iſt ew'ger, als ſein Reich!

III.

Einige Ideen

zu einer

Theorie der Gebetformeln.

1794.

Vorrede.

In welchem Verhältniß ſteht die ſinnliche Religions-Übung (der ſogenannte äußere Gottes-Dienſt) mit der Vernunft-Religion? — Das iſt die Frage, auf deren Antwort es beruht: ob und wie fern eine ſinnliche Religions-Übung überhaupt von der Vernunft erlaubt oder vielleicht gar empfohlen werden kann.

Ein geringer Beytrag zu dieſer Antwort ſey das Folgende!! —

Einleitung.

Es ſcheint, als ob alle ſinnliche Religionsübung, vorzüglich die Handlung des Gebets, ſich einzig auf das Dogmatiſche einer Religion ſtütze, in welcher die Gottheit als ein mehr oder weniger ſinnliches Weſen vorgeſtellt wird.

Einige meynen daher: nachdem ſolche ſinnliche und abgöttiſche Vorſtellungen vor dem Lichte der Aufklärung verſchwunden ſind, ſo müſſe nun auch alle ſinnliche Gottesverehrung verſchwinden. — Das Irrbild iſt hinweg geräumt, und ſein Schat-

ten könne nicht bleiben! — Wurzel und Stamm ſind verdorrt, und ſo ſeyn auch die Zweige ins Feuer zu werfen.

Andre wollen billiger ſcheinen. Bey größerer Reinigkeit der Religionsideen ſollen jene Zeremonien nicht aufgehoben, ſondern auch nur gereinigt werden. — Man ſetzt aber dieſe Reinigung in Verminderung oder Schwächung des äſthetiſchen Karakters. —

Je weniger ſinnlich (meynt man) je beſſer! — Der Gegenſtand habe nur eine andre Geſtalt gewonnen, mit ihm auch der Schatten! Wurzel und Stamm ſeyn nicht verdorret, ſondern nur in einen andern Boden (in's Land der moraliſchen Vernunft) verpflanzt, und die Frucht werde anders, hoffentlich geſünder ſeyn, wenn auch nicht ſo ſaftreich und ſchmackhaft! — — Man wünſcht unſre Kirchen in einfachverzierte Säle zu verwan-

deln, unſre Altäre in Tiſche; unſre geiſtlichen Lieder wie unſre Gebetformeln ſollen wohlſtyliſirte, ſehr dozirende, klare und kalte Proſa werden.*) — Mit einer gewiſſen modernen Zierlichkeit, mit einem leichten weltlichen Anſtande bedienen unſre Prediger den Altar und den Taufſtein, und vor lauter Aufklärung ſchämt man ſich, bey der feyerlichſten Religions-Zeremonie mehr gerührt zu ſcheinen, als an einem Kour-Tage, wenn man zum Handkuſſe gelangt iſt.

Wär' es richtig, daß ſinnliche Religionsübungen einzig auf die Dogmatik einer phantaſtiſchen Religion gegründet werden können, ſo wäre die Meynung der erſten Parthey ſehr konſequent. Der Grund wäre geſunken, und das Gebäude könnte nicht von der Luft aufrecht gehalten werden.

*) Sind es auch ſchon geworden.

Die zweyte Parthey will gemäßigt seyn, ist aber inkonsequent und hat das Herz nicht, konsequent zu seyn! — Sie thut zu viel und zu wenig.

Zu wenig, denn die bloße äußere Gestalt der Religions-Ceremonien (welche man nicht verwerfen will) ist immer noch zu sinnlich, als daß sie mit den gereinigten Vernunftglauben unmittelbar harmoniren könte. Das Gebet ist und bleibt in den Augen der Vernunft eine Täuschung, es mag prosaisch oder poetisch seyn.

Zu viel: denn dadurch, daß man der Zeremonie ihren innern ästhetischen Karakter schwächt, ohne ihr den äußern zu nehmen,*) (daß man sie zu Prose in Versen macht) verliert sie ihr ganzes Interesse für Herz und Phantasie, und sinkt zu ei-

*) d. h. ohne sie ganz aufzuheben.

nem ſchaalen und langweiligen Komplimentweſen hinab. Proſa in Verſen iſt unausſtehlich, mehr als Verſe mitten in Proſa.

Aber der Schein betrügt. Nicht das Dogmatiſche, irgend einer Religion, nicht der Religions-Gedanke, ſondern allein unſre innere Sinnlichkeit, Herz und Phantaſie, ſind der wahre Erzeug- und Ernähr-Grund aller ſinnlichen Religionsübungen.

Nur die Bedürfniſſe des religiöſen Herzens, nicht die Vorſtellungen und Ideen des religiöſen Kopfs ſind auch noch jetzt (bey der kritiſchen Berichtigung und Aufklärung der Religionslehre) im Stande, die ſinnliche Gottesverehrung zu erhalten. Jenes Bedürfniß wird bleiben, ſo lang dem Menſchen Religion überhaupt etwas werth iſt, und in ſo fern er durch die Vernunftreli-

gion, als bloßer Gedankenſache, zwar die Zweifel der Vernunft über ſeine letzte Beſtimmung (als abhängiges Naturweſen) zum Schweigen bringen, aber die Unruhe und Sehnſucht ſeines Herzens nicht ſtillen, und ſein Gemüth nicht erheben kann. *)

*) Die Vernunft nimt einen Gott an, um eine Unſterblichkeit annehmen zu können, in welcher die Glückſeligkeit mit der Würdigkeit zu derſelben ſich harmoniſch vereinen wird, oder wo wir doch dieſem hohen Ziele in unendlichen Fortſchritten näher rücken können und werden. Sie glaubt aus Nothwendigkeit, aber ſie glaubt auch nur. Sie will mit ſich ſelbſt nicht im Widerſpruch ſtehn, und ergreift daher das Einzige, wodurch ihr die Hebung des Widerſpruchs möglich wird.

Aber für dieſe Gedanken-Nothwendigkeit, für dieſe Harmonie der bloßen Vernunft mit ſich ſelbſt, haben Herz und Phantaſie keine Empfänglichkeit. Alles Überſinnliche iſt ihnen nur in ſo fern Et-

Ich habe es in den folgenden Paragraphen verſucht, die Gründe darzulegen, wornach das Gebet überhaupt, insbeſon-

was, als es auf ſinnliche Art ausgedrückt wird, und durch dieſen Ausdruck ſinnlich wirkt. — Um ſich zu beruhigen und zu erheben, verlangen ſie eine Erſcheinung (wenn ich ſo ſagen darf) aus der unerſcheinbaren, wenigſtens unerſchienenen, Welt. Sie ſehnen ſich nach einem Umgang mit dem geglaubten Gott; ſie wollen mit ihm reden, wie Kinder mit ihrem Vater; ſie wollen Verkehr treiben an den Grenzen des künftigen Lebens, an den Pforten der Wohnung Gottes, diesſeits an den Mauern ihrer himliſchen Heimat. Zwar können ihre Wünſche nur durch Täuſchung befriedigt werden: aber dieſe Täuſchung iſt Wahrheit für ſie, oder wirkt doch, wie Wahrheit.

Es giebt daher eine Religion der bloßen Vernunft und eine Religion des Her-

dre das Kunſt-Gebet (die Gebet-Formel) zu würdigen iſt, und wie das letzte beſchaffen ſeyn muß, wenn es ſeine Wirkung auf Herz und Phantaſie (religiöſe Erbauung) nicht verfehlen ſoll.

Übrigens wünſche ich, daß man nicht fortfahren möge, die ſinnliche Religionsübungen (im Gegenſatz der Religionsübungen für die bloße Vernunft.

gent. Aus der praktiſchen Harmonie Beider entſteht die Religion der Gesinnungen; und eben dieſe mögliche praktiſche Harmonie ſchreibt die Grenze vor, bis an welche die Täuſchungen der ästhetiſchen Religions-Übung ſich wagen dürfen. Innerhalb dieſer Grenzen können ſie auf die Erlaubniß, ja ſogar auf die Empfehlung der Vernunft Anſpruch machen.

Eine ausführlichere Erörterung dieſes Gegenſtandes erſcheint vielleicht in Einem der folgenden Bände dieſer Samlung.

welche im wiederholten Durchdenken, Prüfen und Begründen der Religions-Wahrheiten beſteht) durch Schwächung ihres äſthetiſchen Karakters reinigen zu wollen.

Eine wahre Reinigung iſt, was den Inhalt angeht, nur nach ſeinem Bezug auf Moralität, ſo wie in Betracht der Form nur nach Ideen des Schönen und Erhabnen möglich.

I.

Abhandlung.

Ich mache den Verſuch, einige Ideen über Gebete und Gebetformeln in kurzen Sätzen mitzutheilen. Vielleicht findet ſich manches, was zur Einleitung in die Kritik des Gebets und in die Theorie der Gebetformeln brauchbar iſt, wofern man eine ſolche Kritik und Theorie jemals ſchreiben und den modernen Reformen der Liturgie zum Grunde legen wird.

§. 1.

Der vernünftige Zweck alles Gebets iſt nicht in Gott (den Angebeteten)

ſondern einzig in den Menſchen (in den Beter) zu ſetzen.

§. 2.

Alles Gebet ſetzt Religion voraus. d. i. Glauben an Gott und an ein Verhältniß zu Ihm, ſowohl in Hinſicht auf unſern phiſiſchen als moraliſchen Zuſtand. (Gott iſt der Urheber unſers Daſeyns und der Beſchaffenheit unſrer Natur, iſt unſer Geſetzgeber und Richter, iſt der Regierer unſrer Schickſale, und unſre letzte Beſtimmung liegt in ſeiner Hand. — Dieſer Glaube iſt Religion im weiteſten Sinn! —)

Alles Gebet gründet ſich auf das Bedürfniß des Herzens und der Phantaſie, dem Religionsglauben einen äſthetiſchen Karakter zu geben, ihm, zu Reinigung und Erhebung unſrer Gefühle, eine ſinnliche Kraft zu leihen, kurz, auf das Bedürfniß eines lebhaften Gefühls der Religion.

§. 3.

Inhalt oder Materie des Gebets darf jeder dem moraliſchen und phiſiſchen Zuſtande des Menſchen wichtiger Gegenſtand ſeyn, inſofern er einen religiöſen Berührungspunkt hat. Religionsideen und moraliſche Lehren ſind der natürlichſte.

§. 4.

Ein Gebet, unmittelbar und abſichtlos, durch innere Rührung und religiöſe Begeiſterung gewirkt, heißt Naturgebet. Es leidet keine Theorie, wohl aber eine Kritik. —

Anmerk. Bey einem aufgeklärten Gottesverehrer kann es nicht als eine zuſammenhängende, noch weniger als eine lange Rede erſcheinen, ſondern nur in abgebrochenen, kurzen Ausrufungen.

Es ist eine rührende, ästhetisch-religiöse Übereilung des Augenblicks.

Gedrückt vom Verkanntseyn, oder gar von der Feindschaft der Menschen, niedergeschlagen durch die Vereitelung so mancher gerechten Hofnung, entkräftet und muthlos gemacht zur Ergreifung eines gewagten letzten Rettungsmittels, verlassen von allen theilnehmenden Wesen, gezwungen, unsre innre oder äußre trostlose Lage sogar unsern Freunden zu verschweigen, geängstet von Gegenwart und Zukunft, von Welt und Natur, werden wir oft von der Noth zum Gebete begeistert.

Die sich selbst überlaßne, kalte Vernunft empfielt uns zwar den Glauben an eine Alles regierende, Alles wohlmachende Gottheit, aber aus Gründen, die nicht in jeder Ge-

müthsſtimmung beruhigen können. Herz und Phantaſie ſuchen ſelbſt ſich einen Ausweg; ſie verſinnlichen ſich den Gott der Vernunft, ziehen ihn zu uns herab, oder ſteigen zu Ihm hinauf, und ſprechen mit Ihm. Unwillkührlich heben wir unſer Aug' empor, und unſer Herz ruft den Allwiſſenden zum Zeugen unſrer Unſchuld, fleht den Allmächtigen um Hülfe und Rettung, den Allgütigen um Vertrauen auf ſeine Vorſorge und um neuen Muth, geſtärkt durch dieſes Vertrauen! — —

Ein ſolches wahrhaft lyriſches Natur-Gebet erleichtert auch wirklich das Herz,*) tröſtet, be-

*) Oft vielleicht nur auf kurze Zeit, als ein äſthetiſch-religiöſes Palliativ. —

ruhigt, und giebt uns unmittelbar das, warum wir bitten: die Erhörung liegt ſchon im Gebet!

Aber nicht bloß Noth und Elend oder plötzliches Unglück, — auch Freud' und Glück und froh entzückendes Überraſchen begeiſtern zu ſolchen lyriſchen Gebet-Ausrufen! —

Ich halte dafür, daß dieſe Erſcheinung keinem Gottesverehrer von lebhafter Phantaſie und regem Herzen fremd ſey, nur daß der Unaufgeklärte die Wirkung ſowohl dieſes, wie jedes andern Gebets für eine unmittelbare Wirkung der Gottheit anſieht.

§. 5.

Das eben erklärte Gebet muß man nicht mit einem andern, ihm ähnlichen,

verwechseln. Es läßt ſich denken, daß ein augenblickliches äſthetiſch-moraliſches Bedürfniß, ein Kampf des Gewiſſens mit geſetzwidrigen Antrieben der Sinnlichkeit, oder eines ſchweren, gefahrvollen Pflicht-Unternehmens mit Trägheit, Furcht und Muthloſigkeit, uns, — wenn ich ſo ſagen darf, — zu einem Rettungsgebet antreibe. Auch dies werden wir unmittelbar aus dem Herzen beten, aber zugleich mit vollem Bewußtſeyn unſrer Abſicht, nämlich: um die Sinnlichkeit vermittelſt dieſer ſinnlich-religiöſen Handlung zum augenblicklichen Gehorſam gegen die Pflicht zu beſtimmen. Eben wegen dieſer Abſicht kann es nicht eigentliches Naturgebet heißen: doch läßt ſich auch keine Regel dafür angeben, weil hier keine Vorbereitung Statt findet. Nur im Allgemeinen darf man dies Gebet empfehlen. — Man muß auf ein ſolches Mittel aufmerk-

sam gemacht seyn, um in Fall der oben-genannten ästhetisch-moralischen Noth sich daran zu erinnern, und es anzuwenden, wie es der Augenblick verlangt.

Anmerk. Wo ich nicht irre, so räth der Verfasser des Buchs über die Einsamkeit denen, die Unglück haben, in einsamer Stunde von mächtigen Versuchungen zu leiden, sie möchten auf ihre Kniee fallen, und kräftig ein Vater Unser sprechen. Wer dabey denkt, daß ein Arzt diesen Rath giebt, und daß hier allzu medizinisch eine Religions-Handlung wie eine Arzeney, etwa ein altes Bad oder gar wie Opium empfohlen werde, — für den ist dieser Rath nicht. —

§. 6.

Ein Gebet, absichtlich zum beten verfaßt, ist eine Gebetformel,

ein Kunſtwerk, das eine Theorie erlaubt, und ſogar verlangt. — Hauptſächlich von der Gebetformel iſt im Folgenden die Rede.

§. 7.

Es läßt ſich an allem Gebet eine äußere und eine innere Form unterſcheiden, oder vielmehr das Gebet beſteht aus einer äußern und innern Form.

Anmerk. In §. 3. iſt bereits der Inhalt oder die Materie des Gebets angegeben, nämlich der Glaube an Gott und an ein Verhältniß des Menſchen (als freyes und als Natur-Weſen) zur Gottheit, ſo wie Alles, was auf dieſen Glauben Bezug hat, inſofern es ihn hat. — Dieſer Gegenſtand kann nämlich die Materie verſchiedener Formen des Vortrags und der Darſtellung werden. Eine

von diesen Formen ist das Gebet. — Das Allgemeine in dieser Form, (was allen Gebeten zukömmt) ist die äußere, — das Besondre aber, (wodurch sich die verschiednen Arten der Gebete unterscheidet) ist die innere Form.

§. 8.

Nach seiner äußern Form ist es Rede an Gott, d. i. wörtlicher Ausdruck unsrer Gedanken und Empfindungen, gerichtet an die Gottheit.

Anmerk. Auch das stille Herzens-Gebet macht davon keine Ausnahme, obgleich hier mit dem innern Sinn gesprochen und die Gottheit in Gedanken angeredet wird. — Nicht aber kann jeder Gedanke an und über Gott, oder jede religiöse Empfindung Gebet heißen. —

Bey Liedern religiöſen Inhalts muß man das betende Lied nicht mit den lehrenden, betrachtenden u. ſ. w. verwechſeln.

§. 9.

Nach der innern Form unterſcheiden ſich Bericht, Bitte, Gelobung, Dankſagung und Lob.

Anmerk. Mehrere dieſer innern Formen laſſen ſich in einer und eben derſelben Formel mit einander verbinden. Inhalt und Zweck müſſen die Art der Verbindung beſtimmen.

§. 10.

Die äuſſere Form iſt inſofern Täuſchung, als ſie ihren Zweck in die Gottheit zu ſetzen ſcheint. Die Gottheit iſt kein ſinnliches Weſen, ſie kann

uns nicht sinnlich gegenwärtig seyn, und doch reden wir zu ihr. — Sie bedarf nicht des Ausdrucks unsrer Gedanken und Empfindungen; denn unser Inneres liegt Ihr offen. — Auch bedarf Sie nicht, daß wir ihr durch förmliche Anrede eine besondre Aufmerksamkeit auf uns erst abgewinnen; d. Sie ist nicht bloß allwissend, sondern auch, (wenn man so sagen darf,) allaufmerksam.

§. 12.

Die innern Formen: Bericht, Bitte und Gelobung, in so fern nämlich auch sie den Schein haben, auf die Gottheit wirken zu wollen, sind gleichfalls Täuschung.

Anmerkung 1. Bericht, Bitte und Gelobung haben hier nicht ihre gewöhnliche Bestimmung. — Was bedarf es einer Schildrung un-

ſrer Lage, einer Erzählung unſrer Schickſale vor dem Allwiſſenden! — Was bedarf es einer Bitte an die vereinigte Weisheit, Güte und Allmacht eines Weſens, das uns nirgend verlaſſen wird, wo unſre eigne Kräfte erliegen, und unſer Wille nichts vermag! — Was bedarf es eines wörtlichen, lauten Verſprechens gegen Ihn, der unſre Vorſätze und Entſchlüſſe kennt, und uns würdigen und richten wird nach unſern Geſinnungen!

2. Ein bloßes Bericht-Gebet iſt in aller Hinſicht ungereimt, wenn gleich jede Periode mit dem immer etwas veränderten: Du weißt, o Gott, u. ſ. w. anfängt. Aber verbunden mit Bitte oder Dank, und den Grund von beyden enthaltend, mag und muß dieſe Form wohl

vorkommen, nur etwa mit eben der Sparsamkeit, eben der Kürze, wie Beschreibungen in einem lyrischen Gedicht.

Soll jedoch, wie dies zuweilen bey sogenannten National-Gebeten verlangt wird, — die beim Gemeine von dieser Angelegenheit, von der kriegerischen oder einer andern Lage des Vaterlandes erst unterrichtet werden, so kann dies vernünftiger Weise nur durch eine Schilderung geschehen, die dem Gebete vorangeht, und etwa einen Theil der Predigt ausmacht, nicht aber im Gebet selbst. —

Es sind andre Fragen: ob Nationalgebete überhaupt nicht etwas Irreligiöses und Widersprechendes haben? ob und unter welchen Bedingungen ein Gebet, den Krieg betref-

ſend, vernünftig und chriſtlich ſey? und was für ein Zweck bey Litaneyen gegen phiſiſche Landplage ſich denken laſſe? — So viel iſt leider gewiß, daß zweckloſe, widerſinnige, fannatiſirende und unmoraliſche Gebete (die auch in unſern Tagen nicht zu den Seltenheiten gehören) dem guten Ruf des vernünftigen und wahrhaft erbaulichen Betens verderblich waren und noch ſind, und daß dem letzten eben dadurch ſeine Kraft genommen worden.

§. 12.

Nur Dank- und Lobgebete ſind der innern Form nach vom Schein der Täuſchung frey. Herzlicher Dank, redliches Lob muß überall ohne einen andern Zweck gedacht werden, als den des innern Bedürfniſſes.

§. 13.

Der vernünftige Zweck der Kunſtgebete, ſo wie aller ſinnlichen Religionsübungen im Allgemeinen, und zugleich das Höchſte, was ſie wirken können, iſt religiöſe Erbauung. Dieſe beſteht in Verſinnlichung der Religions-Ideen für Phantaſie und Herz, in einem dadurch gewirkten lebendigen Glauben, in einer Reinigung unſrer Empfindungen und einer erhöhten Rührung fürs Gute: alles zu dem höhern moraliſch-äſthetiſchen Endzweck, der Diſciplin unſrer Neigungen und der Beförderung einer freyen und leichten Harmonie derſelben mit den Fordrungen der moraliſchen Vernunft.

Anmerk. Dies nämlich ſoll hier unter dem ſo oft misgedeuteten Wort: religiöſer Erbauung, verſtanden werden. — Aufrichtung des ge-

sunknen innern Menschen, Veredelung und Erhebung der Sinnlichkeit zur zwanglosen Harmonie mit der Vernunft, sollte überhaupt der letzte, der höchste Zweck aller schönen und rührenden Künste seyn. Jede sollte nach ihrem Vermögen und in ihrem Wirkungskreise dazu beytragen, daß der innre Mensch, der durch Künsteley und Verkünstelung getheilt und zertrümmert worden, sich selbst wieder aufbaue und zu einem friedlichen Ganzen vereine.

Alle diese Künste werden aber (wie es mir scheint) nirgend schöner, inniger, und für den genannten letzten Zweck mit mehr Kraft und Nachdruck einen schwesterlichen Bund schließen können, als in unsern gereinigten Tempeln und bey unsern gereinigten Altären, in einem gro-

ßen harmoniſchen Ganzen moraliſch-äſthetiſcher Gottesverehrung.

§. 14.

Das Gebet kann jene Wirkung hervorbringen, 1.) durch ſeine Form. 2.) durch den gewählten Inhalt in Verbindung mit dieſer Form, 3.) durch ſeine Sprache, 4.) durch die Art des Vortrages und die denſelben begleitenden Umſtände.

§. 15.

Die Gottheit wird im Gebet als ſinnlich gegenwärtig behandelt, und wir nahen uns ihr auf eine ſinnliche Weiſe. Dadurch erhält der Glaube an Gott Leben und Gewißheit für Phantaſie und Herz, eine ſinnliche Gewißheit! Gott iſt, denn

er ist uns gegenwärtig, wir sprechen zu Ihm. (1) — Ferner, die lebhafte Vorstellung der Gegenwart Gottes reinigt unsre Phantasie von allen unedlen Bildern, unser Herz von allen niedrigen Neigungen und Gefühlen. Diese Wirkung liegt schon in der äußern Form. Das Lobgebet wirkt das Letzte in einem höhern Grad, denn sein Inhalt sind die erhabnen Eigenschaften der Gottheit, und ihre großen Werke das höchste moralische und phisische Ideal vereinigter Güte, Weisheit und Macht.

Anmerk. (1) Eine solche, wenn man so sagen darf, ästhetische Beweisart, wäre ganz eitel, wenn nicht die Vernunft durch Gründe, deren Wichtigkeit sie selbst anerkennt, dem Glauben an's Daseyn Gottes Festigkeit geben, und ihn gegen die

Macht ihrer eignen Zweifel bewafnen könnte.

Da aber der Vernunft-Glaube an sich, (als Gedanke) keine sinnliche Kraft hat, und nicht unmittelbar, (in seiner Gestaltlosigkeit) auf Phantasie und Herz wirken kan: so muß die Vernunft selbst, (wenn ihr die Reinigung und Erhebung unsrer Gefühle nicht gleichgültig ist) alle ästhetischen Mittel erlauben und so gar empfehlen, wodurch jene Wirkung (nach der Natur unsrer Sinnlichkeit) möglich wird.

Eine innere Erfahrung, (wozu aber freylich ein aufmerksamer Blick in unser Inneres erforderlich ist) lehrt uns, daß von dieser Handlung dieser menschlichen Annährung zur Gottheit, eine uns überall begleitende, zwar gewöhnlich dunkle,

aber oft auch im Stillen kräftig wirkende Vorstellung der Allgegenwart Gottes zurückbleibt, wie sie uns die bloße Vernunft nicht geben kann, noch will. — Ich glaube, daß selbst der theoretische Gottesleugner von dieser Vorstellung, die bey ihm durchs Beten, in vielleicht früher Jugend, gewirkt wurde, nicht ganz sich losmachen könne: welches denn freylich nichts mehr beweisen würde, als es hier beweisen soll.

Anmerk. (2) Schön und wahr sagt Kleist in seiner Hymne an Gott:

„Erheb Ihn hoch zu deiner Seligkeit;
„Er braucht kein Lob zum Glück!
„Die niedern Neigungen und Laster fliehn,
„Wann du zu Ihm dich schwingst.“

In der moralischen Religion, als bloßer Gedanken-Sache, hebt und reinigt sich bloß der Gedanke, der Geist gewinnt einen hohen und hellen Hinausblick auf den Weg der Menschheit zu ihrer letzten Bestimmung. — Insofern ist die Religion eine bloße Gottes-Betrachtung, sie beschäftigt den Kopf, aber das Herz lässet sie leer und kalt. In dieser Art (als Gedanke des Übersinnlichen) vermag es die Religion überhaupt nicht, auf das Herz (auf das Sinnliche) zu wirken.

Es giebt daher Menschen genug, die bey dem unsittlichsten Karakter, den niedrigsten Gesinnungen, sich an's Daseyn der Gottheit, und an Alles, was die Vernunft von unserm moralischen Verhältniß zu ihr aussagt, gar wohl können erinnern lassen, und die hiervon eine ganz vollständige

Gedanken-Überzeugung haben, ohne deshalb in die mindeste Unruhe, in Bangigkeit über sich selbst zu gerathen.

Viele von diesen können vielleicht unmittelbar nach Vollendung einer unmoralischen Handlung, sich ruhig und heiter niedersezen, und zum Behuf eines philosophischen Traktat/ über die Vernunft-Religion, — an und über die Gottheit fortdenken und weiterschreiben, ja wohl gar eine Gebetformel auffetzen (wovon es wirklich Beyspiele geben soll!!).

Ganz anders müßte aber (wenn ich mich des kühnen obwohl richtigen Ausdrucks bedienen darf) ein lebhaft erwecktes Gottesgefühl wirken. Eben jene Menschen von niedern Gesinnungen würden (meiner Meinung nach) in die höchste Ge-

fühlsunruhe, in einen Widerstreit der Empfindungen gerathen, wenn sie ihren Religions-Gedanken einen ästhetischen Karakter geben, und solche unmittelbar auf das Empfindungsvermögen wirken lassen wollten. Ihr unreines Herz, ihre unreine Phantasie könnte die Stimmung nicht aushalten, die das Gebet hervorbringt, und besonders die durch dasselbe gewirkte Vorstellung einer sinnlichen Gegenwart Gottes, und einer sinnlichen Annährung zu Ihm. — Um sich zu retten vor einem schneidenden Mißklang der Gefühle, und vor dem Streit der erhabnen Bilder, die das Gebet erweckt und belebt, mit den niedern, die sonst ihre Phantasie beherrschen, müssen sie entweder zu beten aufhören, oder den Gedanken, daß sie beten, durch an-

dre Gedanken vertreiben. *) Geben sie aber der Macht des Guten nach, so wird es nicht ohne Empfindung der Reue geschehen, nicht ohne ein dieses Mißfallen an den bisherigen Gesinnungen, ohne den, wenigstens momentanen, Wunsch nach einem reinen Herzen, nach dem Bewußtseyn der Schuldlosigkeit. Und nur dieser Wunsch, der vielleicht auch in den festen Vorsatz einer wahren Lebensänderung übergeht, wird sie vor ihrem eignen Gefühl, wegen der Annäherung zur Gottheit, wegen des Zutraulichen, wenn gleich feierlichen Tones, in welchem sie zu Ihr sprechen, rechtfertigen, und ihr Innres beruhigen können. Das Herz will mit der Gottheit erst sich ausgesöhnt

*) Das letzte thut der pharisäische Vater.

fühlen; es will die alte Schuld getilgt wissen, es will des Wohlgefallens der Gottheit im Gefühl seiner Reinigkeit, oder im Gefühl der erhaltenen Vergebung gewiß seyn, um sich den schönen und erhabnen Rührungen des Gebets ganz zu überlassen. —

Ich gebe dieser Anmerkung den Wunsch mit, daß sie nicht möge misverstanden werden! Um dem gröbsten Misverstehen alles Dessen vorzubeugen, was ich in diesen Blättern zur Würdigung des Gebets gesagt habe, und noch sagen werde, setze ich hinzu, daß ich nicht behaupte, das Gebet sey zur Befestigung eines guten Willens und zu einem moralischen Lebenswandel, oder zu irgend einem Zweck der Vernunft-Religion nothwendig; sondern daß ich es (wie

ſchon oben geſagt) zur Erbauung oder zur Beförderung der ſo ſchweren innern Harmonie des Menſchen (des Friedens zwiſchen Neigungen und Vernunft) wie ſo viele andre Erbauungsmittel (wozu ich in ihrer edelſten Anwendung die ſogenannten ſchönen und rührenden Künſte rechne) empfehlungswerth finde.

Ohne alle ſinnlichen Mittel kann und ſoll ſich die Vernunft zum ſouverainen Monarchen unſrer Neigungen emporſchwingen. Die Pflicht gebietet ohne Rückſicht, und der freye Wille vermag es, die vor Unluſt und Schmerz widerſpänſtigen Triebe mit drückender Allgewalt ſich unterthänig und gehorſam zu machen. — Die äſthetiſche Zerrüttung im Menſchen ſieht ſeine Moralität nicht an! —

Soll aber der ganze innre Mensch mit sich selbst zu friedlicher Ruhe kommen; so muß die Sinnlichkeit durch milde Künste (die Künste der schönen Täuschung) zu moralischen Zwecken erzogen und gebildet werden.

Das Unterjochen geht allerdings voran: denn die Vernunft darf auf die künstliche Bildung und Erziehungen der Neigungen nicht harren. Auch ist dies Geschäft und sein glücklicher Erfolg von allerhand Zufälligkeiten abhängig; es kann glücken und mißglücken, und es glückt nie ganz.

Aber es ist eine gerechte Forderung der Humanität, daß es bey der Unterjochung nicht verbleibe, und daß der Versuch gemacht werde, ob nicht, unbeschadet des vollkommnen Gehorsams der Neigungen, auch

Lieb' und Freude gewirkt werden könne! —

Die Vernunft verlangt gehorsame Unterthanen; die guten Künste bestreben sich, diese Unterthanen in liebende Kinder zu verwandeln. Nicht soll die Vernunft für die Sinnlichkeit, aber wohl die Sinnlichkeit für die Vernunft gewonnen werden, damit sie mit Lust und Freude gehorche, und zufrieden und glücklich werde unter dem Zepter ihres strengen Monarchen. — Nur auf diesem Wege läßt sich eine innre Harmonie hoffen, wenigstens ein Vorschmack von der künftigen Vereinigung der Glückseligkeit mit der Würdigkeit zu derselben, ein Himmel auf Erden, in Herzen und Geist des Menschen! —

§. 16.

Alles, was Inhalt des Gebets werden darf (§. 3.) und nach Maasgabe der gewählten innern Form werden kann, gewinnt eben durch diese Form einen mächtigen Eindruck auf unser gereinigtes Herz.

§. 17.

Welch ein Inhalt sich mit jeder dieser Formen vertrage, läßt sich zugleich mit den besondern Zwecken der einzelnen Formen angeben.

1) Vom Lobgebet war in diesem Betracht schon im 15. §. die Rede.

2) Der Bericht im Gebet (denn nach §. 11. in der Anmerkung wurde ein bloßes Berichtgebet für ungereimt erklärt) kann den doppelten Zweck haben: Dank oder Bitte zu motiviren, und durch Vortragung unsrer äußern glücklichen oder unglücklichen

Lage unsre Freude oder unser Leid zu mäßigen, zu reinigen, zu veredeln. — Wir bringen unsre Freude in eine prüfende und läuternde, und unsern Kummer in eine tröstende Verbindung mit unsern religiösen Ideen.

Eine Freude, über die man zur Gottheit sprechen darf, kann keinen niedrigen, keinen unwürdigen Gegenstand haben. Und was uns Furcht und Angst, Sorg und Kummer macht, verschwindet oder wird freundlicher in der mittheilenden vertraulichen Klage an das Wesen, dem unser Wohl und Weh (obwohl aus unendlicher Genade*) nicht gleichgiltig ist, und das uns zu rechter Zeit, wann unsre eigne Kraft

*) Genade im religiösen Sinn ist Güte in dem Verhältniß, wo Gegen-Güte undenkbar, unmöglich ist. In diesem Sinn ist nur die Gottheit gnädig! —

dahin ist, mit allmächtiger Hand emporheben kann und wird! —

3) In der Form des Dankgebets bringen wir ebenfalls unsere Freude und unser überstandnes Leid in eine prüfende, und erbauende Verbindung mit unserm Religionsglauben! Auge. u soll es uns aufmerksam machen auf das Gute, das wir schon lang und vielleicht ohne Freude besitzen. Jetzt, da wir es als Geschenk der gnädigen Gottheit betrachten, soll es uns gross und theuer und heilig werden. Auch das Wenige, was uns aus ihren Händen zu Theil ward, soll uns genügen; auch das Viele, was wir empfingen, soll mit Weisheit genossen und mit Güte unsern Brüdern, den Kindern unsers Wohlthäters, mitgetheilt werden. — Am erhabensten ist der Dank für überstandnes Unglück. Wir danken für die mannigfaltige Erfahrung, Beleh-

rung, Übung, wozu uns das Elend Sinn und Gelegenheit gab. Wir fordern uns auf zum Vertrauen auf die Weisheit und Güte der Gottheit auch in künftigen ähnlichen Lagen. Es soll lebendiger Vorsatz werden, jedes unverschuldete Unglück als ein Geschenk der höchsten Güte zu betrachten, und es mit Besonnenheit und Weisheit zu unsrer Bildung, so wie das verschuldete Übel zu unsrer Besserung anzuwenden.

4) Vom Bittgebet gielt, was schon Luther sagt: wir bitten, damit wir mit Dank empfahn. Wir bekennen in dieser Form unsre Abhängigkeit von der Gottheit in Betracht unsrer Schicksale, d. h. aller Dinge, die nicht unter unsern Willen stehn, und doch einen Einfluß auf unser Wohl oder Weh haben. Wir erinnern uns lebhaft, daß wir Alles, und sogar das hohe Vermögen, uns eignes

moraliſches Verdienſt zu erwerben, aus ihrer Hand empfangen haben.

Der tröſtende Gedanke: alles wahre Schickſal iſt eine göttliche Lenkung der Dinge, muß in dieſer Form ſeine höchſte Lebhaftigkeit erhalten, und ſich zugleich durch das Bekenntniß allgemeiner menſchlicher Ohnmacht, mit einer brüderlichen Gleichſchätzung aller Menſchen verbinden.

Dank- und Bittgebet gründen ſich auf den Glauben: Gott iſt Herr der Natur und Regierer des Schickſals.

5) Alles, was der Menſch von ſich ſelbſt zu fordern hat, was er ſelbſt ſich geben kann (moraliſches Verdienſt) iſt ein Gegenſtand für das Gelobungs-Gebet. Es gründet ſich auf den Glauben: unſre Pflichten ſind göttliche Geſetze, und was die Gottheit

befohlen hat, das geht nicht über sein Vermögen; zu jeder Pflicht hat sie mit Kraft ihn ausgerüstet. —

In der Form der Gelobung machen wir Ihn selbst, den Schöpfer dieser Kräfte, zum Zeugen unsers Glaubens an das Daseyn derselben, — Ihn selbst, den Geber jener Gesetze und unsern höchsten Richter — zum Zeugen unsrer guten Entschlüsse, unsrer pflichtmäßigen Gesinnungen. — Wir treten vor Ihn hin und rufen Ihn dazu auf! — Das soll uns Muth und Vertraun geben zu uns selbst, das soll die Sinnlichkeit für die Pflicht gewinnen. — Es wird dem durchs Gebet erhöhenen Herzen und gereinigten Phantasie schwerer gemacht, die Übertretung eines heiligen Moralgesetzes zur Befriedigung irgend eines unedeln und niedern

Triebes auch nur als Wunsch sich vorzustellen. Ja diese Stimmung wird selbst die Vorstellung von der bloßen Wahrscheinlichkeit einer solchen Übertretung schon wegen der unmittelbar gefühlten Disharmonie mit der feierlichen Gelobung des Gegentheils, in versinnlichter Gegenwart Gottes, mächtig zurückstoßen. *) Bey zweckmäßiger, andächtigen Wiederholung solcher Gelobungen kann es bleibende Neigung, kann es Nothwendigkeit des Gefühls werden, auch außer jener erhöhten Stimmung alle gesetzwidrigen Anlockungen sogleich bey ihrem Aufkeimen zu unterdrük-

*) Aus einem gleichen Gesichtspunkt betrachtet, ließe sich auch der feyerlich geleistete Eid vertheidigen, der sonst vernünftiger Weise nicht verbindlicher seyn kann, als jedes andre gegebne Wort.

ken, und ohne lange Beschauung eines verführerischen Vortheils, dem unwillkührlichen bösen Gelüste keinen Raum zu gestatten.

Kurz also, die äußre und innre Form des Gebets mit dem zu jeder innern Form passenden Inhalt zusammen genommen, soll und kann unsern sinnlichen Glauben, unser (nicht bloß gedachtes, sondern) gefühltes Vertrauen auf die Gottheit, auf ihre Gnade und Vorsorge erhöhen, stärken und befestigen, und den an sich kalten Gedanken-Glauben, daß das Mokal-Gesetz unser höchstes Gesetz, und sein Urheber die Gottheit ist, in wirklich empfundene Achtung und Liebe gegen die Pflicht verwandeln. Das Gebet begeistert uns für Religions- und moralische Ideen, und diese Begeisterung wird ihre heilsamen Wirkungen auch auf das kältere Alltags-Leben verbreiten.

§. 18.

Styl und Diktion der Gebetsformel müssen faßlich und der Würde des Gebets angemessen seyn. Das Poetische des Gebets, oder besser das Lebhafte, die ästhetische Kraft der Sprache desselben besteht nicht in Metaphern, Allegorien, Gleichnißreden, und wie die Blumen und bunten Bänder des Styls noch sonst heißen, sondern in Kürze, in nachdrücklicher Simplicität und Herzlichkeit des Ausdrucks, und in einer gewissen spruchmäßigen Gleichförmigkeit und Ründung der Sätze.

Anmerk. Viele unser neusten Gebetformeln sind zierlich stylisirte Prachtreden; sie lassen das Herz kalt und leer, und beschäftigen bloß die Phantasie. Ihr äußrer Schmuck blendet, und macht, daß wir den Inhalt aus dem Auge verlieren. —

Andre aber sind wieder, wenn man so sagen darf, in einem theologischen Canzelleystyl abgefaßt. Man hört von unsern Canzeln oft genug ein förmliches Promemoria, eine Supplik, ein Versprechungs- Danksagungs- und Belobungs-Schreiben an die Gottheit. So ein Gebet wird langweilig und man fühlt das Widersinnige nicht mehr, wenn man während desselben einen ankommenden, oder abgehenden Kirchengast höflichst grüßet, oder sich und seinen Nachbar mit einer Prise Taback bey wachen Muthe zu erhalten sucht.

Der obige Tadel trift auch viele unsrer neuen Kirchenlieder. Der kalte Geist einer troknen Lehre, nicht der Geist der Erbauung herrscht in ihnen. Dazu kömt bey einigen noch die Unfaßlichkeit, die in der Vernachläßi-

gung des Metrums liegt. Die logischen und gramatischen Abschnitte der Sätze fallen nicht mit den Versen und Abschnitten der Verse zusammen, und so muß die Melodie, deren Abschnitte sich nach dem Verse richten, das Fassen, Verstehen und Behalten offenbar erschweren. Mit dem zerstückelten Satz wird auch der Sinn zerstükkelt.

Was poetischen Styl, Simplicität und Herzlichkeit der Sprache anbetrift, so können uns einige der ältesten Gebetformeln zum Muster dienen. Auch im geistlichen Liede möchten Luther, Rist, Dach, Paul Gerhard u. a. noch schwerlich übertroffen seyn. Klopstocks und Cramers Gesänge dieser Art sind zwar mehr Poesie als Gellerts, aber sie hauptsächlich trift der Vorwurf der

Unfaßlichkeit durch die Zerstücklung der Sätze, noch mehr aber durch einen zu abgebrochnen und mit unter gesuchten Ausdruck, und viele Inversionen." — Ein Paar Gellertsche Lieder bleiben in der That unter den neuern Kirchengesängen noch immer die besten.

Es wäre aber zu wünschen, daß die Herausgeber neuer Gesang-Bücher nicht bloß im Kreise der sogenannten geistlichen Dichter sammelten, sondern sich auch bey unsern andern Liederdichtern nach solchen Stükken umsehen möchten, die mit wenig Abänderung alle Forderungen an ein erbauliches Lied befriedigen könnten. Ich meine hier aber nicht bloß Gebetlieder, sondern religiöse Gesänge überhaupt. — Overbeks: Warum sind der Thränen; Voß-

sens: Gesund und frohen Muthes; Schillers Hymne an die Freude, und das Abendlied von Claudius: der Mond ist aufgegangen, sind die ersten, an welche ich hier denke.

Freilich würden die meisten solcher Lieder nicht nach schon bekannten Kirchenmelodien gesungen werden können, sondern im Geist der alten einfachen und erhabnen Choräle müßten dazu besondre Melodien gesetzt werden. Aber warum versäumt man in unsern Tagen die Kirchenmusik, und warum getraut man sich nicht (wie doch die Alten sich getraut haben) neue Melodien einzuführen! Den Lehrern in Kirchen und Schulen, wenn sie Achtung, Zutrauen und Liebe gewonnen haben, könnte die Einführung nicht schwer fallen,

nur dürfte die rauhe obrigkeitliche Stimme sich nicht vorschreiend hören lassen. — Was bey Einführung des neuen Preußischen Gesangbuches von der, wenn ich so sagen darf, grämmatischen Polizey geschah, war hie und dort nicht eben erbaulich.

§. 191.

Das Entwerfen der Gebetformel geschieht absichtlich, und der Entschluß sie zu beten kann auch nicht ohne Absicht seyn. Diese muß aber beym wirklichen Beten in den Hintergrund der Seele zurückweichen, damit nicht bey ihrer kalten Deutlichkeit auch das Herz kalt und ungerührt bleibe, und so die Absicht durch das Absichtliche vereitelt werde. Vorbereitende feierliche Umstände (wozu Ort und Zeit mit gehören), die Art des Vortrages

und Alles, was diesen begleiten, müssen uns in eine Stimmung setzen, die für die Wirkung des Gebets besonders empfänglich ist, wodurch die Rührung erleichtert und erhöhet wird. Das Interesse dieser Rührung muß uns das Absichtliche derselben vergessen machen.

§. 20.

Der wichtigste unter jenen feyerlichen Umständen ist eine versammelte Gemeine. Soll eine Gebetsformel wirklich gebetet, nicht bloß wie eine andre erbauliche Schrift gelesen werden; so verlangt sie den öffentlichen Vortrag in der mitbetenden Gemeine, eine eigentliche Aufführung. — Die Gründe dazu werden in der Folge ins Helle gebracht, und sind im letzten Paragraphen schon angedeutet.

Anmerk. 1) Man vergesse nicht, daß wir hier vom Kunstgebet reden. Wenn Christus das Beten im verschlossenen einsamen Kämmerlein empfielt, so denkt er gewiß an keine Formel! —

2) Ist es richtig, daß eine Gebetformel (um zu wirken, was sie wirken soll) den Vortrag in der Gemeine verlangt; so ist zugleich aufgegeben, daß sie eine Litaney oder ein allgemeines Gebet seyn solle.

3) Das Privatgebet, bemerkt Kant, (s. Religion innerhalb den Grenzen der bloßen Vernunft,) erwecke eine ärgerliche Nebenidee. Er wirft die Frage auf: „ob man nicht, und warum man sich schämen würde, in „der Handlung des Privat-Ge-

„bets von einem Fremden über-
„rascht zu werden? — Diese Scham
„(meynt er) würde aus dem Ge-
„danken entstehen, das wir uns dem
„Verdacht einer gewissen Überspannt-
„heit bloß stellen. Man fände uns
„im lauten Sprechen, oder doch in
„einer lebhaften Vortragsgeberde,
„und Beides setzte eine uns gegen-
„wärtige Person voraus, an die es
„vernünftiger Weise gerichtet seyn
„könnte. — —

Von einem unverständigen Beter, der die Gottheit auf menschliche Weise zu bewegen hofft, oder der das Beten für einen unbedingt anbefohlnen Frohndienst ansieht, worüber man nicht raisoniren darf, kann die Bemerkung nicht gelten. — Solche Leute, wenn sie ehrlich und redlich sind, würden sich ihres Privatgebets

nicht schämen, sie müßten denn besorgen, der hinzukommende Fremde sey ein Religions-Spötter, oder er möchte sie für Heuchler halten.

Eben so wenig kann hier von dem eigentlichen Naturgebet (§. 4.) noch von dem, was wir (§. 5.) das Rettungsgebet nannten, die Rede seyn, denn beide müssen allerdings als Privat-Heimlichkeiten, so wohl des aufgeklärten, als des unaufgeklärten Religiosen betrachtet werden.

Wahrscheinlich sollen wir also bey der Meinung Kants, an verständige und aufgeklärte Gottes-Verehrer und an absichtlich gesprochene Formeln denken. Sodann ist die Bemerkung an sich richtig. Ein vernünftiger Mann würde sich schämen,

eine Gebetformel mit der dazu stimmenden Geberde in der Einsamkeit und gleichsam auf seinen eignen Leib aufzuführen: aber wie könnt' er auch auf den Gedanken gerathen, so etwas nur zu versuchen.

Was indeß den von Kant angegebenen Grund dieser Scham anbetrift, so spricht manche andre Erfahrung dagegen. Haben wir doch Gesänge an idealische Wesen, an bloße Personificate, an die Freude, an die Tugend. — Sollte sich wohl jemand schämen, beym musikalischen Vortrag solcher Lieder (durch Spiel und Gesang) auch in der Einsamkeit von dem fremdesten Menschen überrascht zu werden?

Schon also ein gesungnes Gebet, (z. B. Popens oder Kleists Hymne) würde von der

obigen Bemerkung eine Ausnahme machen. Und Kant selbst spricht ja das öffentliche, allgemeine Gebet frey von jenem Schein der Überspannung, obwohl auch hier, wie im Privatgebet, die Gottheit als persönlich gegenwärtig behandelt wird.

So wie aber das Naturgebet einen hohen Grad religiöser Rührung voraussetzt, um möglich zu werden; so verlangt der zweckmäßige Vortrag eines Kunstgebets, daß aller Schein des Gesuchten und Erkünstelten (den dieser Aktus an sich für den ungerührten Beter oder den kalten Beobachter haben müßte) durch vorbereitende, oder das Gebet begleitende

Umstände aufgehoben werde. (Ich erinnere an das, was schon oben §. 19. gesagt worden.)

Dem Betenden selbst muß hiedurch die Begeisterung erleichtert werden, in welcher er die Illusion, die bey allem Gebet, schon der äußern Form wegen, Statt findet, nicht deutlich sich vorstellt. Man muß keine künstliche Anstrengung fühlen, die Rührung muß sich ohne Müh und Zwang einfinden. Hat nun die ganze Scene einen eindringenden ästhetischen Karakter, so wird auch der eben Hinzukommende, wenn er überhaupt einen Begrif von der Sache hat, schon von diesem Äußern gerührt, das Scheinbargesuchte und Absichtliche vergessen, und in der eignen Rührung die Rührung der Andern erklärlich und wahr finden.

Diese Verklungungen können aber nur bey einem allgemeinen Gebet in der Kirche, oder überhaupt in einer nicht kleinen Gesellschaft erfüllt werden, welche zu religiöser Erbauung an einen dazu bestimmten, und ästhetisch dazu ausgezeichneten Orte sich vereint.

Der Gedanke an Täuschung verschwindet, da wir so Viele zu gleicher Absicht um uns versammelt sehen. — Hier ist Nichts Alltägliches; Nichts um uns her hat die Miene von Dingen, womit wir in unserm prosaischen, raisonirenden, kleinlichen Geschäftsleben umringt sind.

Hier verlassen wir leichter die engen und dunklen Schranken unsrer weltlichen Verhältnisse, durch die wir engherzig, kurzsichtig, bey Ausübung

unserer höhern Pflichten beförderlich, und in unserm Glauben an einen Alles regierenden, weisen und gerechten Vater der Menschen irre gemacht werden. Von hieraus schwingt sich leichter auf den Flügeln der Phantasie der Glaub' empor in den reinen Äther der Religion, um von dieser Höh' herab die scheinbar getheilte Menschheit als Ein grosses Ganzes zu erblicken, — als Ein Volk unter dem König aller Könige, dem Herrn der Natur, dem Oberhaupte der Geister; — mit einander verbunden durch gleiche Abhängigkeit von seinem Willen, durch gleiche Hofnung auf seine Gnade, durch gleiche Bewunderung seiner grossen und wohlthätigen Werke in der erhabnen und schönen Natur, durch das unaustilgbare Bewußtseyn seiner Gesetze in unsern Innern und

durch die selige Ahnung, daß wir Ihm angehören, daß wir seines Geschlechts sind, und nie aus seiner Hand fallen.

Die Versamlung um uns her sagt dies, bekennet dies laut durch ihre Gegenwart, durch ihre Vereinigung mit uns zu der feierlichsten Handlung religiöser Erbauung, zu der Handlung des allgemeinen Gebets. — Alle beten in der Seele des Einzelnen, und der Einzelne in den Seelen Aller. Schon die Darstellung oder Bezeichnung, der bloße Schein von stiller religiöser Begeisterung der ganzen Gemeine begeistert das einzelne Mitglied, hebt Phantasie und Herz empor, und läßt sie nicht sinken.

Nicht also die sinnliche Handlung, gerichtet an ein Wesen, das uns nicht sinnlich gegenwärtig ist, giebt dem Privatgebet jenes Aergerniß, worauf Kant aufmerksam machen will, — (sonst müßte dies auch dem allgemeinen Kirchengebet nachtheilig werden) sondern nur der geringe Grad der Lebhaftigkeit des Aktus läßt die Nebenidee vom Gesuchten und Überspannten zu Kräften kommen.

Daß schon ein geistliches Lied, eine Hymne an die Gottheit, von Gesang und Saitenspiel begleitet, hierin eine Ausnahme macht, läßt sich ebenfalls durch die größere Lebhaftigkeit des Vortrags erklären. Die Vortrags-Art an sich begeistert schon. — Vielleicht aber auch, daß

man bey Gesang und Spiel mehr an die zeitvertreibende Belustigung der Musik, als an den Sinn und die Bedeutung des Textes denkt.

§. 21.

Es versteht sich von selbst, daß das öffentliche Gebet laut vorgetragen werden muß; und es bedarf keiner Erwähnung, daß nur Eine Person diesen Vortrag halten dürfe, indeß die übrigen im Stillen mitbeten. Nur die Harmonie des Gesanges leidet einen Chor des Vortrags.

§. 22.

Ton und Geberde seyn nicht nur dem besondern Inhalt und den einzelnen Sätzen, sondern der ganzen erhabnen Form des Gebets überhaupt, wie den besondern Formen der Bitte, der Gelobung, des Danks u. s. w. angemessen. Es soll gebetet, nicht gelesen werden.

Der öffentliche Vorbeter ist oder soll Künstler seyn, so gut wie jeder andre Orator. — Freilich muß ihn Inhalt und Form seiner Rede (des Gebets) nicht bloß künstlich und angenommen, sondern wahr und innig, als eigne Sache, interessiren: (er stellt in diesem moralisch-ästhetischen Aktus sich selbst dar, wie der lyrische Dichter) aber der Zweck, auf Andre zu wirken, darf ihm vor eigner Rührung nie dunkel werden, oder gar aus dem Auge verschwinden. (Wie dies eben auch vom lyrischen Dichter verlangt wird.) — Er spreche aus dem Herzen, aber nicht bloß, um sein eignes Herz zu erleichtern, seiner eignen Empfindung genug zu thun; sondern um andre Herzen zu bewegen. Eben dieser äußere Zweck macht das Vorbeten zur Kunst.

Geberd und Ton müssen eine sanfte Empfindung bezeichnen. Die Begeisterung

steige nicht bis zur Leidenschaft, und hüte sich vor einem wilden Erguß. — Die Freudigkeit schweife nicht aus; die Sprache des Zutrauens werde nicht gemein; die Gelobung geschehe mit feierlichem Ernst; die Bitte an die Gottheit erniedrige die Würde des Menschen nicht. — Jubeln und Jammern, Jauchzen und Weinen seyn verbannt! —

Affektirtes Wesen (und aller Schein desselben) theatralisches Gestikuliren, pomphafte, pharisäische Deklamation, so wie von der andern Seite Laßheit und Trägheit in der Stellung, müde schläfrige Sprache, oder auch prosaisches, eilendes Ablesen, bloß durch die bänglichen Pausen des oft zu lang angehaltenen Athems unterbrochen, sind gleich unpassend, langweilig, widerlich und ekel, und wirken den plötzlichen Tod aller wahren Rührung, die phisische Rührung des Ohrs ausgenommen. — —

Anmerk. Ein Herlesen der letzten Art im unausstehlichsten Grade, nennt man gewöhnlich: Herbeten oder Abbeten. Kein sonderliches Lob für unsre öffentlichen Vorbeter! —

Überhaupt ist von diesen zu fordern, was von jedem guten Deklamator (die schlechten sollten nicht auftreten!) gefordert wird, nämlich: logisch-richtiger, schöner und karakteristischer Vortrag. — Der erste besteht in richtiger Akzentuation; der richtig gefaßte Sinn der Sätze und ihrer Verbindung lehrt sie Jedem. — Zum schönen Vortrage ist eine feste und sonore Stimme erforderlich. — Das Karakteristische ist der Ausdruck der herrschenden Empfindung, ein Ton des Ganzen, wodurch der ästhetische Geist des Stücks dargestellt wird. — —

Beiläufig! Nach dem Gebet werden zuweilen auch Regierungs-Mandate, Polizey- und Kammer-Publikanda von der Kanzel verlesen. Ein Ausländer von fremder Sprache würde oft in Ton und Geberde des Predigers den Unterschied nicht finden; er würde glauben, es werde noch immer fort gebetet! — — Einige Prediger lesen jedoch diese weltlichen Stückchen in einer andern Tonart und leiser, beynah, als ob sie sich schämten; und diese haben nicht Unrecht! — Nach den sanften und rührenden Anmahnungen der Religion nimmt sich die befehlende Anordnung der weltlichen Obrigkeit nicht zum Besten aus, und wann von den Gütern des Himmels die Rede gewesen, klingt eine Invitation zu Pacht und Ankauf irdischer Land-Güter, nebst Horn- Zug- und an-

derm Vieh, eben nicht harmonisch. — Welche Erbauung mag wohl ein pachtlustiger Kommunikant nach Anhörung einer Pacht-Invitation mit zum Altar nehmen? —

Difficile est, satyram non scribere! — —

Die Politiker auf Gnad und Ungnade der Moral und Religion, führen sonst das Sprüchlein im Munde: was hat die Politik mit Moral und Religion zu schaffen! die Gemeine muß nicht Martha und Maria zugleich seyn sollen!! Sie glauben damit alle moralische und religiöse Würdigung politischer Vorfälle und Unternehmungen von der Kanzel verbannen zu können. Aber dies Sprüchlein dürfte wohl richti-

ger gegen die obenangeführte Dissonanz eines religiösen und polizeylichen Aktus angewendet werden.

Auch das in manchen Kirchen übliche, so genannte: **stille und gläubige Vater Unser** ist wenigstens nicht allgemein erbaulich. Es wird von den Meisten als eine **Pause** der Andacht angesehen, und Viele lauschen bloß auf die erste Bewegung des Predigers, um schicklicher Weise sich auch wieder bewegen zu können: denn wer möchte den Schein haben, mit seinem Gebet schneller fertig zu seyn, als der Andre. Solche peinliche Übelstände wären wohl noch mit dem Klingebeutel, der ihnen hinten nach läuten könnte, aus vielen Kirchen zu verbannen.

§. 23.

Die Geberde der im Stillen mitbetenden Gemeine läßt sich bloß negativ angeben. Sie widerspreche nicht der Würde des Betens, und störe, oder verhindre die Rührung nicht. — Jeder bete mit Andacht; und der stille Blick, das ruhige Gesicht, die ganze schweigende Gestalt der Andacht wird ihm nicht fehlen. — Bey dieser Ruhe, diesem Schweigen giebt sich die vom Körper ungestörte Seele ganz hin — in die Gewalt des Gebets. — Das leis' aufmerkende Gemüth, das sanft gespannte erwartende Herz ist jedem Eindruck offen; — ein alter Trost, eine alte Auffordrung zur Pflicht und zur Beharrlichkeit im Guten wirken mit neuer Kraft auf den stillen Sinn; kurz, mit der rührenden Form des Gebets drückt sich zugleich der praktische Inhalt tiefer und bleibender in die geöfnete, willige Seele! —

Allmählig geht dann vielleicht die paſſive Andacht, die Rührung, in ſanfte Begeiſterung über; und dieſer Zuſtand, der, ob zwar durch Kunſt gewirkt, doch an ſich nicht mehr Kunſt oder künſtlich, ſondern Natur iſt, — bedarf weiter keiner Andeutung der rechten Geſtalt und Miene ſeines Ausdrucks, da dieſer untrennbar mit ihm geboren wird.

Anmerkung. Der Vorbeter iſt Künſtler, oder ſoll es ſeyn; die mitbetende Gemeine iſt es nicht, und darf es nicht ſeyn. Keiner aus ihr darf den Zweck haben, auf Andre zu wirken, (ob wohl dieſe Wirkung nicht ausbleibt.) ſondern nur den auf ſich ſelbſt wirken zu laſſen, und die Rührung durch ſtillen Ernſt, durch innre Beſchauung der ganzen feyerlichen Scene, durch Aufmerkſamkeit und Erwägung deſſen, was er hört

und innerlich mitſpricht, zu erleichtern, zu erhöhn und fruchtbar zu machen.

Wir reden aber (woran ich lieber noch einmal erinnern will) vom Kunſtgebet, von der öffentlichen Aufführung einer Gebetformel. — Beym Naturgebet findet ſich die rechte Art des Vortrags, die Wahrheit des Ausdrucks (ſo wohl der ſtillen Andacht als der höhern Begeiſtrung) von ſelbſt. Es ſind Wirkungen einer ſchon vorhandnen, einer vorhergehenden religiöſen Rührung. — Beym Kunſtgebet aber geht (gerade umgekehrt) der Ausdruk (oder vielmehr der Schein des Ausdrucks) voran, und wird ein Mittel zum Zweck jener Rührung. Was beym Naturgebet die Empfindung thut, muß beym Kunſtgebet zuerſt durch

den Gedanken geſchehen, bis hernach die hervorgebrachte Rührung ſich durch ſich ſelbſt unterſtützt und feſthält. —

Wenn aber ein Formeln-Beter ſeinen Augen und Händen irgend ein zerſtreuendes oder unſchickliches Nebengeſchäft erlaubt, ſo wird der Gedanke, daß er betet, die Erwägung des Inhalts ſowohl als der äſthetiſchen Form, ſo wie die (innere) Beſchauung des ganzen feyerlichen Aktus einer betenden Gemeine, von ihm ſelbſt vereitelt, unterdrückt oder geſchwächt. Der Sinn, die Würde und die Kraft des Gebets gehen an ihm verlohren. — In der Gewohnheit, Wein der Seele mechaniſch und ohne Geſchmack hinabzuſtürzen wie Waſſer, verliert auch dieſer Wein ſeine begeiſternde Kraft auf die Nerven

des innern Sinns, und wirkt nur als — schlechtes Wasser! —

Alle Höflichkeitsgebräuche, Complimente u. d. g. mitten im Kirchen-Gesange, Verbeugung, Augen-Gruß und Handdruck, indeß der Mund Worte religiösen Inhalts tönt, sind Albernheit und Entweihung unsrer selbst. Ein solcher Beter behandelt sich selbst als einen Narrn.

Man sollte die Kirchthüren schließen, so bald Gesang und Gebet anheben, und kaum in den Pausen dürften sie für die Spätlinge geöfnet werden.

Hiemit schließ ich denn auch diesen fragmentarischen Versuch prosaischer Betrachtung eines Gegenstandes, der in zergliedernder Prosa wenig oder gar nicht interessiren kann,

wenn wir ihn nicht zuvor im Ganzen seiner ästhetischen Wirkung mit poetischer Seele gefaßt — und als Befriedigung eines sinnlich-religiösen Bedürfnisses geahndet und gewünscht haben!

II.

Einige Fragen.

1.) Iſt es gut, mit einem Einleitungsgebet die Predigt zu eröffnen?—

Wenn es gewöhnlich wird, iſt es nicht gut!

Auch muß dies Gebet ſich an den Schluß des Liedes vor der Predigt ungeſucht anſchmiegen können. *)

*) So wie überhaupt zu wünſchen (und noch zu erwarten) iſt, daß alle Theile einer kirchlichen

2.) Iſt es gut, daß die Gemeine (bey allgemeinen Gebeten) aus dem Gedächtniß mitbete?

Es möchte wohl weniger Zerſtreuung zulaſſen, und die Aufmerkſamkeit mehr auf den Inhalt heften, wenn vom Blatte gebetet und mitgebetet wird.

3.) Kann eine Gebetformel nicht auch in der Einſamkeit zu innerer Erbauung geleſen werden? —

Geleſen, — aber nicht gebetet, d. h. nicht als Gebet aufgeführt!

Gottesverehrung ein zuſammenhängendes und vollendetes Ganzes bilden möchten! —

4.) Darf der Prediger ein Gebet sprechen, welches der Gemeine ganz unbekannt ist, und das sie im Stillen nicht mitbeten kann?

Was sie mitbeten soll, muß sie mitbeten können, und dies sind Litaneyen, die im Namen der Gemeine vorgetragen werden. Der Prediger macht hier nicht den Alleinredner (um allein, vermittelst seiner eignen Gedanken, seiner eignen Rührung auf die Zuhörer zu wirken, nach Art des Schauspielers) sondern er ist Glied der betenden Gemeine, ist Vorbeter, und die Rührung soll durch gesamtes (stilles) Mitbeten erhöht werden. — Aber im Lehrvortrage mag zuweilen ein Allein-Gebet des Predigers, eine kurze Anrufung der Gottheit, wenn

Gegenſtand und Grad der Begeiſterung damit harmoniren, die paſſiv gewordne Aufmerkſamkeit von neuem reizen, oder ſie höher ſpannen; die kalte Lehre erwärmen, und die Aufforderung, Ermahnung, Weiſung — mit Leben und Kraft begeiſtern.

3.) Wird der öftere Gebrauch einer und derſelben Litaney (auch das Vater Unſer) nicht ein Misbrauch?

Alles Alltägliche wird uns alltäglich, und das Gebet überhaupt, ſo wie eine einzelne Gebetformel insbeſondere, darf vielleicht nicht einmal allſonntäglich werden. — Kein erhabner Gegenſtand, keine rührende Handlung kann ihre Wirkung gegen die niederdrückende und erkältende Macht der Gewohnheit behaupten;

sie sinken und erfrieren zum Gleichgültigen. — Das ästhetische Interesse an einem Gedanken gehört immer zur Hälfte dem Ausdruck, und ein und derselbe Ausdruck wird leicht bis zum Überdruß genossen, wie eine und dieselbe Speise. Veränderung des Ausdrucks, neue Darstellung giebt neue Anschauung, neues Leben, neue Würkung.

6) Darf man in einem allgemeinen Gebet auf das moralisch-religiöse Bedürfnis seiner Zeit Rücksicht nehmen?

Man darf, doch nur, wie gefragt, auf moralisch-religiöses Bedürfniß! — man soll sogar, wenn das Allgemeine durch das Besondere verständlicher wird, wenn das Erste dadurch mehr Interesse gewinnt, und

das Letzte die Anwendung des Erſten erleichtert. — Die Stellen, welche das Temporäre und Lokale eines ſolchen Bedürfniſſes berühren, würden auch eine zweckmäßige Verſchiedenheit des Inhalts geben.

7.) In wie fern kann und ſoll eine Gebetformel populär ſeyn in Gedanken und Sprache?

Sie kann und ſoll es ſeyn, inſofern unter Popularität derſelben nichts anders verſtanden wird, als daß ihr Inhalt moraliſch- (oder allgemein-) praktiſch, ihr Ausdruck aber ſo faßlich ſey, als der Gegenſtand (ohne ſeine Beſtimmtheit zu verliehren) es erlaubt. — Leider iſt für den größten Haufen der Kirchengänger kein Grad des Aus-

drucks populär genug. Für ihn giebt es nur einen bekannten, keinen verständlichen Ausdruck. Sprüche, biblische Redensarten (nach Luthers Übersetzung) und Stellen aus Kirchenliedern grüßt er freundlich im Geist, wie seine vormaligen Spiel- und Schulkammeraden, wie Jugend-Freunde seines Gedächtnisses. — Durch mancherley Neben-Ideen ist ihm diese Bekanntschaft mit Worten und Phrasen kröstlich und heilig geworden. Wenn er sie hört, erwachen in ihm mancherley Bilder jugendlicher Phantasie, manche frohe, schauerliche oder elegische Gefühle, gleichsam Noten und Töne des Herzens, halbe und ganze Melodien der Empfindung, ohne einen Text des Verstandes! dies nennt er denn gewöhnlich seine Erbauung! —

Der Verfaſſer einer Gebetformel kann darin nichts ändern: denn um in dem niedrigſten Grade des Ausdrucks verſtändlich zu werden, iſt ein gewiſſer Grad des Verſtehens beym Zuhörer (oder Leſer) erforderlich. Auf dieſen Grad hin müßte die formälle Sprachübung auch in der gewöhnlichſten Volksſchule getrieben und demnächſt das Denk- und Ausdrucks-Vermögen hauptſächlich an moraliſchen Ideen, Begriffen und Urtheilen geübt werden, wenn die populärſten Predigten und die populärſten Gebete in Geiſt und Herz des Volks dringen ſollen. — Für einen Kopf, der nie gewöhnt wurde, über das zu denken, was er hörte, dem daher die Bedeutung der meiſten Wörter, die nicht Gegenſtände der äußern Sinne bezeichnen, dunkel und ungewiß bleiben, und der ſie um ſo

weniger in der Verbindung eines Satzes, am wenigsten aber als mehrere Sätze in Beziehung auf einander zu fassen vermag, — giebt es durchaus keine Popularität im Vortrage moralischer und religiöser Wahrheiten. Für einen solchen Kopf, und für ein Volk solcher Köpfe kann niemand volksmäßig schreiben.

III.

Erſter Anhang.

Abgeſehen von Allem, was bisher über den Zweck des förmlichen und allgemeinen Gebets geſagt worden, kann daſſelbe auch als ein Mittel gebraucht werden, den Betenden mit feyerlich-religiöſem Nachdruck an ſo Vieles zu erinnern, was ihm noth iſt. So manche moraliſche Weiſung läßt ſich in dieſer Form näher ans Herz legen, und ihm kräftiger eindrücken, als in jeder andern (einer ſo

genannten weltlichen) welche leicht abgleitet, oder die man als Beleidigung zurückstößt! — Es spricht hier Jeder in seinem eigenen Namen; er selbst giebt sich diese Weisung, er selbst hält sich das Bild seiner moralischen Schiefheit oder Schwäche vor Augen. Man denkt nicht an einen fremden Verfasser, nicht an einen Redner, der mit der Spitze der Wahrheit absichtlich auf unsre Brust zielt, und so kann das Kräftige und Treffende der Lehr' und Weisung nicht beleidigen. In diesem Betracht sind Gebetformeln gegen einzelne Laster, z. B. gegen Verläumdung, Hoffart, Eitelkeit, verkehrte Politik, Dünkel, Eigennutz u. d. g. zweckmäßig und wünschenswerth. Mögen sie immer die Sprache der ernsthaften und kräftigen Satyre annehmen, und durch poetische Individualisirung*) tief im In-

*) Nicht Personalisirung! —

nersten verwunden, wofern sie nur die Würde des Gebets behalten! — Jeder Mitbeter in der Gemeine, wann ihm die Wahrheit scharf in die Seele trift, ist sein eigner Herzens-Operateur, sein eigner Verwunder, sein eigner Juvenal! — Solche Litaneyen, immer nach dem Inhalte der vorhergegangenen Ermahnungs- oder Straf-Predigt gewählt, könnten mehr würken, als die Predigt selbst, oder müßten doch die Würkung derselben vollenden und bekräftigen! —

IV.

Zweyter Anhang.

Vorläufige Antworten auf ein Paar vorläufige Fragen und [illegible] lichkeiten.*)

„1.) äußre und innre Form des „Gebets! wie sind sie unterschieden? — „Innre Form soll wohl Gehalt „seyn?“

*) Aus dem Briefe eines Freundes, des ersten Lesers dieser Blätter.

Antwort. Inhalt (nicht Gehalt, denn: Gehalt iſt der Werth des Inhalts, wovon hier nicht die Rede ſeyn kann) oder Materie des Gebets, iſt der Religionsglaube und Alles, was an Bedürfniſſen, Wünſchen, Hofnungen und Troſtgründen des Menſchen einen religiöſen Berührungspunkt hat, inſofern es ihn hat. — Das Verhältniß des Menſchen (moraliſch und phiſiſch, d. h. als freies und als Naturweſen) zur Gottheit, (als dem realiſirten oder an ſich realen Ideal ſowohl der Güte und Weisheit, als der höchſten Macht, d. i. Allmacht) kann Gegenſtand oder Materie einer Unterſuchung, einer Lehre, einer Auffordrung u. ſ. w. aber auch eines Gebets werden. In Hinſicht auf

diese Materie, die in verschiedne Formen der Mittheilung gebracht werden kann, ist das Gebet überhaupt eine Form! diese Form besteht in einer Rede an die Gottheit. Diese Rede kann aber wieder Bericht, oder Bitte, oder Gelobung u. s. w. seyn! — Das Allgemeine der Form habe ich die äußere und das Besondre — die innre Form genannt. (Siehe §. 7. in der Anmerkung.)

„2.) Ich verstehe nicht, was in der Abhandlung das ästhetische des Gebets heissen soll?“ —

Antw. Das subjectiv-ästhetische ist der Eindruck dieser Form auf Herz und Phantasie; — das objectiv-ästhetische ist die Qualifikation zu diesem Eindruck.

„ 3.) Betet der Pharisäer nicht auch ästhe-
„ tisch?“ —

Antw. Der Pharisäer ist ein Heuchler. Sein Gebet, wie sein Beten, ist vielleicht objectiv-ästhetisch, aber er selbst verhindert den Eindruck. Das Gebet kann so phisisch nicht operiren, als eine Arzeney. — Überdies, wenn auch die Pharisäische Seele sich den Kitzel gestattet, das bloß Ästhetische des Gebets (die Form) auf Phantasie und Empfindung wirken zu lassen, so sträubt sie sich doch gegen die Wirkung des Inhalts. Sie erwegt und beherzigt nicht, was die Lippe, das Gedächtniß oder der Verstand nur als bloße Töne, oder als bloße Wörter (nicht Worte), oder doch als bloß symbolisch gedachte Sätze (mit symbolische Erkenntniß) ohne Geist und

Anwendung dahinspricht. Sie will nicht durch das ästhetische des Gebets für den moralisch-religiösen Geist desselben gerührt werden, (der einzige erlaubte Zweck des Betens) sondern begehrt nur eine Rührung durch das Spiel mit leeren Formen. Es ist klar, daß hier ohne ernstlichen Vorsatz und innere Selbstthätigkeit die bezweckte Wirkung nicht hervorgebracht werden kann. Wer Herz und Phantasie durchs Gebet (wie durch jeden andern bloß objectiv moralisch-ästhetischen Aktus,) nicht reinigen und erheben *will*, der reiniget und erhebt sie *nicht*.

So wenig sich aber in einer Theorie der Dichtungen die Mittel zur Erlangung des *Geschmacks* vorbringen lassen, so wenig und noch weniger läßt sich in einer Theorie

der Gebetformeln über die Mittel sprechen, wodurch ein absichtlich unandächtiger Beter dennoch — ein andächtiger werde. Im Grunde giebt es dazu kein Mittel, wenigstens kein andres, als der eigne Wille des Beters. — Alle Kunst (es sey eigne oder fremde) vermag nichts gegen den Willen des Menschen, obwohl auch der Wille allein (ohne Kunst) auf die Empfindung nicht wirken kann.

Heißt nun die obige Frage so viel, als: was wirkt das Gebet auf den Heichler? so ist die Antwort kürzlich diese: Nichts, oder doch nichts Gutes.

„4.) In der zweyten Anmerkung zum „funfzehnten Paragraphen, und noch „sonst, ist von einer Erziehung der „Sinnlichkeit zu moralischen Zwecken

„die Rede. Wie kann sich aber die „Vernunft zu diesem Geschäft herab„lassen, ohne ihre Würde zu verletzen?“

Antw. Die Vernunft, zwar nicht in ihrer praktischen, aber in ihrer theoretischen Qualität, verletzt ihre Würde nicht, wenn sie die Natur im Menschen (im Gegensatz der Freiheit) künstlich behandelt, und die Sinnlichkeit durch Sinnlichkeit (Natur durch Natur) für moralische Zwecke zu erziehen trachtet, nämlich zur schicklichen Harmonie mit der Pflicht. Die Moralität an sich hängt davon nicht ab. — Doch ich kann mich hier nicht deutlicher über diesen Gegenstand erklären, als schon in der alligirten Anmerkung zum §. 15. §. geschehen ist, und bitte daher den Frager, diese Anmerkung noch einmal zu lesen.

Überblick des Inhalts.

Einleitung. Über die sinnlichen Religionsübungen (oder den äußren Gottesdienst) überhaupt.

I. Abhandlung.

§. 1. Wo der Zweck des Gebets zu suchen sey.

§. 2. Was das Gebet voraussetze, und worauf es sich gründe.

§. 3. Allgemeiner Inhalt des Gebets.

§. 4. Das Natur-Gebet.

§. 5. Das Rettungsgebet.

§. 6. Das Kunstgebet, oder die Gebetformel.

§. 7. Das Gebet besteht aus einer äußern und innern Form.

§. 8. Begrif der äußern Form.

§. 9. Angabe der verschiednen innern Formen.

§. 10. In wie fern die äußere Form Täuschung ist.

§. 11. In wie fern es die innern sind.

§. 12. Dank- und Lob-Gebete sind der innern Form nach keine Täuschung.

§. 13. Erklärung des Zwecks aller Kunſtgebete im Allgemeinen.

§. 14. Angabe der Mittel zu dieſem Zweck im Allgemeinen.

§. 15. Bezweckte Wirkung der äußern Form an ſich.

§. 16. Allgemeiner Zweck der innern Formen.

§. 17. Erklärung der beſondern Zwecke und Wirkungen verſchiedener Formen.

§. 18. Styl und Diktion der Gebetformel.

§. 19. Bedingungen bey der Aufführung des Gebets.

§. 20. Nähere Erörterung dieſes Gegenſtandes.

§. 21. Vortrag im Allgemeinen.

§. 22. Der Vorbeter.

§. 23. Die mitbetende Gemeine.

II. Einige Fragen.

III. Erſter Anhang.

IV. Zweyter Anhang.

IV.

Anmerkung

zu den

beiden Gebetformeln

im

erſten Theil dieſer Sammlung *)

von Seite 81 bis 102.

*) Auch unter dem Titel: Worte der Lehre, des Troſtes und der Freude. 1791.

Der Inhalt der beiden Gebetformeln im ersten Theil dieser Sammlung, unter dem Titel: Zwey Gebete für eine aufgeklärte und gebildete christliche Gemeine u. s. w. betrift geistige und leibliche Güter, deren Besitz oder Erlangung dem Menschen überhaupt wichtig ist.

Einige derselben sind von der Art, daß sie jeder einzelne Mensch durch eigne Kraft sich geben muß, wenn er sie wirklich besitzen will. Sie können nur eignes Verdienst seyn, oder sie sind gar nicht. Die Macht des guten Willens ist hinlänglich, um tugendhaft zu werden und zu bleiben.

Einige bedürfen, außer dem wahrhaft thätigen und guten Willen — noch des Glücks. — Es sind glückliche Umstände, es ist Erziehung durch's Schicksal oder durch andre Menschen nöthig, wenn wir klug und weise werden sollen. Selbst unsre Überzeugung vom Guten und Wahren, unser Glaube und die moralisch-ästhetische Ausbildung unsrer Gefühle hängt von Dingen ab, die außer dem Gebiete der Freyheit liegen, und nicht unter der Macht unsres Willens stehn.

Andere sind zwar dem Einzelnen unmöglich, aber sie sollen und können durch vereinigte Kräfte mehrer Menschen (vielleicht der ganzen Menschheit) hervorgebracht werden. Der Einzelne kann nur wenig dafür thun, das Meiste muß er wünschen.

Noch andre sind endlich über alle menschlichen Kräfte erhaben, so daß Gott allein sie geben kann, und daß

wir sie unverändert nehmen müssen, wie sie uns gegeben werden. Hier gilt kein Wollen und kein Wünschen, sondern allein Glaube und Hofnung. Wir glauben eine Bestimmung, die unsrer höhern Natur würdig ist, und wir hoffen von dem guten, weisen und allmächtigen Urheber unsers Daseyns Alles, was außer unsrem eignen Verdienst zur Erlangung jenes Zweckes nothwendig ist.

Um die Güter der *ersten* Art, um eignes Verdienst, läßt sich durchaus *nicht bitten*. Es ist eine faule und unvernünftige Frömmigkeit, die Tugend als ein Geschenk der Gottheit von oben her zu verlangen oder zu erwarten. Aber *geloben* läßt sich ein guter Wille und Alles, was von diesem allein abhängt. — Bey den zwey Gebetformeln, von denen hier die Rede ist, hat der Verfasser dies nicht übersehn; aber zum Vortheil der Kürze und Mannigfaltigkeit des Ausdrucks ist hie und

da die Gelobung in Aufforderung verwandelt. Wir versprechen der Gottheit die Achtung und Erfüllung ihrer Gesetze, oder wir fordern uns gegenseitig dazu auf, indem wir hiebey (durch die Gebetform) die Gottheit zum Zeugen anrufen.

Was die Güter der zweyten Art anbetrift, so ist die Bitte hier nicht am unrechten Ort, obwohl vielleicht ein eigentliches Glaubens-Gebet, ein Gebet der Hoffnung und Zuversicht, diesem Gegenstande noch besser entspräche. Durch das Schicksal, oder durch die Fügung der Dinge, die ausser dem Gebiet der Freyheit liegen, muß die Gelegenheit zu unsrer Bildung herbeigeführt werden, die wir alsdann durch Selbstthätigkeit zu benutzen haben. Wir erwarten nun von der Gottheit, daß sie in diesem Stück auch uns (d. h. Jeden unter uns) nicht versäumen, nicht stiefväterlich behandeln werde; und wir bitten darum, theils

um unsre allgemeine Abhängigkeit vom Schicksal und seinem grossen Regierer uns lebhaft vorzustellen, und hierdurch, auch bei der Ungleichheit unsrer zufälligen Geistesbildung und andrer Glücksverhältnisse, das Gefühl brüderlicher Gleichschäzung zu erwecken und zu erhöhn; — theils um der Erhörung eben durch die Bitte sinnlich gewiß zu werden, und unsern Glauben in ein gefühltes Zutraun, in tröstliche und erfreuliche Zuversicht zu verwandeln; theils um mit Dank, mit edler Freude, mit einem reinen Blick zum Himmel, Dasjenige zu genießen, was wir bereits ohne unser Verdienst (wenn auch nicht unwürdig) aus den Händen der Gnade empfangen haben.

Eben dies gielt auch von allem Guten, was zwar die vereinigten Kräfte Mehrer, oder der ganzen Menschheit, aber nicht die Kraft des Einzelnen ausrichten kann, obwohl er im Namen der ganzen Menschheit es wünschen, und

an seinem Theil dazu beitragen muß. — Auch diese Wünsche, Hofnungen und Erwartungen dieser Art sind in jenen Gebeten in die Form der Bitte gekleidet, weil die Vereinigung der Kräfte Mehrerer zu Einem heilbringenden Zweck von der Fügung solcher Dinge abhängt, die dem isolirten Willen nicht nur Eines, sondern aller Individuen nicht zu Gebot stehen, und daher nur von der göttlichen Lenkung des Schicksals zu erwarten sind.

Wie endlich diejenigen, unserm gegenwärtigen Daseyn und unsrer Fortdauer und künftigen Seligkeit wichtigen Dinge, die in allem Betracht über die endlichen Kräfte der gesamten Menschheit hinausgestellt sind, Gegenstände der Bitte werden können, bedarf keiner Erklärung.

V.

Über die moraliſch-äſthetiſche Bildung.

In Form eines Gebets.

Angeſchloſſen einige erläuternde Anmerkungen.

1790.

Vorerinnerung.

I.

Über den Gegenſtand des Gedichts.

Wenn unter Vernunft überhaupt das nothwendige Streben des Denkvermögens nach Einheit und Allgemeinheit in allen Gegenſtänden des Denkens verſtanden wird: ſo läßt ſich die theoretiſche Vernunft als ein Suchen und Trachten nach dieſer Einheit und Allgemeinheit in dem was iſt, (in der Natur) und die praktiſche

als ein Fordern der Einheit und Allgemeinheit in dem, was seyn soll (durch Freiheit) vorstellen. Die Vernunft, als theoretisches Vermögen, strebt, ihre Formen der Natur anzupassen; die praktische Vernunft aber verlangt, daß der freye Wille sich in ihre Formen hineinschmiege.

Die erste ist auch (relativ) praktisch, nämlich in Bezug auf Kunst und Politik im weitesten Sinn, d. h. sie begründet die Regeln, nach denen wir in die Mannigfaltigkeit der Natur Harmonie bringen, und die Natur (auch die menschliche) zu gewissen Zwecken als Mittel bilden können. — Die letzte hingegen (die absolut praktische Vernunft) gebeut unbedingten Gehorsam, Gehorsam ohne Kunst, d. i. Gehorsam der Freiheit.

Gegenstand der theoretischen Vernunft ist der Mensch, insofern er unter Natur-

gesehen steht, also auch die Harmonie seiner Natur mit seiner Freiheit, nämlich in ihren beiderseitigen Resultaten. Die praktische Vernunft aber kümmert diese Harmonie nicht. Der ästhetisch-zerrüttete Mensch kann ein moralisch vollendet heft seyn.

Wenn nun das nachstehende Gedicht über Erziehung und Bildung der Sinnlichkeit zu moralischen (das heißt, allgemein praktischen) Zwecken redet; so wird nicht bemerket, daß die Vernunft, insofern sie unmittelbar praktisch ist, und es mit der Freiheit zu thun hat, sich zu dieser Erziehung und Bildung herablassen soll, (was auch unmöglich) sondern, daß das theoretische Vermögen, dessen Gegenstand die Natur oder Unfreiheit (im Menschen) ist, sich diesem Geschäfte, als einer Kunst widmen möge, um die Unfreiheit mit der gesetzlichen Freiheit (dem guten Willen) in Harmonie zu bringen.

Inſofern nämlich der Menſch ein Naturweſen iſt, darf er ſich zum Gegenſtande ſeiner eignen Kunſt machen. — Der geſetzliche Wille, d. i. die Harmonie der Freiheit mit dem Geſetz der praktiſchen Vernunft um des Geſetzes willen, läßt ſich unmittelbar durch die Freiheit ſelbſt erſchaffen. Aber ein mit dem geſetzlichen Willen harmonirender Gemüthszuſtand, inſofern er empfunden wird, (der Friede einer guten Geſinnung, d. i. Friede zwiſchen **wollen** und **empfinden**) iſt Werk der Erziehung und Bildung. Es iſt Tugend, als moraliſch äſthetiſche Vollendung des innern Menſchen. — Dieſe Vollendung, dieſer Friede nach dem Streite, dieſer Sieg, wobey Sieger und Beſiegter ſich als Freunde umarmen, muß als letztes Ziel aller moraliſchen Menſchenbildung gedacht werden, geſetzt es wäre auch nie ganz zu erreichen.

Indeß die praktiſche Vernunft alle Neigungen deſpotiſch unterjocht, bedient ſich das theoretiſche Vermögen der Kunſt, um die von Natur widerſtrebende Sinnlichkeit zu beruhigen und ſie zu Freundſchaft und Liebe für ihren rechtmäßigen Deſpoten zu gewinnen, beide Geſchäfte ſind von einander unabhängig. Man muß nicht denken, daß die Gewalt des geſetzlichen Willens gleichſam einhalten müſſe, bis die Bildung und Erziehung der Neigungen vollendet iſt. Nein, jene Gewalt muß allerdings das Volk der ſinnlichen Triebe ſo lange zwingen, als dieſes noch widerſtrebt. Aber endlich ſoll durch die moraliſch-äſthetiſche Bildung jener Zwang nicht mehr als Zwang gefühlt werden. — Ein König (dies Bild erläutere) unterjocht die Rebellen in ſeinem Staate mit der Macht des Schwerts, und ſie werden ſeine gehorſamen Feinde. Unterdeß gewinnt eine freundliche Politik ihre wilden Gemüther,

und sie bleiben gehorsam, werden aber dazu noch Freunde ihres Herrn. — Gesetzt aber, das Letzte glücke nicht; so herrscht das Erste, und der Staat ist auf keinen Fall gefährdet.

2.

Über die Form des Gedichts.

Das poetische Kleid soll mehr Bedekkung als Schmuck seyn. Eine Bedeckung war unter andern auch deswegen nöthig, weil man schon wieder anfängt, einige Gliedmaßen der Wahrheit für pudenda zu erklären.

Die eigne Gestalt des Gegenstandes durfte indeß durch diese Bekleidung nicht zu viel verlieren, oder gar zweifelhaft werden, darum wählte der Dichter, so zu sagen, das nasse Gewand. Er vermied die blumigte Sprache, die aus lauter ein-

zelnen Metaphern beſteht, wo nur zu oft die Mannigfaltigkeit der bezeichneten Bilder, bey der Einerleyheit des bezeichneten Gegenſtandes dem Verſtande den Sinn erſchweret, indeß auch die Phantaſie dieſe Bilder zu keinem ſinnlichen Ganzen vereinigen kann.*) Er ſuchte aber Allegorien und Gleichniſſe, und hütete ſich, irgend einen Zug in dieſelben zu bringen, der nicht genau

*) Hierin geben vielleicht einige unſrer neuen didaktiſchen Gedichte kein ganz gutes Beiſpiel. In ihrer zu metaphoriſchen Sprache hebt nur zu oft ein Bild das andere auf, die Phantaſie ſieht ein Schattenſpiel, und der Verſtand iſt gezwungen, alle dieſe vorüberhuſchenden Bilder erſt zu zerſtören, um den darunter liegenden Gegenſtand zu faſſen. Jedes Glied iſt gleichſam mit einem Lappen von andrer Farbe bekleidet, das Auge wird geblendet, und die Geſtalt bleibt verworren.

zu dem Gedanken gehörte, welcher durch diese Bilder und Gleichnisse sollte versinnlichet, oder erläutert werden.

Das Gedicht hat den Titel und die äußere Form eines Gebets, obgleich ihm alle innre Eigenschaften eines wahren Gebets abgehen.

Man wählte dieses Vehikel aus mehreren Gründen, wovon einige ganz wegfallen würden, so bald man sie anzeigte. Die Wendungen sind simpel und einförmig, wie die einer allgemeinen Kirchenlitaney, wo man um so vieles und so mannichfaltiges zu bitten pflegte, daß man zu wenig daran denken kann, wie man darum bittet. Da hiebey eine anhaltende Begeisterung wegfällt, die sonst von selbst Verschiedenheit der Wendungen geben würde; so muß ein solches Gebet aus bloßen Aufzählungen bestehen, die sich parthiewеise, nur mit dem wenig verän-

berten: wir bitten, anfangen oder enden. Dies soll mehr darauf hinzielen, dem Betenden selbst seine Nothdurft recht zu Gemüthe zu führen, — als darauf, diese dem abhelfenden Gott dringend vorzutragen: und alsdann liegt schon hierin ein Grund zu dem Titel und der Form des folgenden Aufsatzes.

Übrigens aber entsagen diese Jamben allen etwanigen Privatrechten und alten Freiheiten eines Gebetes, und, wenn der Verfasser das Unglück haben sollte, daß seine Sprache dem menschlichen Leser unverständlich bleibt, so wird er sich nie damit entschuldigen wollen, daß ihn der liebe Gott wohl verstehe.

Die Freiheit, welche sich der Dichter mit seinem Verse erlaubt hat, ist ganz der gleich, die in der Poesie seiner Diktion herrscht. Das Metrum (der jambische fünf- und sechsfüßige Vers) soll seine

Dienſte nur im Verborgenen thun; es ſoll dem Numerus Einheit geben, und eine metriſche Harmonie (nicht Melodie) hervorbringen. Das Abſetzen der Verszeilen, bey ſo einer Behandlungsart des Metrums iſt eines theils ein Behelf des Dichters bey ſeiner Ausarbeitung, ein Gerüſt zu ſeinem Bau; aber es dient auch dazu, dem Leſer ſelbſt den herrſchenden Numerus bemerkbarer zu machen, und ihn auf die Abſicht des Dichters hinzuweiſen: da nämlich auch dieſe Abſicht zu denen gehört, welche kein Dichter in der Welt bey ſeinem Werk erreichen kann, ohne einen guten Leſer*) zu finden, und mit ihm einverſtanden zu ſeyn. Doch muß man frei-

*) Iſt hier ſo viel, als Vorleſer oder Deklamator, welches der Leſer eines Gedichts immer ſeyn ſollte, er mag nun laut oder ſtill leſen. Auch ohne ein Wort von dem, was man lieſt, auszuſprechen, kann man gut und ſchlecht deklamiren.

lich bei einem auf dieſe Weiſe behandelten Versmaaße nicht zu deutlich ſkandiren, ſo wie der Dichter ſeiner Seits ſich hüten muß, daß er ſelbſt hiezu nicht Gelegenheit gebe. Er giebt dieſe, wenn er mehrere Verſe auf einander folgen läßt, in denen die logiſchen und grammatiſchen Ruhepunkte mit dem Schluß der Verſe und der gewöhnlichen Cäſur *) in denſelben zuſammenfallen. Es koſtet ihm freilich oft eben ſo viel Mühe, dieſes Zuſammentreffen der Vers-Abſchnitte und Verſe mit den Abſchnitten der Sätze und Perioden zu vermeiden, als ihm, bei einer andern Behandlungsart, vielleicht

*) oder derjenigen Cäſur, welche für den Vers an ſich (d. h. ſeinem Geſchlecht und ſeiner Länge nach, ohne Rückſicht auf Inhalt) als die paſſendſte angenommen iſt. Z. B. im fünffüßigen Jambus nach der vierten, im Alexandriner nach der ſechsten Sylbe.

eben desselben Metrums, die Erreichung des Gegentheils kostet, nämlich das Metrum melodisch durchzuführen, und es nicht nur in seinem herrschenden Numerus, sondern zugleich in allen seinen Rhythmen hören zu lassen. Dem Gedichte sind einige Erläuterungen angeschlossen, auf welche die Buchstaben als Anmerkungs-Zeichen hinweisen.

Jamben.

Mit hundert schönen Namen, großer Gott,
Nennt Dich der treue Mund des heil'gen Buches,
Worin Du Selbst die armen Sterblichen
Vertrauter machst mit Dir, mit Deinem Wesen
Und Deinem Willen, — väterlich vergönnend,
Daß sie im schlichten Ton der Herzlichkeit
Zuweilen auch von ihren eignen Dingen
Dir manches kund thun, was Du besser weißt. (A.)

Von jenen Namen allen wählt der Mensch,
Ein jeder nach der Zeit, darin er lebt,
Nach seiner Freude, seiner Traurigkeit,
Nach Furcht und Hofnung, Wunsch und Foderung,
Den Besten sich, der ihn erhebt und tröstet,
Der seine Furcht beruhigt, seine Hofnung stärkt,
Den Wunsch verklärt, der Fodrung an die Welt
Ein höhes Recht giebt, und ihm Kraft verleiht
Zu großen Thaten, auch der kühnsten Pflicht.

Darum erlaube mir, daß mein Gebet,
(Denn ach! nach Tages-Anbruch will es leider
Schon Abend werden, und es droht die Nacht!)
Dich also nennen mag:

Du bist des wahren Lichtes Ur-
quell, ew'ge Klarheit
Geht aus von Deinem Thro-
ne! (B.) Lang' zuvor
Eh diese dunkle Welt sich an dem bleichen
Schimmer
Des Mondes drehte, war von Deinem
Glanz
Dein schöner Himmel wechsellos erleuchtet
Und tausend Deiner erstgebornen Söhne
Erfreuten sich in ihm, und lobten Dich.
Dort also durfte nicht ein langer Streit
Zuvor entscheiden wollen, was dem Auge
Des endlichen, geschaffnen Geistes mehr
Ersprieslich sey, ob schwarze Dun-
kelheit,
Ob trübe Dämm'rung, oder Son-
nenglanz?

Zwar freilich mag der Hölle Die-
nerschaft,
Wenn Satan-Luzifer, in wildem
Spotte,

Aufklärung droht, — alsbald in jedem Glied
An brennenden Beyher Ideen leiden: (T.)
Doch Deine guten Engel haben nie
Dies stille Wort gehaßt, — sie lieben es
Der armen Brüder wegen, die auf dieser Welt
Noch immerdar in Nacht und Nebel wallen.

So dürfen wir dann wohl mit Zuversicht
Dich anflehn, guter Gott, erhalt uns doch
Den schönen großen Sinn des obr erwähnten Wortes,
Bey allen Fürsten und Gewaltigen
Der Finsterniß (Sankt Paulus nenne sie!)(1)

(1) Und zwar auf sein ganz eignes Risiko. S. den Brief an die Epheser Kap. 6, v. 12. Wir haben nicht allein mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewal-

Bewahr' ihm ſeine angeborne Würde
Bey Phariſäern und bey Sadduzäern,
Den Herr'n in weichen, wie in langen Kleidern,
Bey allen, die aus Pflicht und aus Inſtinkt,
Mit Rathen, Züchtigen, Befehlen — oder Schimpfen
Das große Wohl der argen Welt beſorgen!

Was iſt ſo gut, daß es dem Böſen, wie dem Guten
Gleich wohl gefiele? Was iſt ſo geſund,
Daß es nicht oft den Kranken kränker mache? —

tigen der Finſterniß, mit den Herren der Welt, die gar zu gern in der Finſterniß dieſer Welt herrſchen. (Zu verſtehn: mit den böſen Geiſtern unter dem Himmel.)

Der Sonne schönes Licht ist hundert blö-
den Augen
Ein Ärgerniß, — und freilich, oft ver-
brannte
Ihr heisser Strahl die hofnungsvolle Saat!
Wer aber möchte wehl, in einer bösen
Stunde,
Die schwarzen Geister unterm Firmament
Um eine ew'ge Sonnenfinsterniß
Anrufen? — Weh uns, ist allein der Tod
Die Arzeney für jeden Schmerz des Le-
bens, —
Und weh uns, soll vom Irrthum der Ver-
nunft,
Von ihren Zweifeln, nur der blinde
Glaube
Den Geist befrei'n! — Das Schönste,
was Du uns
Gegeben hast, o Schöpfer, was uns über
Das Thier erheben soll, es wäre dann ver-
schwendet; —
Unglücklich wären wir, dafern wir uns

Nicht ſchänden wollten! Wahrlich, wie ein ſchwarzer
Verſchnitt'ner ſich der Keuſchheit rühmen darf,
Mag ſich der innern Seelenruhe, mag
Des öden Geiſtes, leer von jedem Zweifel,
Das blinde Volk ſich rühmen! Wer entſagt,
Thut weniger, als wer mit Weisheit Alles
Genießen lernt, was zum Genuſſe da iſt.

Die Welt ſey arg! — das ärgſte wäre, traun,
Darum an ihr und an der eignen
Natur verzweifeln! — Nein, Du guter Gott,
Obwohl die Kräfte, die von Deinen Händen
Der Erdenmenſch empfing, beym weiſeſten Gebrauch,
Zuletzt die angeborne Schwäche doch

Bekennen müssen, und noch immer weit vom Ziel
Zu Boden sinken; dennoch laß uns nicht
Die lange Müh' des kurzen Wegs bereuen;
Wir konnten unterdeß nichts Bessers thun, und thaten,
Was wir vermochten. Hier ist guter Wille
Das Höchste, — was noch übrig bleibt, das war
Nicht unser Amt, und war Dein Wille nicht.

Erlaube nie, o Vater, daß Dein Christ,
So lang' er noch diesseit des Mondes wallt,
Nach einem größeren Verdienste strebe,
Als dem Verdienst, der bessre Mensch zu seyn.
Er müsse willig, bis Du ihn zum Bürger

Des Himmels wählst, als Bürger Deiner Erde,
Und, — wenn er's lieber hört — als Wandersmann,
Nur nicht als Bettelmönch, sein Leben führen.
Bey seinen Weggefährten sah' er nur
Auf Lieb' und Treu und gute Kameradschaft;
Vergesse gern in dieser Menschenherberg',
Nach Herbergsweise, jeden höhern Rang!(2)

Er gleiche nicht den pilgernden Genien;
Und ehr' auch hier im Land der Wanderschaft
Des guten Körper-Volkes gute Zucht und Sitte;
(So wenig sie der geist'gen Lebensart

(2) Jeder Vorzug auf Erden, der sich auf einen präsumtiven Vorzug im Himmel gründet.

In seiner Heimat ähnt) —, vor allen Dingen aber
Bezahl' er nie die wohlgenoßne Zeche
Mit Minneliedern auf das Himmelreich
Und mit Satiren auf die arme Welt.

O, wenn wir klüglich doch erwägen wollten,
Daß unsres Christentums empfehlender
Geburts- und Lehrbrief, trotz der besten Zeugen,
Und eines frommen Lehrherrn Unterschrift
Auch trügen könne, schon so oft betrog,
und nie
Das Meisterrecht in Deinem Himmel uns
Erwerben wird! —

Nein, Du Allwissender,
Kein falscher Titel wird Dich hintergehn;
Nicht alle, die in Jesu Christi Namen

Hier über Leib und Geist, Lebendige und Todte
Sich eine kühne Herrschaft zugestehn,
Erkennst Du dort für Deines Reiches Diener! (D.)

Nein, Du gerechter Gott, kein Meisterstück,
Von eines Heil'gen Hand, selbst von der Hand
Des Allerheiligsten, befriedet künftig.
Wo Du Gericht hältst, von der strengen Prüfung
Des eignen Wollens und des eignen Thuns; —
Und jeder Erdensohn wird dort dereinst,
Dafern er hier am großen Werk des Lebens,
Da, wo er stand, die mitempfangne Kraft
Zu üben wußte, — ehrlicher Geburt
Und zünftig seyn. (3) —

(3) In dieser ganzen Einleitung (denn das Gedicht geht nun erst zu seinem eigentli-

Schwer iſt das groſſe Werk,
Und ſeit Jahrtauſenden war es die kühne Arbeit
Der Kinder Adams! Mit gezücktem Schwert,
Wie dort beym zweyten Salem Jakobs Enkel, (E.)
Begannen ſie den mühevollen Bau
An dem erhabenſten von allen Tempeln,
Die Deinem Namen, Gott, geweihet wurden,
Dem einzigen, worin Dein Ebenbild,

chen Thema über) habe ich mir die Mühe gegeben, den Teufel und die falſchen Chriſten (die eigentlich die wahren Antichriſten ſind) im voraus zu gewinnen, oder ich habe mich doch, ſo gut ich kann, durch eine captatio benevolentiae bei ihnen abgefunden. Sie werden ſich wenigſtens meine Mühe dauern laſſen, aus welcher ſie klärlich abnehmen können, wie ſehr ich ſie fürchte.

Von Deiner eignen Schöpferhand gezeichnet,
Beym Altar stehen soll — an dem Gebäude
Der hohen menschlichen Natur, wie der gehofften
Unsterblichkeit sie würdig wäre! —
Ach, wir gründen
Die ersten Pfeiler noch. Oft unterbrach die Arbeit
Ein müß'ger Streit der Bauenden, und einst
Die Nacht der Barbarey, die schon am halben Himmel
Von neuem droht.
Vollendet aber wird
Erst dann der prächt'ge Bau vom Boden sich erheben,
Wenn einst die Hand der Stärke an den Plan der Weisheit
Gefesselt ist vom sanften Band der Schönheit;
Wenn zu dem frohen Chor der Grazien
Die ernste Nemesis sich schwesterlich gesellt,

Und durch veredelten Geſchmack
am Reiz des Guten
Durch jenen heilgen Geiſt, um
den wir täglich beten,
Vernunft und Sinnlichkeit,
Geſetz und Neigung
Den ſchönen Frieden ſchlie-
ßen, der den Menſchen
In Harmonie(4) vollendet! (F.)
O Du mit kluger Weisheit
Allgütiger, ſieh', wir geſtehn es gern,
Du häſt uns nur in ſüßen Täuſchungen
Das Glück des Erdenlebens angewieſen! —
Der Weiſe ſelbſt empfindet, was er Wonne,
Die reinſte Wonne ſeiner Seele nennt,
In den von Farbe, Ton und Druck har-
moniſch

(4) Die moraliſche Vollendung an ſich iſt oder giebt eine Disharmonie im Menſchen. Es iſt hier aber die moraliſch-äſthetiſche Vollendung gemeynt.

Gespielten Nerven, in den Sinnenbildern,
Wie sie das Wunderglas der Phantasie
Auf tausendfache Art, in immer andern Gruppen,
Bald in geschwächtem, bald in höherm Lichte,
Als neu ihm wiedergiebt, — und in den Wallungen
Des Blutes nach dem Numerus und Rhythmus
Des Nervenspiels. — Die schöne Sinnenwelt,
Die Du umsonst mit diesem Reiz nicht schmücktest,
Ist nur für Sinne schön, ein körperloser Geist
Durchdränge diese Täuschungen, zerstörte
Den Zauber der Natur: — gestaltlos läge dann
Die kalte, todte Wahrheit vor ihm da. —
Du aber wolltest, (laß uns diesen Trost!

Denn freilich wir wiſſen nicht recht, woher wir kommen,
Wohin wir gehn!) Du wollteſt, daß der Geiſt,
Der in uns wohnt, in dieſem Leib von Erde
Für ſeine künftige Welt erſt reifen ſollte,
Und Deine Schöpferhand beſchenkte dieſen Leib
Mit jener feinen Thierheit, (G.) die, halb Geiſt, halb Fleiſch,
Auf wunderbare Art die beiden Weſen
In ſich vereint. In ihr allein genießet
Der Menſch ſein Erdenglück, empfindet ſeine Freude,
Fühlt ſeinen Schmerz, und hofft und fürchtet,
In ihr allein. Das Göttliche in uns
Kann, wie Du ſelbſt, ſich nicht erfreuen, nicht betrüben! (H.)
Indeß, o Gott, ſo bitten wir Dich doch,
Hilf uns, daß wir von Kindesbeinen an
Das kühne, blöde, — trotzige, verzagte,

Unmünd'ge Herz — dem Gott in unsrer Stirne
Gehorsam machen. (3.) — Denn verschwunden ist
(Bis auf ein Bild der hohen Sehnsucht) längst
Der schöne Hausstand in der Menschenseele,
Wo Herr und Diener sich einander liebten,
Und ihren Unterschied nicht kannten, als die Pflicht
Natur noch war, und Segen dem Gefühl!

Laß uns, o Gott, verstehn, was wir empfinden!
Und ehe unser Herz genießt, laß die Vernunft
Die Speise wählen, und das Maaß bestimmen;
Und laß uns bald das üppige Gelüst
Zurückeweisen, wenn der Haus-Arzt spricht: (5)

(5) Daß in der folgenden Rede unter dem

(Der freilich nicht dem Arzt des Sancho (6) gleichen muß)

„Nein, gutes Herz, nein! — du verstehst dich zwar
„Auf Wohlgeschmack, — doch aufs Gesunde
„Und Ungesunde deiner Speisen — schwerlich!
„Du müßtest denn es im Geschmacke schon
„Zu finden glauben! Doch so lange du
„Nach meiner Kunst ihn nicht gebildet hast,
„Wie könntest du ihm traun? — Die meiste Arzenei
„Ist ohne Zusatz widerlich, und manches Gift

Bilde eines Arztes der Verstand und die Vernunft in einer Person sprechen, darf wohl kaum gesagt werden.

(6) Der hypochondrische Arzt des ganz unhypochondrischen Statthalters Sancho, in der Geschichte des Don Quixott.

„Schmeckt angenehm, auch kitzelt hundert Gaumen,
„Was einem einz'gen heftig widerſteht! — —
„Fühlt nicht der Joſös' in ſeinen Henkers-Gräueln
„Sich einen Helden? Bohrte Ravaillak
„Nicht in der heiligen Begeiſtrung jenes Engels,
„Der hundert achtzigtauſend ſchlafende
„Aſſyrer ſchlug, — den Gott geweihten Dolch
„In Heinrichs Bruſt? Und meinſt du, — Satanas,
„Wenn er den Pred'ger Salomo zuletzt
„Vor einem Götzenbild den grauen Kopf
„Andächtig beugen ſieht, beneide das Entzücken
„Der heil'gen Engel, die mit Siegsgeſang
„Des armen Schächers kaum bekehrte Seele

„In Abrams Schoos vom Rabenfange tragen? (K.)

„Daran, du gutes Herz, nimm ein Exempel

„Und traue dir nicht zu, wozu dich die Natur

„Nicht schaffen wollte, — auch das Häßlichste

„Kann, wie du siehst, — den rohen oder schon

„Verwöhnten Sinn, so schön und herrlich dünken,

„Als dich das Schönste. Wer soll Richter seyn?

„Mit welchem bessern Rechte magst du dir

„Den Vorzug zugestehn? — Sprichst du nicht auch:

„Was ich empfinde, das empfind' ich ja!

„Nun gut! Doch im Geschmack hat dich so oft

„Vergnügt, was im Verdaun dir
mißbehagte,
„Indeß schon manches Bittre dich kurirte,
„Und oft, durch kunsterfahrne Mischung, alles Süße
„An Lieblichkeit und Reiz weit übertraf.
„Vertraue mir, laß deine Speise mich
„Erst zubereiten; — dann genieß' und fürchte nichts
„Für die Gesundheit. — Traun, das meiste soll
„Uns trefflich schmecken! Freilich wird auch manches
„Gericht dir anfangs widerstehn, doch überwinde
„Die ersten Bissen nur, und, auf mein Wort! —
„Dein künftig Wohlbefinden wird mir danken! —
„Ich kenne dich, du hast dich nie gekannt,

» Wirſt nie dich kennen. Ich nur unter-
ſcheide
» Dein wahres, dein erkünſteltes Bedürf-
niß,
» Ich weiß allein, wie viel von jeder
Speiſe,
» In welcher Ordnung du genießen darfſt,
» Und welche Frucht der Garten dieſer Welt
» In jeder Jahreszeit des Lebens deinem
Tiſch
» Darreichen kann. Vor allen andern
Speiſen
» Will ich dir eine, die in jeder Witte-
rung
» Des Zufalls, jedem Klima des Geſchicks,
» Sich aufbewahren läßt bis zu dem neuen
Jahr
» Der andern Welt. O ſichre dir bey Zeiten
» Das einzige von des Genuſſes Gütern,
» Das nie dir fehlen wird, das in dem
größten Mangel

„Nicht darben läßt. Gewöhne dich bey Zeiten
„An dieſe Nahrung, wie an Brod und Waſſer,
„Es ſchmecke dir, auch wenn noch alle Luſt der Jugend
„Auf Sybaritentafeln vor dir ſteht,
„Kein Biſſen und kein Tropfen ohne ſie.
„Gewöhne dich (denn Biegſamkeit iſt wahrlich
„An dir, wie an dem leichtgeſtimmten Gaum,
„Das Beſte) ihren Wohlgeſchmack zuerſt
„Von ihrer Bitterkeit herauszuſchmecken,
Und ſey verſichert, in der letzten Krankheit,
„Wenn jede andre Speiſe nicht mehr mundet,
„Erquickt ſie noch, und weckt den halb-verſchwundnen Muth,
„Und giebt zur letzten Arbeit dir die Kraft.“ (7)

(7) In den letzten zwanzig Verſen (von 255

Ach freilich, aber Theorie und Praxis
Und Rath und That und Wollen und Vollbringen
Sind von Natur nicht eins! — Und wenn uns Wieland mit
Sankt Jakob zuruft: Lasset euren Glauben
In euren Werken sehn! (8) so wird mit seinem Christus

bis 273) ist die Rede von Moralisch-Guten insofern daran die Sinnlichkeit (das Vermögen der Lust und Unlust) um ihrer selbst willen (zur Sicherung eines bleibenden Genusses) ein dominirendes Interesse gewinnen, und durch Kunst und Übung sich eigen machen soll. — Ein Thema zu mehr, als Einer Predigt! —

(8) Ein Bibermann zeigt seine Theorie im Leben, sagt Wieland; und St. Jacobus spricht: Zeige mir deinen Glauben in deinen Werken.

Der gute Paulus ſprechen: Lieben Herren,
Der Geiſt iſt willig, nur das Fleiſch
iſt ſchwach! (9)

O weiſer Gott, was kann es einem
armen
Poeten helfen, daß er Tag und Nacht
Die ſchweren Regeln ſeiner Kunſt ſtudiret,
Wenn dennoch ſein Genie mit der Kritik,
Obwohl ſie beide nun in einem Hauſe
wohnen,
Sich nicht vereinen will, in Rath und
That, und jedes
Auf ſeinem Zimmer eingeſchloſſen lebt! —
— (Gleich zweyen Reiſenden, — die,
jener um bey Hofe

(9) Der Geiſt iſt willig aber das Fleiſch iſt ſchwach. Chriſtus. Das Gute, das ich will, thue ich nicht, aber das Böſe, das ich nicht will, thue ich, — und das Fleiſch gelüſtet wider den Geiſt. Paulus.

Nicht nur die Stimme, auch die keusche
Großmuth
Des guten Szipio zu perstiliren (10)
Und dieser, um mit Zittern anzufragen,
Ob er, nach seinen drei nun abstudirten
Jahren
Beim Regiment von Z. sich etwa besser

(10) Es giebt nämlich eine italienische Oper: Publius Szipio, in welcher die Helden-Arien bis in den höchsten Diskant hinaufsteigen, und wahrscheinlich von einem Kastraten gesungen werden. Der berühmten heldenmüthigen Enthaltsamkeit jenes großen Feldherrn bei der Eroberung von Sagunt wird dadurch eben so wenig, als seiner Heldenstimme, ein gar zu ehrenvolles Compliment gemacht. — Um zu verstehen, wie diese Oper mit dem Namen eines Feldpredigers zusammenkommen, setze man zum voraus, daß sie vielleicht einmal in Potsdam gespielt werden könnte, oder gespielt worden sey, wovon indeß der Verfasser nichts zuverläßiges weiß.

Zum Prediger als zum Soldaten ſchicke?
Kurz, die ein ungleichartiges Geſchäft,
Ganz ohne Zweck und Ziel, in ein Hotel
Zuſammen warf) — was würde ſo
ein Wiſſen
Der todten Regeln ſeiner Kunſt
dem armen
Poeten helfen? — Nichts, als daß er
fremde Verſe,
Vielleicht weit klügere, zenſiren könnte,
Als eigen machen; — daß der eignen
Weisheit
Zu nahes Licht nun auch die eigne Thorheit
Vor allen Augen rings beleuchtete!
Und doch, o guter Gott, und doch iſt dies
Nur gar zu oft der Fall bey unſerm Herzen
Und unſerm Kopf, — bey jenen beyden
Weſen, (11)

(11) Das, was eben die feine Thierheit genannt wurde (die innere Empfindung nebſt der Phantaſie) und dann die höhern Seelenkräfte, Verſtand und Vernunft.

Die in der engen Hütte dieſes Leibes,
Obwohl auf kurze Zeit, beyſammen wohnen und
Gemeinſchaftlich die Wirthſchaft führen ſollen.
Oft kennen ſie ſich kaum dem Namen nach,
Und jeder ſpielt den Herrn für ſich, — oft ſpottet
Bey näherm Umgang der zu kalte Britte
Im obern Stock des leicht entrüſteten
Heſperiers im untern, bis der letzte
Den Dolch zieht, oder was noch ärger iſt,
Die Wohnung räumt; oft aber überfällt,
Aus blinder Eiferſucht, der letzte gar den erſten
Im Schlaf, und ſchafft den Mann zu einem — Sänger um.
Wie nöthig, o wie nöthig wäre beyden
Ein Mittelfreund, ein allbequemender Franzoſe, (12)

(12) Zur Vertheidigung des hier gewählten Beyworts (auf welche ſich ſeit einigen

Der mit dem einen raiſonniren, mit dem andern
Empfinden könnte! — — Wo der erſte
Die Kunſt bewundert, die den ſtrengſten Regeln
Gehorſam wär, — da müßt' er leicht dem andern,
Der von der Theorie kein Wort verſteht,
Des Ausdrucks ſeltne Kraft und Schönheit mit Entzücken
Empfinden laſſen. Dann begegnete
Sich Beyder Lob auf halbem Wege, dann
Umarmte vielleicht vor dieſem Meiſterwerk,
Der kalte Kenner den entzückten Dilettanten
Als ſeinen Herzensfreund! — —

Jahren die Franzoſen nicht mehr paſſen wollen) findet man unter dem VI. Titel dieſer Samlung: Data und Fragmente zu und von Abhandlungen u. ſ. w. eine nöthige Deklaration. —

Das heißt — (denk' ich,
Du weißt es nur zu wohl, daß ich des Lesers wegen,
Allwissender, so laut vor Dir zu beten
Mich unterfing!) die Sinnlichkeit ist doch
Allein durch Sinnen-Kunst zu bilden, zu veredeln.

Anordnen freilich, und Gesetze geben
Muß die Vernunft! — Nur sie hat einen Sinn
Für's Ganze, sieht stets, ungeblendet
Vom Reiz der Gegenwart, die bange Zukunft
Von ferne drohn; berechnet beym Verlust
Des Augenblicks den sichersten Gewinn
Aufs ganze Daseyn. — Sie erlaubt nur das,
Was nie gereuen wird; befiehlt nur das,
Was ohne herben Schmerz von einer längern Qual

Nicht retten, nicht zu einer größern Wonne
Bereiten kann! (13) — Am höchsten steht sie dort,
Wo ihre Blicke, ganz hinweggewandt
Von dem Vergänglichen, in's Ew'ge schau'n.
Umringt von Geistern hebt sie frey empor
In's reine, kalte Sternenlicht des Himmels
Die helle Stirn, indeß die stolze Rechte
Durch's Nachtgewölk, das ihre Brust umwallt,
Hinunter herrscht, die dunkle, niedrige Natur
Zu bändigen, und das Vergängliche,
So sehr es widerstrebt, nach den Gesetzen
Des Unvergänglichen mit Macht zu lenken.
Das Reich des Guten, das noch kommen soll,
Erscheinet ihrem Aug' in ernster Pracht,
Sie lebt in seinem Bilde. Für
dies Bild

(13) Das theoretische Vermögen in praktischer Beziehung, wovon in der Erläuterung F. das Nähere gesagt wird.

Soll hier gekämpft, soll hier geübet werden. —
Dies ist ihr wohlverdienter Adel, dies
Ihr hohes Recht, im Reich des innern Menschen
Monarch zu seyn, ihr Himmels-Amt auf Erden.

Gehorchen also muß das anerschaffne Volk,
Die Sinnlichkeit mit ihren tausend Trieben!
Es sey, daß ihr auf ferne Zukunft doch
Ein Rosenkranz für ihren Dornengang
Versprochen wird; es sey, daß nie ein Lohn
Dem Knechte werden kann für Blut und Tod
Im Dienst des Herrn! — —
Doch ach, dies Volk ist blind
Und voller Trotz! Es kennt nicht seine Schwäche, achtet
Sich frey und groß! Es haßt die Majestät
Der stolzen Fürstin, schwächend ihre Huld,
Und wüthend innerlich, wenn's an der Kette

Dem allgewalt'gen Willen folgen muß.
Denn zum Betrachten ward es nicht geboren,
Nur zum Genuß; leer iſt ihm Zukunft und
Vergangenheit, obwohl die gegenwärt'gen Bilder
Von beiden es betrüben und erfreu'n.
Vom Schmerz und von der Luſt des Augenblicks
Zu ſehr gereizt, wie kann es von Geſetzen
Beglückt ſich fühlen, die in Zukunft erſt
Gewinn verſprechen, jetzt Entbehrung wollen?
Wie mag es gar mit kindlich ſtillem Sinn
Den göttlichen Tyrannen lieben, der kein Herz
Für ſeine Thränen, ſeine Klagen hat;
Der, mit dem Blick geheftet auf ein Land
Im fernen Äther, (eine Geiſterinſel,
Geſtalt- und Farbenlos und unſichtbar
Dem blöden Sinn!) die bangen Unterthanen

Von ihren Äckern, ihren Gärten ruft,
Von ihren Tänzen, ihren Freudenmahlen,
Und Kampf gebeut, und Schlachten zum Erobern
Der unsichtbaren Welt! — Mit kalter Majestät
Giebt dann der Feldherr sich allein den Kranz
Des bittern Sieges, und den Wahlplatz deckt
Der ungenannte blutende Soldat
Dicht an den Grenzen des ersiegten Landes.

Im heißen Klima eines wilden Bluts
Empört sich leicht, bey hartem Regiment,
Das Janitschaarenheer der Leidenschaften,
Und haust despotisch dann mit dem geglaubten
Despoten; und, wo träge Rebellust
Des Pflegma's liegt, erdrückt der ehrne Zepter
So Muth als Kraft, und herrscht in todter Ruh.

Nur über träge Sklaven: es erſtickt die Flamme
Des Enthuſiasmus und die milde Wärme
Des Mitgefühls, das ganze wahre Leben!

O guter Gott, iſt es Dein weiſer Wille,
Daß jemals eine freie Harmonie
Der Seelenkräfte, daß ein inn'rer Friede,
Der keine Ohnmacht iſt, die armen Sterblichen
Noch hier beglücken ſoll; o ſo laß die Vernunft
Nicht eigenſinnig, und nicht all zu ſtolz
Auf ihre eigne Macht — laß ſie erkennen:

Die Wahrheit, wie ſie der Gedanke für ſich ſelbſt
Geboren hat, ſey für die Sinnlichkeit
Ein todter Buchſtab, der Empfindung ſey
Des Kopfes helle Weisheit dunkle Nacht,
Dafern nicht ihre Lehren zu dem blöden Sinn

Des Herzens, ganz nach dieses schwachen Lehrlings
Natur und eigner Weise, an Gestalt
(Doch unverletzt am Geist,) sich umzuwandeln
Geschmeidig und willfährig sind.

Es hängt
Allein am Wie, am So und Anders, etwas minder
Und etwas mehr, der einzig frohe Wille
Des Augenblicks; — Hier kann und soll der Fürst,
Der in uns wohnt, mehr, als jeder König
Der Welt, in seinem Amte Vater heißen, kann
Und soll (was unbedingt ein weiser Salomo
Nicht darf) sein Volk für Kinder halten, und
Durch Täuschung sie erziehn, wo diese
Das einz'ge Mittel ist, die Wahrheit
Mit gutem Glück ins Leben einzuführen,
Für das allein sie da ist.

Wenn das Gute,
Was die Vernunft zu wählen uns befiehlt,
Schon von Natur (14) durch seinen Sinnenreiz
Beim ersten Anblick unser Herz gewinnt,
Und wenn beym ersten Anblick schon das Böse
Zurück uns schreckt, dann freilich darf es nicht
Der Täuschung, nicht der mühevollen Künste,
Den Menschen zu versöhnen mit sich selbst:
Hier liegt die Wurzel jenes Übels nicht,
Das, wie die Sage geht, in einem Apfelkern
Gesäet wurde. Hier erfüllt
Ein glücklich Ohngefähr den Willen des Gesetzes.
Doch dieses Ohngefähr kann es Verdienst
Und kann es Tugend heißen?

(14) Sowohl nach der allgemeinen Beschaffenheit des Menschen, als nach der besondern Organisation, dem Temperament eines Einzelnen.

Nein, die Tugend ist
So wenig ein Geschenk der gütigen
Natur,
(Obwohl für sie auch glückliche Genies
Im Mutterleibe sich organisiren)
Als eine kalte Wissenschaft des
Guten.
Nein, sie ist eine Kunst, die alle Künste
In sich vereint, in der zuletzt sie alle
Ihr höchstes Ziel erreichen. (15)
O, wie ehrenvoll
Herausgehoben aus der ganzen Schöpfung
Bist du, o Mensch, durch diese freie Kunst,
Und durch die tausend Schwierigkeiten, die
Entgegen ihr sich stellen, durch die Ehre
Der angebornen Sünde, nur von Deiner
Trägheit,
Von der Verläugnung Deines Werths ein
Übel

(15) Die Tugend als Friede, nicht als Streit gedacht. — Im letzten Sinn bedarf sie keine Kunst.

Zur Ungebühr genannt, — durch jene mitempfangne
Disharmonie der Sinnentriebe mit
Dem Willen der Vernunft, doch fähig zu
Der schönsten Harmonie. So bist du denn,
Für diese Welt dir selbst dahingegeben
Ein roher Stein, für deine eigne Hand
Noch zu behaun, und einst ein Kunstprodukt,
Ein Götterbild von deinem eignen Meissel.
Zu einem höhern Glück, als dem Genuß
Der Güter dieser Welt, zu dem Genuß
Der selbst geübten Kräfte, wenn sie ringen,
In jener Harmonie sich zu umfassen,
Schufst Du, o Gott, Dein herrlichstes Geschöpf
Hier unterm Mond.
Sey geschätzt von uns,
Du Widerstreit der Triebe mit sich selbst,
Geschätzt von uns, du angeborne Sünde!
Du trügerische, kurze Sinnenlust,
Die in den Abgrund langer Qualen

Sollins locken will, — du herber Schmerz
der Sinne,
Der, mühsam erst bekämpft, den freien
Eingang
Ins Paradies der reinen Lust uns
öfnet! —
Du Sinnlichkeit, die von dem Au-
genblick,
Vom äußern Schein, vom süßen
Reiz des Bösen,
Vom finstern Angesicht des wah-
ren Guten
Sich angezogen, und zurückgestoßen fühlt,
Und du, der Gott in uns, der, über jede
Täuschung
Hinweggestellt, mit einem Blick für's
Ganze,
Das Beste nur zu wählen uns gebeut!
In diesem Reich der Zwietracht hat
die Weisheit
Ihr groses Amt, hier gilt die kluge Täu-
schung,

Zwar nicht geglaubt von unſrer Fürſtin, (16) doch
Vergönnt von ihr, gelenkt und ſelbſt befohlen.
Denn ſieh, hier iſt der Wille des Geſetzes
Lebendig, todt, dafern er nicht durch Furcht und Hofnung,
Durch Haß und Liebe, Schaam und Stolz gewaltig
Das Herz zu rühren weiß.
Hier muß Verſtand
Und Phantaſie, die einz'ge treue Dienerſchaft
Von zweyen Herren, zu einem gleichen Dienſt

(16) Es iſt nämlich ein ſchon ſonſt berührter groſſer Unterſchied zwiſchen dieſer Fürſtin im Menſchen, und jeder andern Erdengottheit. Jene iſt mit dem Intereſſe für ihr Volk geboren, und macht mit ihm einen geſchaffenen Staat aus, u. ſ. w.

Für unsre Gott- und Thierheit sich vereinen.
Der todte Geist der reinen Wahrheit wurde
Von ihrer Hand in lebenvolle Glieder
Gekleidet, was die strengste Pflicht der Noth,
Was die begrenzte menschliche Natur
Gebieterisch verlangt, das müssen sie
Dem unerfahrnen, trotzigen Gemüthe
Als angenehm und herzerhebend ein.
Zuschmeicheln wissen, es verwandle sich
Der herrische Befehl: wirf unter die Gesetze
Der ganzen Geisterwelt auch deinen Willen, Mensch! —
In diesen ehrenvollen Aufruf: Mensch,
Erhebe deinen Willen zum Gesetze
Des ganzen Geister-Alls!
Im schönsten Bösen
Entdecke der Verstand die übertünchten Narben

Des Häßlichen und Niedern, die das Herz
Beleidigen durch schnell erweckte Schaam,
Und unsre Liebe schnell in Haß verwandeln; —
In jedem wahren Guten, das durch trüben Ernst,
Durch ein Gesicht voll Mühe, Sorg' und Gram
Durch eine drohende Gestalt zurück
Uns scheuchen will, find' er die süße Miene
Der Huldgöttinnen, oder halb verborgne Züge
Des großen Heldenangesichts, und fesle
Die Sinnlichkeit durch Lieb' und Stolz. (L)
Von Jugend auf,
Und in den Stunden unbefangner Muße,
Gewöhne sich durch Kunst die Phantasie,
Bald jene Spur des Häßlichen und Niedern,
Bald diesen Ausdruck des Erhabnen
Und Schönen, schnell heraus zu finden, diese Züge,

So tief ſie lägen, immer doch zuletzt
Gewahr zu werden.
Glücklich iſt vor Allen
Wen ſeine Mutter früh zur Achtung
ſeiner ſelbſt
Mit ernſtem Blick gewöhnt; und deſſen
Stolz
Sie nähret, nicht mit angeſtammten Gold',
Geerbten Wappen, nach dem lauten Lob
Der ganzen trägen Sipſchaft, wenn der
Muthwill
Im Schaum des Witzes von der Schlangenlippe
Des Knaben ſprudelt; nein, mit dem erhabnen Bilde
Der Überwindung des verbotnen Reizes,
Der Duldung jedes Schmerzes, den
die Pflicht
Uns dulden heißt, und mit dem unbeſtochnen Beifall

Der eignen Überzeugung. Dieſer Stolz
Sey zu der höchſten Leidenſchaft erzogen,
Ihm müſſen ſeine Brüder fröhnen! er,
Getäuſcht vom Ehrenbande, das er ſelbſt
Sich um die Kette der Nothwendigkeit(17)
Gewunden hat, folgt willig dieſer Kette,
Und reißt den ganzen Chor der Triebe mit ſich fort. (M.)
Nur dieſer Stolz kennt Güter des Genuſſes,
Die nie vergehn; er läßt, auch wenn wir alles
Für ihn geopfert haben, den Verluſt
Uns nie empfinden, nie beweinen. Dann
Macht reicher uns die ſelbſt gewählte Armuth,

(17) Sowohl der phyſiſchen, inſofern ſie ein Gegenſtand der vorherſehenden Klugheit iſt, als auch und hauptſächlich der moraliſchen.

Und, stellet sich dem frühen Heldentode
Die freie Brust entgegen, so genießen wir
Das hingegebne Gut, noch eh' wir's geben,
Im Hochgefühl des selbsterrungnen Werths! (M.)
Wie tausend laue Sonnenstrahlen, jetzt
Gefaßt in einen Brennpunkt, — Flamme sind,
So wandeln sich die tausend schwachen Freuden
Des längsten Lebens, — nun zusammen
Gedrängt in einen Augenblick, — sie wandeln sich
In jene Wollust, jenes Feu'rentzücken,
Das aus dem Angesicht der Tugend-Märtyrer
Elektrisch strahlt, elektrisch sich verbreitet.

Doch — wo für Lieb und Stolz der träge Sinn
Nicht mehr empfänglich, nur dem gröbern Vortheil

Noch offen iſt, da, Phantaſie, da wende
An Furcht und Hofnung dich, da zaubre du
Zur Gegenwart die Zukunft,' da bedecke
Das lockende Geſicht des Laſters und
Den bangen Blick der Tugend (18) mit der Larve
Des künft'gen Schadens, künftigen Gewinns.
Geſehn im Wunderglas ſchnell vorgehaltner Reben-
Ideen, ſtehe da in ſeiner räuberiſchen
Geſtalt, in die es bald ſich wandeln wird, das Laſter,
Das mit des Gebens reicher Miene jetzt
In unſre Sinne lacht; — geſehn in jenem Spiegel,
Erſcheine vor dem unentſchloſſnen Geiſt,

(18) Tugend iſt hier nicht in dem Sinne genommen, in welchem es eben vorkam. Hier iſt es (objektiv) ein Gegenſtand, dort (ſubjektiv) eine Kunſt. —

Die Tugend, die mit Dolch und Ketten droht,
In ihrer Engelsschöne, wie sie einst
Dem langgeprüften, treugebliebnen Freunde
Den Palmenzepter der Zufriedenheit,
Des Ruhmes Lorbeerkrone reichet, hundertfach,
Und zum Genuß für eine Ewigkeit
Uns wiedergiebt, was nur auf Augenblicken
Sie nahm.
Gelenkt, o Gott, von allen diesen Künsten,
Umarmt das Herz die schöne Täuschung gern,
Und siehe da, es würde nicht getäuscht!
Gebildet wäre jetzt der gute Genius
Des sittlichen Geschmacks, der heilge Geist,
Um den wir täglich beten, ohne den
Noch nie der Mensch in unsern Busen ganz
Dem Gott in unserm Haupt geheiligt wurde.
Vernunft und Sinnlichkeit (wie misvergnügte Gatten
In ihrem ersten Sohn) versöhnen sich

In ihrem gleichgeliebten Zögling, in
Dem mühevollem Kunstwerk des Gewissens.
Hinauf zu diesem Ziel ringt jeder Biedermann:
Hinauf zu ihm ringt seit Jahrhunderten,
Des Zweckes unbewußt, das ganze Menschenvolk!
Es glücken hundert Schritte; Einer misglückt,
Und stürzt zum Fuß des halberstiegnen Felsenweges
Ein ganz Geschlecht hinab. Doch wieder aufstehn
Und den Versuch nach Millionen Malen
Mit gleichem Muth und neuer Klugheit neu
Beginnen, ist des bessern Menschen würdig!
Jenseit des Mondes wird der gute Wille
Belohnet, — nicht das Glück.
Darum, o Gott,
Laß unsre Fürsten, die sich Väter nennen
Des anvertrauten Volks, ach laß sie nie verzweifeln

An ihrem Volk, und nicht in jenem Wahn,
Als wäre alles ſchon zur freien Bildung
Des Menſchen, immer ohne Glück verſucht,
Und wäre unter tauſenden kaum einer
Nach Stand, Gewerb und Einſicht einer beſſern Zucht
Empfänglich, — laß ſie nicht, geſchützt durch jenen Wahn,
Zur Sklavenbildung nur die mächt'ge Hand,
Die kräft'gen Füße reichen. Strick und Kette
Seyn nur das Inſtrument der Nothwehr, nie der Zucht.
Wie leicht iſt doch der Fürſten Amt, dafern
Sie alles für Unmöglichkeit erklären,
Was ſchwer iſt; unter tauſend Menſchen giebt
Es dann nicht weniger als tauſend, die
Für Kron und Zepter ehr, als für den Pflug
Geboren ſind. — —

Darum, o Gott, laß uns die oft
betretnen Wege
Zu jenem aufgeſtellten Ziel der Menſch-
heit (19)
Von neuem gehn, und wiederum von neuem.

Die meiſten ſind nur halb gekannt,
nur halb
Verſucht; des Eingangs Dornenbüſche ſind
Noch nicht hinweggeräumt, und jeder
wunde Fuß
Kehrt um!
Der erſte Pfad, der in das Auge
fällt,
Und darum auch der unverſuchteſte,
Führt durch das Nothgebiet der Schulen.
— Warlich,
Was hier gethan wird für die Menſchheit,
das,

(19) Nämlich den frohen Gehorſam, womit das Herz den Willen der Vernunft reflektirt.

Nur das allein ist je für sie gethan,
Seitdem es Staaten giebt, die für das Wohl
Der Menschen, nicht der Unterthanen nur,
Etwas gethan zu haben, laut verkünden.
Von keiner Laun' entweihet, wie der beßre Fürst,
Sey der Erzieher; (weh der Schule, wo
Der Lehrer nicht erziehen soll, nicht kann,
Vielleicht nicht darf,) — dem Ideal der Menschenwelt
Sey ähnlicher die Schule, als der beste Staat
Ihm jemals ähnen könnte; (sieh, so ist
Sie Heeresmustrung gleich der kunstgerechten Schlacht,
Die nie geliefert wird) — Gesetze nur,
Dem jungen Volk erklärt, von ihm verstanden,
Und angenommen in der guten Stunde, —
Gesetze nur seyn hier die unbestochnen Richter!
Vertheidigung find' ein geduldig Ohr!
Die Wahrheitsliebe sey geehrt in dem,

Der ſeine Schuld nicht läugnet, nicht beſchönt!
Die Strafe nur verſöhne! nie geſchenkt,
Doch durch das Mitleid ſelbſt des Strafenden,
Und durch der Szene freyerlichen Ernſt
Veredelt! — Wer ſich ſelbſt erniedriget,
Der ſey erniedrigt; wer ſich ſelbſt erhöht,
Der ſey erhöht! Du weißts, o Gott, was ſelten
Die glauben, die hier helfen könnten, und die andern
Vergeblich ſagen: ſchwerlich öffnet ſich
Das Himmelreich der eignen Menſchenwürde
Dem Mann, wenn nicht in ſeinem Vorhof ſchon
Der Knabe ſich gefiel. —
Darum, (20) o Gott,

(20) Das hier zu Anfang mehrerer Abſätze gebrauchte Darum verbindet dieſe Abſätze nicht unter ſich, ſondern ſchließt ſie

Erhalt' uns immerdar die edlen Künſte,
Erhalt' die Künſtler uns, (wenn Du ſie nicht
Erhieltest, ach wer thät es dann!) die ſich
Mit der Natur (21) vereinen, alle Nerven
Des innern Sinns zu einem vollen Ton
Zu ſpannen, durch vollkommne Schönheit
Sie rein zu ſtimmen, — die uns bald
Den wilden Freiheitsgeiſt der Leidenſchaft
Entkräften zu geſelligem Gefühl, —
Und bald das matte, allzuträge Herz,
Vom Schickſal oder von Deſpotenſtolz
Gedrückt, — zu eignem Stolz, zu Großmuth
Und mildem Heroismus ſtärken!

alle an denſelben Punkt an, an welchen ſich das erſte Darum anſchließet.

(21) Der ſchönen und erhabnen Natur, oder vielmehr der Natur, inſofern ſie ſchön und erhaben iſt.

Darum, o guter Gott, gieb uns ein Vaterland!
Gieb jedem Manne ſeinen eignen Heerd,
Sein eignes Feld, gieb ihm Weib und Kind!
Geſetze, die nicht hungert und nicht durſtet,
Die keine Väter, keine Brüder kennen,
Geſetze müſſen, — gleich dem Nierengurt,
Der nicht die Muskeln und die Sehnen ſchwächt,
Der ſie zuſammendrängt und ſtärkt — die Freiheit
Des ganzen Volkes feſt zuſammengurten!
Des Reichen Schaden ſey gekettet an
Des Armen Noth; der Stolz des Herrn beſtehe
Nur bey des Dieners Recht! Begeiſtert werde
Des Jünglings Herz durch Kunde alter Zeit
In Tempeln aufbewahrt, in Ehrenmälern,
Geſetzet dem Verdienſt' entſchlafner Väter,
In Statuen, zu denen nicht allein

Der Fürst die eigne Silberkammer öfnet,
nein,
Zu denen, als der reichste Patriot,
Zwar auch der König seine freie Gabe
Darbringen darf, wofern er keinen,
als
Sich selbst zu ehren meint in
dieser Ehre. (O.)

Darum erhalt, o Gott, uns eine
dichterische
Religion, die, voll erhabner Einfalt,
Was die Vernunft von Dingen jener Welt
Mit gleichem Grund vermuthet und be-
zweifelt,
Uns in den schönsten Bildern dieser Welt, —
Zu Idealen durch die Kunst erhoben, —
Als wirklich giebt, — die uns Dein ho-
hes Wesen,
Du Unbegreiflicher, Du Unnachahmlicher,
(Der Du, von Schmerz und Freude, Zorn
und Liebe

Gleich weit entfernt, im wechsellosen Anschaun
Des ew'gen Einerlei's der reinen Wahrheit
Unendlich selig bist —) Dein unbegränztes Wesen
Mit einer feinen Sinnlichkeit begränzt,
Ein Menschenherz Dir leicht, — (doch eines weisen
Und biedern Mannes Herz) Dich einen König
Der Schöpfung nennt, und einen leichtgerührten Vater
Der Menschen. — Eine sondre Wohnung
Sey Dir gebaut, ein Thron, bedient von Engeln!
Jenseit des Nachtgewölkes überm Grabe
Erschein' ein mildes Licht, des Thrones Abglanz!
In jener sanft erhellten Ferne steh'
Ein reiches Ziel, das selbst den wilden Blick
Der Leidenschaften fesselt, neue Kränze
Der müden Tugend zeigt, und Sternendiademe

Dem lang' verkannten, lang' verſpotteten
Verdienſt, der blutig oft verfolgten Wahr-
heit, die,
Des Lebens Ruh' entſagend, für den Werth
Des Menſchen und ſein Heil, ſelbſt mit dem
Menſchen kämpfte,
Und erſt im Tode den Triumpf errang! (P.)

Und darum endlich, Du, der nicht im
Tempel wohnt,
Erbaut von Menſchenhänden, dem wir dort
Nicht dienen, (denn der wahre Gottesdienſt
Lebt in der offnen Welt, und wandelt
Im Alltagskleide) darum endlich laß
In Tempeln Deines Namens alle Künſte
Sich ihre Kräfte leihn, und ihre Allgewalt
Vereinen, um des Menſchen ew'ge Hofnung
Und ſeine künft'ge Seligkeit zu feiern!

Wenn durch des Lehrers ungeſchminkte
Rede
Schon die Vernunft von unſers Daſeyns
Zweck,

Von unſern Pflichten, unſerm Recht aufs neue
Sich überzeugt hat, dann vergönne ſie
Dem Herzen auch, zu der befohlnen Tugend
Sich zu begeiſtern.
Hoch empor getragen
Vom Fittig des Gebetes, ſchweb' hinauf
Die frohe Seele jenſeit aller Sterne
Zur freien Wohnung der Gerechten! Hier
Eröffne ſich ein Himmel, auferbaut
Vom feinſten Sinnlichen, das je die Phantaſie
Gereinigt hat zu körperlichem Geiſt!
Ein Tropfen aus dem Strom der Seligkeit erquicke
Das matte Herz! — Schnell wie elektriſch Feuer
Durchſtröme das Gefühl der neuen Jugendkraft,
Der Unvergänglichkeit, durchſtröme jede Nerve
Des wonnevollen Buſens, und verkläre

Den trübsten Blick. Gerettet ist die Würde
Der Menschheit. Sieh, entlastet jetzt von Kron
Und Zepter, und von seinen Sklavenketten, nur
Bekleidet mit der hohen Urgestalt des Vaters,
Umarmet sich ein brüderliches Volk,
Und seine Kinder findet Adam wieder
Im neuen Paradies. Ein Cherub führt
Die Märtyrer der Tugend, die gehaßten Söhne
Der Wahrheit, näher hin zum Thron. Wir fühlen,
Wir fühlen schon an unsrer Stirne wehn
Den lang verheißnen Kranz, wir heben in die Palmen
Des ganzen Himmels, jauchzend mit empor
Die ewig grünen Zweige. — Horch, jetzt rauschet
Hernieder, aus der sonnenhellen Wölbung

Des Tempels rauſcht ein Meer von Harmonie
Auf unſer Haupt: es iſt der Chorgeſang,
Der jubelvolle Chorgeſang der Sphären,
Denn ſie begehen unſern Siegestag!

Doch bald, nach kurzen Augenblicken,
(daß der Rauſch
Sich nicht in blinde Trunkenheit verwandle)
Verlaß die nie zu ſtolze Kunſt den Himmel
Und ſchwebe ſanft zurück auf dieſe Welt.
Mit neuem Muth zu neuem Kampf bewaffnet,
Zu neuen Tugenden geſtärkt, — die Phantaſie
Geläutert, rein gewaſchen von den Bildern
Unedler Lüſte, rein geſtimmt die Sinne
Zur Harmonie nur mit den beſſern Freuden,
Empfang uns wieder dieſes Land der Bildung
Und die Gemeinſchaft aller Hoffenden!

Noch iſt der Himmel, den der Glaube
sieht,
Zum Dienſt der Erde da, bald ändert ſich
Die Szene; dann, o Gott, dann ſind auf
Erden
Wir da geweſen einzig für den Himmel.

Es fällt dahin der träge Leib, es bricht
Die Form von Thon, und ſieh, der ſchöne,
reine Guß
Des Götterbildes, einſt im Feu'r gegoſſen,
Schaut kühn umher, und blickt den Mei-
ſter an. —

Was von dir bleiben wird, du Sinn-
lichkeit,
Du ſchönes Licht- und Farbenvolles Leben
Der Phantaſie, du ſüßer Flötenton
Des vollen Herzens — ach ich weiß
es nicht!
Sinkſt du in Nacht, wenn das Theater
ſinkt,

Verfliegst du, wenn das zarte Instrument
Zerbrochen wird? — und bleibt der Künstler nur,
Der euch beherrschte?? — O du armes Volk,
Hast du für deinen König nur geathmet?
(Ein Schattenvolk zu seiner Kräfte Übung!)
Lebt deine schwer errungne Harmonie
In ihm allein, als Fertigkeit der Kunst? —
So fahre wohl! Es war sein wunderbares Loos:
Am treusten dann sich selbst zu dienen, wenn
Er Dir am treusten dient! — O dank ihm,
So lang' er noch für deine Wünsche lebt;
Er dank' auch dir für deine Schwachheit, danke
Für deinen schwer bekämpften Trotz; denn bald

Sprichſt du ihn frey von ſeinen Prüfungsjahren,
Und die geübte Kraft, die ſelbſt errung'ne Stärke
Geht mit ihm, geht mit dem verwaiſten König —
Dorthin, wo andre Unterthanen ſchon,
Wo eine andre Sinnlichkeit, im Werden
Des jungen Staats, ihm ihre Thore öffnet,
Und ſeinen kräftigen und weiſen Zepter küßt! (Q.)

Erläuternde Anmerkungen.

A.

von Vers 3 bis 8.

Im Ausdruck in Bildern und Wendungen ist diese Rede an die Gottheit einer Epistel an einen vertrauten Freund nicht unähnlich. Sollte jemand hierin etwas Respectwidriges finden wollen; so bitte ich ihn, zu bedenken, daß in dem großen Exempelbuch aller Reden an Gott (in der Bibel,) eben so vertraulich mit dem freundlichen Vater der Menschen gespro-

chen wird, wie in dieser Litaney. Hierauf will die bezeichnete Stelle aufmerksam machen. —

V.

V. 22. und 23.

Es mag hier unentschieden bleiben, ob die H. S. alten Testaments, wo sie vom Lichte redet, in welchem Gott wohnt, nicht grösstern Theils ein sinnliches Licht meine. Beym Apostel Jacobus aber (s. den Brief desselben Kap. 1. v. 17.) dünkt mich der Ausdruck: Gott ist der Vater des Lichts, bei welchem ist keine Veränderung des Lichts noch der Finsterniß, metaphorisch und gerade in dem Sinn gebraucht zu seyn, worin derselbe hier gebraucht wird. Jener Spruch heißt in Paraphrase etwa so viel: alle Vernunft, der Trieb nach

Wahrheit, er mag dem Irrthum noch so sehr ausgesetzt seyn, — und das Vermögen, dieselbe zu erkennen, es mag von der Natur eines endlichen Geistes noch so sehr begränzt werden, kömmt nicht nur auf die Art von Gott, wie jedes andre Vermögen, oder jede andre Kraft der Körper- und Geisterwelt; sondern ist zugleich das Gottähnlichste in der ganzen geschaffnen Natur: denn Gott ist die höchste Vernunft.

C.

V. 34 bis 37.

Der Satan braucht hier das unschuldige Wort, Aufklärung, ironisch und zur Bezeichnung einer Abscheulichkeit, nämlich der Feuerpein. Dies ist seinem bekannten Karakter angemessen, da er von

jeher ein Lügner und Sinnverdreher gewesen ist. Er weiß sehr wohl, daß man die beste Sache in den Augen des groſsen Haufens sehr leicht herabwürdigen kann; wenn man nur das Wort, womit sie bezeichnet wird, durch häſsliche Nebenideen widerlich gemacht. Dieſes Mittels bedient er sich daher überall, wo er ein für sich und sein Reich schädliches Unternehmen frühzeitig unterdrücken will.

Der armen Dienerschaft der Hölle geht es in den obigen Versen nicht viel schlechter, als es heut zu Tage manchem ehrlichen Manne gehen mag, der die moralische Aufklärung, und die politische Mordbrennerei für Eins hält. —

Gelegenheit zu dieſem Irrthume geben freilich auch einige unzeitige und unvorsichtige Illuminees, die mit ihren Fakeln Alles anzünden, was sie beleuchten,

und ſich dem Geſchäfte der Erleuchtung aus falſchem Stolz unterziehen, nicht aus weiſer Liebe zur guten Sache. Daher mag es denn vielleicht ſehr klug, und wohl gar ſehr menſchenfreundlich gedacht ſeyn, dieſe Art Leute durch einen Spottnamen nach und nach verächtlich zu machen: nur wär' es, meines Erachtens, zu wünſchen, daß man hiezu ein Wort aus einer todten Sprache wählte, und z. B. anſtatt von Aufklärern und Illumineés in herabſetzendem Tone zu ſprechen, — jene Pſeudoaufklärer, nach dem Geiſt, der in ihnen (jedoch ohne ihr Mitwiſſen) zu wirken ſcheint, lieber mit dem Namen Luciferés belegte. — Doch ſey dies ganz einem höhern Ermeſſen anheim geſtellt.

Mehr aber als dieſe falſchen Illuminées (die mit vereinigten Kräften der wahren Aufklärer leicht zu vertreiben wären) wird der obenerwähnte Irrthum von

den mächtigen Freunden und Liebhabern der Finsterniß absichtlich verbreitet: indem sie jedes Licht, das nicht unter dem Scheffel der Mystik verborgen ist, für eine Mordfackel ausschrein, — jede, aus ganz andern Ursachen entstandene, politische Feuersbrunst der Aufklärung zuschreiben und den Namen der ehrlichen und klugen Wahrheitsprediger dadurch profaniren, daß sie denselben auch den vorschnellen und unbesonnenen Revolutions-Propheten beylegen, — oder umgekehrt.

Das Beyspiel dieser mächtigen Wahrheitsfeinde hat leider nur zu sehr gewirkt. Von ihm haben es die neuern Widersacher des Christenthums, wenn sie diese heilbringende Lehre dadurch herabwürdigen, daß sie ihr alles Unglück der weltzerstörenden Religionskriege, die Schandthaten der Spanier bey der Eroberung Amerika's, die Inquisition, die Bluthochzeit und hundert

ähnliche Gräuelthaten zuschreiben; — wenn sie von einem Christen überhaupt, als von einem gefährlichen Menschen reden, der für eine unbewiesene und der menschlichen Glückseligkeit gleichgültige Meinung, — diese Glückseligkeit gewaltsam zerstört, — bey dem thörichten Stolz, als könne der Mensch seinem Gott einen Dienst thun, und bey dem fürchterlichen Wahn, die Theologie enthalte die letzten Gründe der Moral und sey die Mutter derselben — für seinen Gott (der noch dazu ein Blutgott sey) und für seine Theologen sich alles erlaubt; aus christlichem Erbarmen seine Brüder mit Kanibalischer Grausamkeit quält; — um die Wahrheit zu retten, die Vernunft in der Geburt erstickt, kurz, die Erde zur Hölle macht, damit er dem Himmel Anhänger erpresse, da er ihn doch auf diese Art mit Teufeln bevölkern würde.

So hart diese Beschuldigung und so unwahr sie ist: so hat sie doch denselben Schein der Wahrheit, den das Urtheil der Antiaufklärer über die Aufklärung hat, und vielleicht noch einen größern. Man vergißt aber in beyden Fällen, das Wesentliche vom Zufälligen abzusondern; man verwechselt mit dem Namen die Sache, und man verdammt den guten Gebrauch um des Misbrauchs willen.

Es ließe sich hier pro und contra reden über die Frage: in wiefern der Teufel an diesem Mißverständniß Schuld sey. Manche seiner Repräsentanten auf Erden haben den Kunstgriff gebraucht, zwei Partheien gegen einander aufzuhetzen, um dabey im Trüben zu fischen, und Beide desto leichter zu überwältigen. Auch sollte man glauben, daß es dem Teufel, wie manchem bösen Fürsten, erwünscht seyn muß,

wenn ſein Reich mit ſich ſelbſt in Uneinigkeit lebt, da nämlich Hader und Zank, Krieg und Blutvergießen ſein Element iſt, und er überhaupt mit ſeinen Unterthanen verfährt wie mit einem Feuerwerk, das man nur darum ſo zierlich zuſammenſetzt und ſo mühſam ordnet, um es in dieſer Form abbrennen und in die Luft verfliegen zu laſſen. Allein man muß auch mit dem Teufel, wo möglich, billiger verfahren, als die Anti-Illuminees mit ihren Gegnern. Und da eine Perſon, welche in dieſer Sache competenter Richter iſt, mit vieler Heftigkeit verſichert, daß des Teufels Reich nie mit ſich ſelbſt uneins werde; ſo mag dann vielleicht der oberwähnte Irrthum, von Seiten der Feinde wahrer Aufklärung, nicht ſowohl dem guten böſen Feinde, als vielmehr einer unter wichtigen Staats- und Kirchenangelegenheiten ganz vergeſſenen — Logik zuzuſchreiben ſeyn. Was

aber die heutigen Antichristen anbetrift; so sey es uns sub privilegio erlaubt, ihnen den Teufel beizulegen; denn mit diesen Geschöpfen darf man weder gerecht, noch billig, noch klug umgehn, da sie bis jetzt das göttliche Recht des Stärkern gegen sich haben (geschrieben im Jahr 1793.).

D.

V. 116 bis 121.

In folgender Weissagung Christi sind wahrscheinlich auch unsere Zeiten mitbegriffen. (und Evang. Matthäus K. 7. v. 12.) „Es werden nicht Alle, die „zu mir Herr, Herr sagen, in „das Himmelreich kommen, son„dern die den Willen thun mei„nes Vaters im Himmel. — Es „werden Viele zu mir sagen an „jenem Tage: Herr, Herr, ha»

„ben wir nicht in deinen Namen „geweiſſaget? Teufel ausge„trieben? (d. h. die Myſtik und „die weiße und ſchwarze Magie „getrieben) haben wir nicht in „deinen Namen viel Thaten ge„than? Dann werde ich ihnen be„kennen: ich habe euch noch nie „erkannt, weichet von mir, ihr „Übelthäter!“ — Auch ſcheinen folgende Worte auf die geheime Geſchichte unſerer Tage hinzudeuten: (Matth. 24, v. 24.) „Es werden viele falſche „Chriſtus aufſtehn. Wenn man „euch aber ſagen wird: ſiehe, „hier iſt Chriſtus, oder da iſt „Chriſtus, ſiehe, er iſt in der „Wüſte, ſiehe, er iſt in der Kam„mer (d. i. im Kabinett) ſo ſollt ihr „es nicht glauben.“

E.

(V. 132 und 133.)

Der heutige Gang oder Rückgang der Aufklärung in manchen Reichen kann vielleicht kein passenderes Seitenstück haben, als den Bau des zweiten Jerusalems. — Cyrus, den man in mancher Rücksicht den Einzigen seiner Zeit nennen kann, erlaubte und begünstigte den Bau der zerstörten Gottesstadt; aber ein verläumderischer Brief der Feinde Israels (Esra C. 4, v. 11 — 16.) bewirkte vom Könige Arthahasta das Edikt (v. 17 — 22.) wodurch dem Bau, zu vorgeblicher Sicherung des Königlichen Interesses, Einhalt gethan wurde. Trotz dieses scharfen Edikts munterten indeß die Männer Gottes, Sacharia und Hagagi, die Juden zur Fortsetzung des angefangenen Werkes auf (E. 5.). — Endlich erhielten sie denn wieder vom Darius eine neue gesetzliche

und ehrenvolle Erlaubniß fortzubauen, (E. 6.) doch konnten ſie auch jetzt nur unter dem Schutz gezogner Schwerter ihre Arbeit vollenden. (Nehemia E. 4.) — Wer die Geſchichte dieſes Baues zum Behikel einer allegoriſchen Erzählung von den Schickſalen der Aufklärung gebrauchen wollte, müßte entweder ein Mann Gottes, wie Sacharia, ſeyn, oder er müßte in einem Lande wohnen, wo ein Darius nicht noch zukünftig iſt. (Geſchrieben im Jahr 1793.) —

F.

(V. 146 bis 156.)

In dieſen, mit unterſcheidender Schrift gedruckten zehen Verſen iſt das Thema des ganzen Gedichts angegeben.

Alles arbeitet jetzt, wenn man den Leuten glauben darf, an der Veredlung des Menſchengeſchlechts.

Der Mensch soll zuerst sich selbst, in seiner Natur, in seinen mitempfang'nen Kräften und in seiner angebornen Würde kennen lernen; er soll ferner einsehen, was in dieser Welt (in der irdischen Verbindung mit Wesen seiner Art) seine Pflichten und was seine Rechte sind, und dann — das Schwerste von allen und der Zweck jener Einsicht, — er soll seine Kräfte nach der erkannten Bestimmung derselben richtig anwenden, und seine Würde in sich selbst erhalten; er soll seine Pflichten erfüllen und seine Rechte behaupten, kurz, er soll sich in eine doppelte Harmonie bringen, erst mit sich selbst, und dann mit der Welt.

Daß diese Veredlung noch bis jetzt nur ein frommer Wunsch ist, liegt freilich eines Theils am Mangelhaften der Erkenntniß des Menschen. Er kennt seine Kräfte noch nicht genug, er ist über seinen eignen Werth noch nicht einig, er sucht

noch das letzte Prinzip seiner Rechte und Pflichten, um beide darnach abmessen zu können, und weder mehr noch minder zu entsagen oder zu behaupten, zu thun oder zu lassen, als es seine höhere Natur wirklich verlangt, mit Einem Wort: er hat noch keine systematische Moral, die jedem Anlauf des Zweifels Trotz bieten kann; und vielleicht ist er auch in diesem Fach nur zum Wissen des Stückwerks, zum Fragmentisten geschaffen.

Überdies aber ist auch eine große Kluft befestiget zwischen Erkennen und Wollen, Wissen und Thun: (nämlich die Freiheit selbst) — und eine noch größere zwischen dem gesetzlichen Willen und dem friedlichen Gehorsam der Neigungen. Die Letzte besteht in der natürlichen Disharmonie zwischen Vernunft und Sinnlichkeit.

Die Vernunft ist nämlich in doppelter Qualität, — rechtmäßige Herr-

ſcherin über die Neigung. — Als theoretiſches Vermögen in Anwendung aufs praktiſche Leben, (Naturphiloſophie als Welt- und Menſchen-Kunde) giebt ſie Regeln der Klugheit (im weiteſten Sinn), ſie lehrt: Sicherung und Mehrung der Glückſeligkeit. — Als unmittelbar praktiſches Vermögen giebt ſie Geſetze der Sittlichkeit. —

In der erſten Qualität verlangt ſie, daß wir das Böſe im politiſchen Sinn, (das Schädliche) fliehen, und das Politiſch-Gute (das Nützliche) ergreifen ſollen. Ihre Regeln ſind bedingt. — In der zweiten Qualität gebietet ſie unbedingt. — Das Unbedingt-Gute, d. i. das moraliſche, ſoll ergriffen werden, das Unbedingt Böſe ſoll geflohen werden. —

Als (moraliſche) Vertheidigerin ſteht ſie am höchſten; und wenn ſie (politiſche) Konſulentin, Rathgeberin, Vormund wird, ſo darf dies nur in den Grenzen des Moraliſch-Erlaubten geſchehn, wofern ſie ihre höchſte Würde nicht verletzen will.

Die Sinnlichkeit disharmonirt aber mit der Vernunft in beider Hinſicht. Sie liebt das Angenehme und haßt das Unangenehme des Augenblicks. — Da aber von Natur nicht alles Schädliche, noch weniger alles Moraliſch-Böſe unangenehm, und alles (politiſch) Heilſame, noch alles Moraliſch-Gute angenehm iſt, und ſeyn kann, ſondern gemeinhin das gerade Gegentheil Statt findet, ſo liegt der Grund jener Disharmonie zu Tage.

Es iſt nun in dieſer Litaney von der Kunſt die Rede: (und ſie mag in

Wahrheit die Kunst aller Künste heißen) wie wir nach und nach, zum Zweck einer moralisch-ästhetischen Harmonie, alles Moralisch-Gute zu etwas Angenehmen, und alles Moralisch-Böse zu etwas Unangenehmen machen können. — Die Bilder, unter welchen das Thema des Gedichts aufgestellt ist, sind Anspielungen auf Folgendes. In jener Kunst läßt uns die christliche Religion durch das, was sie unter dem erhabnen Personifikat des H. Geistes vorstellt, hülfreiche Hand leisten. — Diese Kunst meinen vielleicht die Bauer am Tempel Salamo's, wenn sie von Vereinigung der Stärke, der Weisheit und Schönheit sprechen. (Unter Stärke verstehn sie vielleicht die exekutive Gewalt der Sinnlichkeit, unter Weisheit die gesetzgebende Macht der Ver-

nunft, und unter Schönheit sehen sie vielleicht das einzige Mittel, beide Mächte, zum Glied der in der That monarchisch demokratisch gearteten Natur des Menschen, in friedliche Vereinigung zu bringen.) — So scheint es mir endlich, als ob die Griechen unter der Göttin Nemesis sich ohngefähr das gedacht haben, was wir jetzt die strenge Göttin der praktischen Vernunft nennen könnten, die bey ihren Gesetzen auf kein Angenehm oder Unangenehm Rücksicht nimmt; sondern aus Gründen gebeut, deren Werth die ächte Sinnlichkeit nicht fühlt. Das Gemälde der Grazien könnte alsdann dem Bilde der Nemesis zum Gegenstück dienen. Die Grazien gewinnen die Sinnlichkeit für das Gute, durch den Reiz, den sie auf dasselbe tragen, oder durch das verborgne Angenehme, daß sie die Sinnlichkeit darin entdecken lassen. —

G.

(Vers 181.)

Unter seiner Thierheit verstehe ich das, was man sonst die untern Seelenkräfte zu nennen pflegte, die Fähigkeit der innern Empfindung und der Phantasie (welche wir auch den Thieren nicht absprechen können) nebst allen Trieben, welche vermittelst dieser Fähigkeit befriedigt werden. Über Art und Maaß dieser Befriedigung soll beym Menschen die Vernunft vermittelst des Verstandes entscheiden, beym Thier entscheidet der Instinkt, der, selbst ein Sklave, über Sklaven herrscht.

H.

V. 183 bis 187.

In jener feinen Thierheit, saat der Text, genieße der Mensch sein Erdenglück;

denn das Göttliche in ihm (seine höhern Seelenkräfte) könne gar nicht genießen.

Zur Erläuterung und Begründung dieses Gedankens, und um manchen Einwendungen im voraus zu begegnen, hab ich zweierlei anzumerken.

Erstlich: Die abstrakteste Wahrheit und die geistigste Vollkommenheit interessirt uns nur, in so fern wir sie entweder in ein Bild übertragen, und die Anschauung desselben unsern innern Sinn vergnügt, — oder in so fern wir sie in ihrer Anwendung oder Einwirkung auf die Sinnenwelt wahrnehmen, und uns diese Wirkungen selbst, oder die Bilder dieser Wirkungen angenehm sind, — oder in so fern wir endlich bey Entdeckung oder Beurtheilung der Wahrheit und Vollkommenheit unsre eigne Kraft fühlen, und unser Stolz sich belustiget.

Wenn dies alles wegfiele; so würde Wahrheit und Vollkommenheit, Irrthum und Unvollkommenheit gar kein Interesse für uns haben können; sie würden ohne Bezug auf unsern sinnlichen Zustand (auf Lust und Unlust) nur eine todte Erkenntniß des Verstandes und der Vernunft von der Übereinstimmung und Nichtübereinstimmung eines Dinges mit einem andern seyn.

Zweitens: der Mensch ist in seiner feinen Thierheit glücklich, heißt nicht etwa: er ist durch sie glücklich. Nein, der Mensch soll und kann nur vermittelst seines Verstandes und seiner Vernunft (als theoretisches Vermögen in Anwendung aufs Leben, d. h. als Klugheit) glücklich werden, aber er ist es auch nur in einem Zustande seiner Empfindungen. Um mich deutlich zu machen, muß ich von dem

Begriff Glücklichkeit *) ausgehen. Ich verstehe darunter: die dauerhafteste und stärkste Lust, die der Mensch unter der nothwendigen Begränzung seiner Natur und seiner Welt geniessen kann.

Alles, was jene längste Dauer oder größte Stärke vermindert oder schwächt, ist böse, (nämlich politisch böse, d. i. schädlich) es mag nun an sich oder im gegenwärtigen Augenblick Lust oder Unlust erwecken; Alles, was die Beförderung und Erhaltung dieser Dauer und Stärke nothwendig erfordert, ist gut (nämlich politisch gut) es mag nun gleichfalls an sich Lust oder Unlust hervorbringen.

Je mehr wir uns mit unserm Zustande jenem Ideal nähern, (dem Ideal mensch-

*) Glücklichkeit, nicht Glückseligkeit.

licher Glücklichkeit) deſto glücklicher ſind wir. —

Das Materielle der Glücklichkeit iſt Luſt; die Fähigkeit der Luſt und Unluſt iſt innere Empfindung. Das Materielle der Glücklichkeit iſt alſo für die innere Empfindung, oder auch für die innere Sinnlichkeit.

Aber gerade das, was die Luſt zur **Glücklichkeit machen kann**, nämlich das Politiſch-Gute, iſt gar **kein Objekt** der Sinne. (So wenig wie das Moraliſch-Gute, obgleich aus höhern Gründen.)

Für ſie iſt keine Zukunft, keine Vergangenheit, ſondern alles Gegenwart; Zukunft und Vergangenheit kann nur als Gegenwart auf ſie wirken. Die Phantaſie iſt das ſchöne Medium, in welchem ſich die innere Empfindung gegenwärtig

machen läßt, was außer diesem Medium nicht gegenwärtig ist, oder durch welches auf die innere Empfindung so gewirkt werden kann, als sonst durch die äußere gewirkt wird, ja auf eine noch stärkere Art, so daß sie oft die Einwirkung der äußern Sinne unterdrückt, und diese unter ihre Herrschaft bringt.

Die Sinnlichkeit kann auch weder vergleichen, noch urtheilen, noch schließen; die äußeren und innern Sinne führen nur die Gegenstände herbey, welche verglichen werden, über welche geurtheilt und von welchen geschlossen wird. Verstand und Vernunft allein können also die Objekte der sowohl extensiv- als intensiv-größtmöglichen Lust, nach dem Maasstabe unsrer Natur und unsres Verhältnisses zu gleichgeschaffnen Wesen, mit denen wir in gegenseitigen Einfluß stehen, bestimmen, und uns nach dieser Bestimmung Gesetze

oder vielmehr Regeln geben, über das Gute und Böſe in politiſchem Sinn.

J.

(V. 188 bis 192.)

Die unmittelbare Folge aus dem, was in der vorhergehenden Erläuterung geſagt iſt! — Obgleich alſo die Glückſeligkeit, als Materie, nur ein Zuſtand unſrer innern Empfindungen iſt, oder, obgleich wir nur mit und in der Sinnlichkeit genießen können; ſo ſoll dieſe doch, weil ſie ſelbſt weder die Gegenſtände des Genuſſes wählen, noch die beſte Weiſe desſelben beſtimmen kann, vom Verſtande und der Vernunft abhängen: dieſe müſſen Geſetze und Regeln des Genuſſes geben.

K.

(V. 204 bis 225.)

Es iſt hier die Rede vom Gewiſſen, als einem angebornen Gefühl des Gu-

ten und Böſen in moraliſcher Bedeutung. Schon aus den vorangehenden Anmerkungen muß ſich, meines Bedünkens, ergeben, daß ſo ein Gewiſſen nicht da ſeyn könne. Für die innere Sinnlichkeit (welche in dieſer Stelle des Gedichts Herz genannt wird)' giebt es nicht einmal etwas Nützliches und Schädliches, nicht einmal Glücklichkeit, ſondern nur ein Angenehmes und Unangenehmes des Augenblicks, ſo wie für den phyſiſchen Geſchmack nichts geſund noch ungeſund iſt, obgleich es für ihn etwas Wohl-'und Übelſchmeckendes giebt. (Auf dieſe Ähnlichkeit gründet ſich die Allegorie, in welcher der Verſtand und die Vernunft in der Perſon eines Arztes ſprechen.)

Noch weniger kann ſie (die Sinnlichkeit) das Moraliſch-Gute und Böſe unterſcheiden, da dieſes an ſich in gar kei-

nem Bezug auf das Angenehme und Unangenehme ſteht, ſondern über Beides hinweg geſtellt iſt. — Die politiſche Vernunft verſpricht denn doch reichen Erſatz, oder Abwendung eines gröſsern Schadens — für die Entbehrung des Augenblicks. Der Gewinn oder Verluſt, den ſie in der Ferne zeigt und womit ſie lockt oder droht, ſtellt ſich auch ohne Kunſt in der Phantaſie als gegenwärtig dar (obwohl nur ſchwach und unſicher): aber die moraliſche Vernunft an ſich verheiſst und droht der Sinnlichkeit gar nicht.*) Die Zufriedenheit und Unzufriedenheit, womit ſie allein belohnen oder beſtrafen kann, iſt die Disharmonie des Pflichtgeſetzes mit dem freyen Willen, inſofern ſolche gedacht, nicht inſofern ſie empfunden wird. Und eben, daſs ſie zum Zweck eines fröhlichen Gehorſams der Neigungen auch

*) Sie zwingt aber dieſelbe mittelſt des freyen Willens.

empfunden werde, iſt die Aufgabe der moraliſch-äſthetiſchen Kunſt.

Von Natur ſchon müßte alles Böſe — Unluſt, und alles Gute — Luſt erwecken, wenn es ein angebornes Gewiſſen gäbe, welches denn doch nur im Gefühl der Luſt und Unluſt, nicht des Guten und Böſen beſtehen würde. — Dies iſt aber nicht der Fall. Das Böſe kann alle möglichen Modificationen des Luſtgefühls, und das Gute alle möglichen Modificationen des Gefühls der Unluſt wirken.

Alles Böſe kann, von dieſer oder jener Seite gefaßt, — ſchön oder gar erhaben ſeyn, und es kommt nur auf den, ſo oder anders gebildeten, Sinn an, welche Seite zuerſt auf ihn wirken, und wie ſtark ſie wirken ſoll. Hieraus erklärt ſich die auffallende Abweichung ganzer Völker und einzelner Menſchen in dem,

was wir moraliſchen Sinn, moraliſchen Geſchmack nennen. Daher kömmt es, daß der Irokeſe ſeine Grauſamkeiten für Tapferkeit hält, daß der fanatiſche Ravaillac eine kühne aber gottesdienſtliche Handlung zu thun glaubte, da er den halbketzeriſchen Heinrich ermordete; daher iſt überhaupt die Idee eines Teufels möglich, eines Weſens, das keine Luſt kennt, als die Luſt am Böſen.

Die Furcht, die vielleicht der Teufel bey Ausführung einer teufeliſchen That empfindet, und wodurch ſeine Luſt geſchwächt wird, iſt auf keine Weiſe die Stimme eines Gewiſſens, eines Gefühls, das ſeiner Natur nach ein competenter Richter über das Gute und Böſe ſeyn kann; denn erſtlich iſt dies Gefühl durch die Nebenidee der Strafe gewirkt, und denn kann ſich eine gleiche Furcht auch bey Ausführung einer guten Handlung finden,

ſo wie ſie oft bey der böſeſten gänzlich fehlt. Mancher Spaniſche Fanatiker, der in den Schlachten gegen die zu bekehrenden Amerikaner auf dem Wahlplatz blieb, iſt vielleicht mit dem Gefühl eines Märtyrers für die Religion geſtorben, und hat, ohne an die Hölle zu denken, alle Thore des Himmels, wie der heilige Stephanus, zu ſeinem Eingang eröffnet geſehn. —

Will man demohngeachtet Gewiſſen nicht bloß das Bewußtſeyn der Pflicht (alſo kein Gefühl) ſondern auch ein mit dieſem Bewußtſeyn harmonirendes Gefühl verſtehn; ſo iſt das letzte ein Kunſtwerk, nicht ein Naturprodukt.

L.

(V. 513 bis 524.)

Die Determinirung der Sinnlichkeit zu moraliſchen Abſichten durch Hoffnung und

Furcht, oder durch das Bild des künftigen Vortheils und des künftigen Schadens ist die unsicherste, obgleich bey so viel tausend von Jugend auf verdorbnen Menschen die einzige. — Die hauptsächlichste Schwierigkeit liegt darin, daß die Phantasie selten das Bild eines Dinges, das ganz außer dem jetzt wirkenden Gegenstande liegt, oder das auf keine Weise in demselben gegenwärtig ist, blos vermittelst der Nebenideen, zu dem Grade der Lebhaftigkeit und des Interesses für die innere Empfindung bringen kann, welcher nöthig ist, das anreizende oder zurückstoßende Bild des gegenwärtigen Dinges zu verdunkeln und die Stärke einer von außen her geweckten Leidenschaft zu unterdrücken. Daher ist einem Menschen, dessen moralische Rührungsmittel blos Himmel und Hölle sind, nicht so viel zu trauen, als leider noch bis jetzt geglaubt wird, und geglaubt werden soll. (Im Jahr 1793.) —

Bey der Bildung durch Lieb' und Haß, (durch das Schöne und Häßliche) oder durch Stolz und Scham (durch das Erhabne und Niedrige unſrer ſelbſt) iſt das anders. Der Gegenſtand zieht uns ſogleich an ſich, oder ſtößt uns ſogleich von ſich zurück, als wir das Schöne und Erhabne des Moraliſchen, oder das Häßliche und Niedre des Unmoraliſchen in ihm auffaſſen. — Daher iſt (unter andern) Zucht und Keuſchheit des Weibes (auch des Mannes) bey dem Gefühl der Schamhaftigkeit unendlich ruhiger und ſelbſt gegen unwillkührliche unreine Vorſtellungen mehr geſichert, als durch alle Furcht vor den übeln Folgen des unmoraliſchen Genuſſes (z. B. künftige äußere Schande u. d. g.). —

Man mag zu moraliſcher Rettung unſrer modernen Zirkel allenfalls zugeben, daß auch ohne Schamhaftigkeit die Tu-

gend der Keuſchheit beſtehen kann (nämlich auf moraliſchen Grundſätzen) da es ſo viele Männer und Weiber giebt, die ſich der Schamhaftigkeit ſchämen, und die dennoch, auch da wo es ſcheint, als dürften ſie keine üble Folgen beſorgen, ja wo ſogar Gelegenheit und Anlockung bedeutend ſind, ihrem Fleiſch und Blut und der Welt rechtſchaffen widerſtehn. Aber den Frieden einer ſchönen Seele kennen ſie nicht; ſie leben in einem ewigen innern Streit, u. ſ. w.

Ich merke hier beiläufig an, daß ich mir bey dem häufig gebrauchten und mißbrauchten Spruch: Chriſtus hat uns erlöſet vom Joch des Geſetzes, nichts Größeres denken kann, (ob ſein Autor dieſes gedacht habe, bleibe unentſchieden) als: Chriſtus hat unſer Herz für die Geſetze Got-

tes, oder der im Namen Gottes sprechenden Vernunft, besser zu rühren gewußt, als Moses und die Propheten. Die Letzten rühren größtentheils nur durch die Erweckung einer lebhaften Furcht oder Hoffnung, (besonders durch Furcht, sie schrecken mehr vom Bösen zurück, als daß sie zum Guten hinlocken) Christus aber begeistert den Menschen für seine Lehren durch Erweckung einer lebhaften Liebe zu Gott, unter dem schönen sinnlichen Bilde eines Vaters, oder eines lebhaften Stolzes, diesem Vater ähnlich zu werden! Er gab dem Gesetz der Vernunft eine andre und bessere Art des Einflusses auf die Sinnlichkeit, und befreite diese also vom Joche jenes Gesetzes. Hierin besteht, wie mich dünkt, der unverfälschte und eigentliche Karakter unsrer Religion!

M.

(531 bis 543.)

Stolz iſt Trieb nach dem Gefühl der eignen Kraft, und dieſes Gefühl ſelbſt. Man lenke oder gewöhne dieſen Trieb ſeine größte Befriedigung in der Macht zu fühlen, die er über das Heer aller andern Triebe erhalten kann.*) Die Sinnlichkeit hat dann zwar keinen andern Beſtimmungsgrund, als den, ſich auf Koſten ihrer ſelbſt, ihrer eignen Kraft zu freuen: aber die Vernunft, obgleich ſie zu ihren Geſetzen aus ganz andern Gründen beſtimmt wird, kann ſich unter allen Trieben des Stolzes am beſten bedienen, um die Sinnlichkeit zur Executi-

*) Jeder Trieb der menſchlichen Seele kann ſo herausgehoben werden, daß man für ſeine Befriedigung alle andern Befriedigung entſagt, und alle Schmerzen, ja ſelbſt den Tod für ihn nicht fürchtet

rung ihrer Befehle unter dem Scheine der Freyheit zu zwingen. Sie ſtellt nämlich dieſem Triebe die unbedingte Befolgung ihrer Geſetze zum letzten Ziel auf, und ſo läßt uns dieſer Trieb für die Erreichung ſeines Ziels alles thun, alles leiden, und erſetzt der ganzen Sinnlichkeit in ſeiner Befriedigung, was ſie für ihn entbehren, für ihn aufopfern muß. Ein ſo gelenkter Stolz iſt dann Gefühl unſrer eignen Würde, d. i. moraliſcher Stolz.

Einem Mann, welcher (daß ich ſo ſage) ein Eingeweihter ſeines eignen Ichs iſt, werde ich keine Geheimniſſe offenbart, oder gar zu myſtiſch geſprochen haben.

N.

(V. 549 bis 557.)

In der Erhabenheit der Vorſtellung, nach dem Willen der Vernunft, nach der Überzeugung vom Böſen und Guten, alle

dagegenſtreitende Luſt und Unluſt überwunden zu haben.*) — Der zum dominirenden Triebe gebildete Stolz, genährt von jener Vorſtellung, und durch ihre Erhabenheit gerührt, hat nämlich einen doppelten Werth für uns. Er iſt erſtlich das beſte Medium, unſre Sinnlichkeit, in allen ihren tauſend Trieben, nach dem Willen der Vernunft zu lenken; — und dann ſind auch die Güter ſeiner Befriedigung in ſeiner eignen Hand, indeß die Güter des Genuſſes für alle andre Triebe vom Schickſal abhängen. Ja, wenn der Irrthum eines moraliſchen Urtheils uns hier oder da mehr entbehren ließe, als wir nach dem beſſer verſtandnen oder richtiger angewandten Geſetz der Vernunft entbehren dürften; ſo haben wir doch in ihm den reichſten Erſatz. Wir haben mit Aufopfrung gethan,

*) Dieſer Satz ſteht in unmittelbarem Zuſammenhange mit dem Text.

was wir nach unsrer Überzeugung thun sollten, und etwas Besseres, etwas Grösseres hat nie ein Mensch gethan, kann und soll er seiner Natur nach nicht thun.

O.

(V. 679 bis 699.)

Die Kindesliebe ist das Erste, worin der Mensch sein Interesse mit dem Interesse Anderer (Vater und Mutter) verbindet; dann folget Freundschaft, Ehestands- Heimats- Vaterlands-Liebe. — Hiedurch kann man der Sinnlichkeit zu Hülfe kommen, und sie vorbereiten zu der Harmonie mit jener sonst so schweren Maxime der Vernunft: betrachte dich bei deinen Handlungen nicht als Ganzes, sondern als Theil des Ganzen! *)

*) Das soll aber nicht heißen: betrachte dich nur als Mittel, nicht als Zweck.

und mit Allem, was aus diesem Gesetze heraleitet werden kann. (Doch soll diese Bildung durch Liebe der Bildung durch Stolz untergeordnet seyn.)

Der Dichter wünscht, daß Gott jedem Manne in seinem Vaterlande irgend etwas geben möge, welches er nicht, 180 Grade auf der Erdkugel weiter hinauf oder hinab, besser haben, oder doch in seinem Felleisen überall mit sich tragen könne; — und daß jedem sein ehrliches Eigenthum durch ehrliche Gesetze möge gesichert werden, — durch Gesetze, denen niemals hungert noch dürstet, denen die Kleider nicht alten, noch die Schuhe zerreißen, die in keinem Orden aufgenommen sind, und keine Seele in der Welt Schwager oder Vetter heißen. — Kurz, der Dichter bittet: Gott wolle erstlich dafür sorgen, daß die Vaterlands-Liebe, die zuerst in Anhänglichkeit an Vater und Mutter, —

Zutraulichkeit zu unsern Gespielen, die hernach unsre Nachbarn werden, — beruhigendem Gewohntseyn an früh bekannten, traulichen Örtern u. s. w. besteht, daß dieses, oder vielmehr alles, was künftig zum Nutzen einer wahren Vaterlandsliebe hieraus erwachsen würde — durch kein trostloses Isolirtseyn, keinen Ausschluß von allen Herzens-Verbindungen, noch durch Hunger und Blöße vor den Augen derer, die uns kennen, noch endlich durch die Ungerechtigkeit der vaterländischen Gesetze — mögе geschmälert werden.

Ferner aber wolle Gott auch etwas hinzuthun, und die Herzen unsrer Jünglinge früh erwärmen und begeistern durch die edlen und hohen Thaten ihrer Vorfahren, vermittelst der feierlichen und öffentlichen Achtung, welche das Volk dem Andenken an ihre Verdienste bezeugt. Dazu gehören, außer den öffentlichen Denk-

mälern, auch öffentliche Ehrenfeste, in welchen wir in der That die Griechen und Römer zum Muster nehmen sollten.

P.

V. 700 bis 728.

Unter Religion, als Objekt, (nämlich Religion des Herzens*)) versteht der Verfasser das vortreflichste Produkt der dichterischen Fähigkeiten des menschlichen Geistes, wodurch sich der Mensch über die mitempfangene Begränzung seiner Natur, über die Begränzung seines Genusses durch Moralität, und alle Schmerzen und Leiden, die daraus folgen, so gut zu trösten und zu erheben sucht, als er kann.

*) Der Unterschied zwischen Religion der bloßen Vernunft und der des Herzens ist in der Einleitung zu denen Ideen über die Gebetformeln bereits angegeben worden.

In diesem hohen Gedicht des menschlichen Herzens (der Religion) erscheint die Gottheit unter einem Analogon der Menschheit, als ein idealischer Mensch. — Dunkle Vorstellungen dieser Art liegen allem sinnlichen Gottesdienst zum Grunde, auch dem edelsten. — Die All-Liebe ist ein herzliches Antheilnehmen; die Allgegenwart ist ein allgegenwärtiges Sehen und Hören; die Allmacht ein Ausgang des Herrscherworts an die Natur und das Schicksal! u. d. g.

Was die moralisch-ästhetische Kritik (als welcher dieses Gedicht der Menschheit sich unterwerfen muß) von der Religion des Herzens mit Recht verlangen kann, ist nicht etwa die Aufhebung dieser mystischen sinnlichen Vorstellungen, sondern nur ihre Verfeinerung, Ausbildung und Veredlung. Es muß hiebei die Voll-

kommenheit der Kunſt zum Mittel, und der beſtmögliche Einfluß auf die moraliſche Bildung der Sinnlichkeit zum Zweck genommen werden; und dann iſt, z. B. die menſchliche Vorſtellung von Gott, unter dem Bilde eines Vaters, weit erbaulicher, als die, unter dem Bilde eines Königs, ſo wie, in einer andern Rückſicht, der wohleingerichtete, obgleich despotiſche, Himmel der Iſraeliten dem ungeordneten und verworrenen, obgleich republikaniſchen Olymp der Griechen weit vorzuziehen iſt. *) Aber, bei allen Rüh-

*) Der Begriff von einem überſinnlichen Gott kann ſchlechterdings keinen Einfluß auf unſre Sinnlichkeit haben; wir können durch dieſen abſtrakten Begriff nicht gerührt werden. Wenn Schiller nur hier in ſeinen berühmten Göttern Griechenlands ſagen wollte, ſo hat er allerdings Recht.

rungen, auch der beſten Religion, muß unſre Phantaſie, und unſer Herz ſo trunken werden, daß wir vergeſſen, daß unſre

Sonſt aber (und dies wäre gegen jenes Gedicht, nicht als lyriſches, ſondern als didaktiſches, ſo wie gegen das Schöne und Gute in der ganzen Vorſtellung der griechiſchen Götterſchaft einzuwenden, oder doch zu erinnern) ſonſt, dünkt mich, — gleicht jenes Götterweſen einem großen engliſchen Tanze von mächtig vielen Perſonen, großen und kleinen unter einander, — deſſen ganzes Gemälde vom Auge des Zuſchauers nicht umfaßt werden kann — (theils, weil das Ganze, im Verhältniß ſeiner kleinen Eintheilungen, zu groß iſt, theils, weil die Bewegungen und Touren ſich zu ſehr in einander winden) wo alſo das Ganze ein buntes Schattenſpiel iſt, und nur einzelne Gruppen ein ſchönes Bild geben können.

Der ganze Götterſtaat der griechiſchen Religion macht weder ein gutes po-

Vernunft jene sinnliche Vorstellungen von Gott, aus moralischen Absichten, nur permittirt hat, ohne sie deswegen selbst für wahr zu halten und anzunehmen. —

Die Theologie aber (d. i. Dogmatik der Religion)*) gleicht jetzt, — wie mich dünkt, — einem hölzernen Baugerüste, welches man an einem hohen, alten, zerbrechlichen Kirchthurm mühsam hinaufführt, — nicht, wie es in der Ferne

* litisches, noch ein schönes ästhetisches Ganze.

Bei einigen einzelnen Vorstellungen, Bildern und Geschichten dieser Mythologie gilt freilich das Gegentheil. Übrigens aber ist dieselbe nur eine gute Neutralitätskammer der Phantasie und des Witzes.

Die Religion, insofern sie Dichtung oder Religion des Herzens ist, leidet kein todtes System. Unserer Dogmatik ist es daher nicht besser gegangen, wie unsern systematischsein wollenden Mythologien. — Was eine schöne Dichtung war, wird eine ungereimte Philosophie. —

ſcheinen mag, um den Thurm zu ſtützen, oder ihn zu repariren, ſondern um ihn deſto bequemer abzutragen.

Es geht das Gerede, daß der ehrliche alte Thurm ſchon ein gut Stück tiefer abgetragen ſey, als man nach der jetzigen Höhe des Gerüſtes vermuthen ſollte, und daß die erwerbſamen Arbeiter alle Tage hinaufſteigen, nur um das Gerüſt zu fegen und zu kehren, — — aber die Allg. Litteratur-Zeitung hat noch bis jetzt, alles Nachfragens ungeachtet, die Wahrheit nicht herausbringen können.

Q.

Dieſes ganze Gedicht, mit allen ſeinen Erläuterungen, übergeb' ich hiemit nicht ſo wohl der Beurtheilung des Dichters, als vielmehr der Prüfung des philoſophiſchen Erziehers. Wenn das, was ich hier im Allgemeinen über die Bildung der Sinnlichkeit zu moraliſchen Zwecken, oder über die freie Abhängigkeit derſelben vom Willen der Vernunft geſagt habe, Wahrheit

iſt: ſo würde ſich daraus manche fruchtbare Anwendung auf die Erziehung machen laſſen. Ich werde vielleicht dieſe Anwendung in einem der folgenden Bändchen dieſer Sammlung mittheilen.

Hätten beym erſten Durchleſen die häufigen Anmerkungen die Aufmerkſamkeit des Leſers zu ſehr getheilt, und ließe ſich daher über den Werth des Ganzen, beſonders des Plans, ohne welchen alle einzelnen Gedanken theils den Schein des Unwahren haben, theils wirklich unwahr ſind — kein richtiges Urtheil fällen; ſo wünſch ich, daß man beim einmaligen Durchleſen nicht ſtehen bleibe, ſo wie ich überhaupt wünſchen muß, daß der größte Theil dieſes Büchelchen von niemanden als eine Unterhaltung in müßigen Stunden möge angeſehen werden. Mein Zweck könnte nur dann erreicht werden, wenn der Leſer, indem er dieſe Blätter lieſt, ſich für beſchäftigt hält.

VI.

Miszellanea,

worin auch

Data und Fragmente zu und von Abhandlungen.

(Ein ſtehender Artikel in dieſen Sammlungen.

I.

Im Jahr 1797.

Nothgedrungnes Publikandum, Manifest und Mandat,

oder

Feindes-Declaration

gegen

das Neufränkische Volk,

in Betref

der Gültigkeit eines sinnreichen Beywerks, welches der Verfasser in dem Gedicht: über moralisch-ästhetische Bildung, Vers 320, der gedachten Nation zu ertheilen und anzubinden für gut und löblich befunden hat, indem Er Sie nämlich

die allbequemenden Franzosen

nennt.

Wir können nicht unterlaſſen, hier unſerm herzlichen und gerechten Ärger über die Neufranken Luft zu machen. Sie haben ſeit dem erſten Entſtehen jenes unſers Preiswürdigen und wohleingerichteten Gedichts,*) ſich unterfangen, ihren vormaligen, geliebten und handlichen Nationalkarakter ſo ins Heroiſche und Widerſpenſtige umzuſchaffen, daß wir uns väterlich verpflichtet halten, für unſern obgewählten Ausdruck und deſſen fernere

*) Nämlich des Gedichts über moraliſch-äſthetiſche Bildung, welches ſchon vor mehr als zweymal fünf Jahren entworfen war.

Gültigkeit, Hohe Beſorgniß und Bangigkeit zu hegen, zu bewegen und nach gerade auch zu äußern. — — Wenn uns eine Armee zu Gebot ſtünde, ſo würden Wir, zur Vertheidigung Unſrer guten Verſe, als von welchen Wir nicht nur unumſchränkter Regent, ſondern wahrhaftiger Vater und Schöpfer ſind, Uns gedrungen fühlen, der Neufränkiſchen Nation ihr himmelſchreiendes Unrecht mit dem Schwerte zu beweiſen, bis Wir durch die kräftige Art unſers Beweiſes Alle Diejenigen hinwegaethan hätten, welche Uns Beweiſe abzufordern Willens ſeyn könnten. Immaßen Wir, auch ohne Beweis, das alte, von den Göttern ſelbſt geerbte Recht des poetiſchen Verdrehens und Lügens vor Uns haben, und kein wahrer Dichter, der ſeine göttliche Würde kennt und reſpectirt, verlangen wird, daß Wir wegen den heroiſchen Grillen der Gott- und König-läſternden Franzöſiſchen Nation Unſer ein-

mal zum Druck fertiges Gedicht umwerfen, oder auch nur ein einziges Wort in demselben so behandeln sollen, wie die mehr gedachten Rebellen — das, nebst dem Namen Gottes, wichtigste Wort ihrer Sprache ohnlängst zu behandeln sich erfrecht haben. Jetzt freilich, da Wir aus bewegenden Ursachen für unser Recht keine Soldaten halten wollen, schutten Wir Unsern gerechten Eifer in die neuen Landes-Pest-Gebete gegen die politischen Ketzer, und beyher in dieses Publikandum, in welchem schon der gemäßigte Ausdruck und der bedächtige Styl für die gute Sache spricht. Dieser Meinung sind ganz gewis alle unsre Brüder im Apoll, die jemals in ihren Liedern, Oden und Bardengesängen den Sklavenstaat und Sklavensinn der Franzosen dem Teutschen beharrlichen Muth und Freiheitsgeiste zum ehrenvollen Kontraste dienen liessen. — Sollen denn diese wichtigen Poesien durch die Franzö-

ſche Revolution ihr Leben, ihre Wahrheit, ihr Intereſſe einbüßen? Sollen ſie als Makulatur vernichtet, oder auch nur umgeſchmelzen werden, gleich den von der Franzöſiſchen Neuerungsſucht bedrohten Regierungsformen Europa's? — Zwar iſt dem Teutſchen anſonſten nachzurühmen, daß er fleißig korrigire und altflicke, aber es müſſen nur Kleinigkeiten ſeyn, und nicht Sachen, wie eine antike Regierung, oder ein modernes Gedicht! —

Gottlob! der Teutſche ficht nicht allein für ſeine Könige, er ſtreitet auch für die Unſterblichkeit ſeiner Dichter. Er würde den Franzoſen ihre Freiheit gönnen, aber er iſt daran gewöhnt, ſie für Knechte zu halten; dieſe Rolle ſcheint für ſie geſchaffen zu ſeyn! — Aufrichtig: Wir wollen den Schatten im Gemälde nicht verlieren, — und, was das wichtigſte iſt, Wir wollen diesmal nicht

korrigiren!*) — — Getroſt, lieben Brüder im Apoll, die jetzige Revolution wird die Franzoſen, die ſeit einiger Zeit eine ſo ernſthafte Miene angenommen haben, bald wieder lächerlich machen. Wir fordern euch daher zu keinem freiwilligen Contingent auf, um eine kombinirte Armee der Teutſchen Dichter, von irgend einem Bardenſänger angeführt, ins Feld zu ſtellen. Behaltet euer Geld (wofern ihr welches habt) und kauft euch dafür den Rheinwein, der einſt auf den Bergen der Schlacht vom Blute der Franken ſich nähren wird! Dann aber Ihr Lieben und Liebden, wann es jenſeit des Rheins wieder ſeyn wird, wie es war, und unſer auf dem Titel genanntes dichteriſches Beywort gerettet iſt, dann wollen wir beym klingenden Pokal den Voſſiſchen Freiheitsgeſang anſtimmen, und die Gal-

*) Nämlich und beſonders, der Verfaſſer.

liſchen Kinder und Knechte in unſern Dithyramben großherzig verſpotten.

Anbey können Wir unſern Beyfall und unſer lebhaftes Wohlgefallen nicht verbergen, welches Wir immer empfinden, wenn Wir hören oder leſen, wie die kombinirten Mächte in ihren Unternehmungen gegen das Frankenvolk ſo rühmliche Fortſchritte machen. Der Dichter E . . *) welcher ohnlängſt die Berliner Zeitung mit ein paar Epigrammen auf die Frankreicher bechrte, wo die Einfalt, das Pöbelhafte, der Aberwitz und die Bosheit der Schlechteſten dieſer Nation von der Teutſchen Muſe ſehr glücklich und bis zum Verwechſeln nachgeahmt ſind, iſt Uns leider mit

*) Herr Dichter Edhard. S. Berlinſche Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen. Nr. 28. Dienſtag den 5. März, 1793.

der Ankündigung patriotischer Kriegeslieder zum Verbrauch der Preußisch-Österreichischen Heere am Rhein zuvorgekommen. Ach, wie viel Poetisches, wie viel Rührendes läßt sich in solchen Liedern nicht sagen; wie sehr kann man darin das Glück seines eigenen Vaterlandes und die Verdienste seines Königes rühmen; auf welche anständig-populäre und höchst erhaben-niedrige Art kann man die feindliche Nation schelten, verspotten und schimpfen; indem man den Musketier im Dichter repräsentirt. Diese Gelegenheit, unser dichterisches Talent berühmt werden zu lassen, und unsern Namen im Munde der Sangreichen Teutschen Armeen zu verewigen, ist Uns freilich genommen, da Wir es für eine Unmöglichkeit ansehn (zwar nicht besser zu dichten, aber doch) nachdrücklicher zu schimpfen, als vorbelobter Berlinischer Zeitungspoet.

Sollten indeß, wenn ſich etwa die Ruſſiſchen Heere an die Ufer des Rheins wagen, auch einige Banden von Koſaken gegen die Franzoſen losgekoppelt und angehetzt werden; ſo werden Wir alsdenn nicht unterlaſſen, Kriegshymnen für patriotiſche Koſaken herauszugeben, und das Honorarium als Kriegsbeiſteuer franko nach Regensburg zu ſenden.

Wir von Apollos Gnaden, der Regent und
(L. S.) Selbſtherrſcher über mehr erwähntes Gedicht.

Gegeben im Lande der geſetzmäßigſten Monarchie, im Lande der wahren und auf die kräftigſte Art geſicherten Freiheit; in einem Staate, wo vordem nur das Volk, jetzt auch, (o glückliche Har-

meine) selbst der Vater des Landes die Projekte und den Übermuth einer Nation haßt, die von jeher nur da liebenswürdig zu nennen war, wo sie sich bequemen mußte.

Zu Ende des ersten Jahres der gebändigten Neufranken, d. i. im Jahr Christi 1793.

II.

Die Fränkiſchen Kunſtentführungen aus Italien.

Der Karakter der Franzoſen war und bleibt poetiſche Proſa, und zwar nicht etwa verslose Poeſie, ſondern umgekehrte Proſa in Verſen und Reimen. —

Nicht mit dem hohen und andächtigen Blick des Genies, ſondern mit den kleinen Schacher-Augen eines Kunſthändlers, begrüßten ſie die Kunſt-Werke Italiens. — Nicht die Exiſtenz des Schönen, nicht das

friedliche und heilige Beschauen desselben erfreute sie: nein, sie mußten es *besitzen*, *heyrathen*, oder doch als Maitresse *beschlafen*, und deshalb *entführen*.

Frankreich hat jetzt aus der freyen Welt des Kunstschönen, wie die Sultane aus der des Naturschönen, einen engen Harem gebildet, zwar nicht für Sultane, sondern größtentheils für Verschnittne. Auf diesen Umarmungen laßet der Fluch der Unfruchtbarkeit! — Aber auch der Unverschnittne fühlt sich ermüdet. Die Menge des Schönen aller Art, das ihn umringt und beengt, ist vielleicht seinen gierigen Wünschen, nicht seiner Kraft angemessen. Er *buhlt* mit Jedem und Allem, aber es fehlt ihm an Raum und Zeit, um auf diesem Jahrmarkt der Kunst zu *lieben*. — Man liebt nur, was uns *einzeln* und *einsam* interessirt, und umfängt es *nur dann mit Segen*,

wenn man es einzeln und einſam mit ſtiller, ungeſchwächter und unpraleriſcher Kraft umarmt.

In Italien war das Kunſtſchöne eine Menge liebenswürdiger Mädchen, die man aber nicht in der Menge zu ſeinen Dienſten verſammelt und bereit fand. — Jedes Mädchen lebte für ſich allein. Es befand ſich im älterlichen Hauſe, oder im Familienkreiſe vormaliger Freundſchaft, hie und da auch unter romantiſcher Obhut alter Tanten. Der Künſtler machte ſeinen Liebesantrag im Stillen, im Geheimen, und hatte eine Zeit lang nur Eine einzige Geliebte, — eſt wurde ſie die ewige Vermählte ſeines Geiſtes! —

Du aber, caciſtiſches Paris, haſt, gleich einer Kuplerin, alle dieſe ſchönen und geiſtreichen Geſtalten verſammelt und eingeſchlen in dein altes öffentliches Bor-

dell, zur Bequemlichkeit der Liederlichen und der Wüstlinge in der Kunst.

Wahrlich du liebst sie nicht, die ihren Eltern und Freunden gestohlne Mädchen. Du liebst aber die besuchenden Wüstlinge um der Konsumtion willen. Denn du weißt aus alter Erfahrung, daß Speis' und Trank in einem leidlich feinen Bordell zehenmal höher bezahlt werden, als in einer ordinairen Schenke, wo man nichts hat, als — viel Lärm!

III.

Ecce homo!

Die Offenbahrung,

d. i. Erklärung des Titelkupfers.

Und siehe, ich sah ein Thier wunderſamer Gestalt!

Es ging auf vier Füßen, und sein Leib war gleich dem Leibe eines Esels, aber oben formt' es sich in zwey Gestalten. — Ein Eselshaupt mit Zaum und Gebiß beug sich hinab zu den Disteln links am Wege,

und eine Engelsfaust mit Fliegeln und Armen schaute rechts hinauf zu dem Mond und den Sternen, und betrachtete den Himmel durch einen Tubus.

Und beide Gestalten waren Eins!

Aber der Zügel, der in der linken Hand der Engelsgestalt lag, ließ nach, also daß des Esels Maul die Disteln brechen konnte, und die rechte Hand hob sich höher mit dem Tubus, indem die linke sank.

Und beide Gestalten waren Eins, aber im Widerstreit.

Denn es strebten die Flügel an den Schultern des Engels gewaltig, und schlugen die Luft, als wollten sie hinauf, — und die Knie des Esels beugten sich der Erde zu, und sein Hals streckte sich gegen den Boden, und sein Maul zerrte am Zügel

Und ſiehe, aus einem Diſtelthal in der Nähe erhoben ſich Eſels-Häupter und ſchrieen:

„Bruder, zerreiße den Zügel
„und komm' herab!“

Und aus den Wolken ſchauten geflügelte Engels-Köpfe und riefen:

„Mache dich frey, lieber Bru-
„der, und wage den Fittig in
„den Aether!“

Aber beide Geſtalten blieben Eins, und es fehlten dem Thiere die Flügel, und dem Engel die Beine, und der Widerſtreit blieb! —

Da rief eine freundliche Stimme durch die Luft (und ein ſanftſtrahlender Schein bezeichnete ihren Weg vom Himmel hinab):

„Trennet euch nicht, quälet euch nicht,
„bleibet beyſammen noch eine Zeit! —
„Mag das Thier ſich weiden an den
„Diſteln zu den Seiten des Weges,
„und der Engel an den Sternen über
„ihm. Aber die Diſtel, wie der
„Stern, leite nicht ab, weder rechts
„noch links von der Straße, die vor
„euch gezeichnet iſt, welche Straße
„führet zum heiligen Lande
„der Verwandlung!“

„Vernimm es, du Widerſtreit in
„Einem Weſen, du Diſteln- und du
„Sternen-Freund, — es iſt die Zeit
„der Verzaubrung, in der du jetzo da
„hingehſt: — denn du wurdeſt ge-
„ſchaffen kein Engel und kein Thier, —
„kein Mittelding zwiſchen Beiden, und

„kein zänkiſches Geſpann von Beiden:
„ſondern ein ſchöner vollendeter Menſch,
„ein harmoniſcher Verein der phiſiſchen
„und moraliſchen Welt, der Natur
„und der Freiheit.“

„Und deine harmoniſche Geſtalt wird
„wiederkommen, und der Friede in dei-
„nem Innern wiederkehren, wenn du
„getreu bleibſt dem Wege, der vor dir
„gezeichnet iſt: denn er führt
„zum heiligen Lande der Ent-
„zaubrung!“

Räthsel.

1.) Man lernt allhier ein Gewehr abfeuern, ohne zu zielen, und ohne zu wissen, was man treffen wird. Die Augen werden nämlich verbunden, und ein Fremder führt dem Schützen die Hand. Das soll aber eine feine Übung seyn im Zielen und Treffen, eine rechte Schützen Übung. — — Denn, — es ist die Aufgabe, das Rechte zu treffen, ja das Rechte! nämlich, was die Andern meynen! — Auch soll man darnach, wenn das Tuch abgebunden wird, schon gewahr werden, was man getroffen hat. — Die Luft immer! — —

2.) Nein! — Dies Bild beſteht nicht vor der Wahrheit! — Wir ſind Muſiker, die eine Kompoſition auf einen Text fertigen ſollen, der in unbekannter Sprache geſchrieben iſt. Man ſagt uns jedoch, daß der Text ein gar moraliſches Gedicht ſey, eine Hymne auf die Tugend, — nicht etwa ein Trink- oder Liebeslied. — So viel iſt genung! — Wohlan, liebe Brüder und Mit-Komponiſten, laßt uns komponiren das gute Lied, und laßt es uns ſingen, obwohl wir's nicht verſtehn, und laßt uns ein herzliches Geſicht dazu machen, und jeden Ton mit Feuer und Nachdruck deklamiren und be-geberden! — Wir haben ja den Glauben, daß Alles wohl paſſen werde. Auf Erden weiß es doch niemand; Gott allein weiß es! —

V.

Unſchuld.

1.

Es giebt eine Unſchuld des Herzens und eine Unſchuld der Vernunft. Die erſte iſt ſchön, die andre erhaben.

Jene beſteht in einer ungeſuchten, unerkünſtelten Harmonie unſrer Neigungen, in einem ungeſtörten, noch nie angefochtnen Frieden der Seele. Wir lieben das Gute wie einen Geſpielen, der mit uns erwachſen iſt; wir leben vertraut mit ihm,

und wiſſen nicht anzugeben, wann oder wie wir ſeine Bekanntſchaft machten: es iſt uns nie fremde geweſen. — Unſre Pflichten gehören noch zu unſrer Natur; es kömmt uns vor, als müßte der Menſch von ſeinem Herzen ſcheiden, wenn er vom Guten ſcheiden wollte.

Die Unſchuld der Vernunft iſt das ruhige Herrſchen derſelben über rebelliſchgeſinnte, oder doch zur Rebellion aufgelegte Neigungen und Triebe, wann freilich ſchon die Unſchuld des Herzens verloren iſt! — Es iſt die ruhige und doch kräftige Stimme des Gewiſſens, wovor jedes andre Gefühl, jede Stimme der Sinnlichkeit, wenn gleich mit heimlichen Ärger und Widerwillen, doch ohne lauten Trotz verſtummt. —

Bey der Unſchuld der Vernunft frägt man nicht: wie etwa die Sinnlich-

keit, gleichsam als Kind, zum Gehorsam gegen die Vernunft, als eine Mutter, mild und zärtlich, allenfalls durch Geschenke und Versprechungen, durch hundert pädagogische Künsteleien erzogen und gebildet werden können; — vielmehr wird das ganze widerstrebende Heer der Neigungen und Triebe, als eine Dienerschaft, zum resignirenden Gehorsam bloß durch die stille Majestät ihrer Herrschaft gezwungen. — Gezwungen, doch so, daß dieser Zwang keinen lauten Zwist, keinen Tumult im Hause verursacht.

Die Sinnlichkeit gehorcht, weil sie daran gewöhnt ist, die Vernunft (oder das Gewissen) für ihre angeschaffne und rechtmäßige Gebieterin anzusehn.

Die Unſchuld des Herzens, oder wenigſtens ihre Blumenſpurzn, trift man gewöhnlich nur auf den Pfaden der Kindheit. Zuweilen wohnt ſie noch im Herzen einer Jungfrau, ſelten im Herzen eines Weibes. Nie aber geht ſie auf Reiſen mit dem weltumforſchenden Jüngling, noch vermählt ſie ſich wieder mit dem weltkundigen Mann. — — Aber die Unſchuld der Vernunft kann uns Alle (Mann und Weib, Greis und Greiſin) begleiten bis ans Grab, und jenſeit desſelben mit uns vor den Richter treten! — —

Der Gegenſatz von Beiden (der Unſchuld ſowohl des Herzens, als der Vernunft) iſt affektirte Sittlichkeit, Tugend als Scheinwerk der Künſtelei (nicht der Kunſt). —

Die Pädagogen raiſoniren zu viel mit den Kindern, und hie und da vernünſtelt

die Vernunft zu viel mit der Sinnlichkeit. —

Der Gedanke: Bildung der Sinnlichkeit durch Sinnlichkeit zur moraliſch-äſthetiſchen Vollendung des Menſchen, iſt als Kritik ſehr gut, aber er iſt gefährlich als Theorie! — Er mag erklären, wie eine republikaniſche Harmonie des innern Menſchen möglich iſt, und bey einzelnen Subjekten zum Theil wirklich war: aber wenn er hieraus zugleich Mittel, Maximen, Regeln, Kunſtgriffe folgert, die zu allmähliger Bewirkung jener Harmonie angewandt werden ſollen; ſo ſteht zu beſorgen, daß die Meiſten dieſer Künſtler an ſich ſelbſt — den Ungehorſam der Neigungen gegen die Vernunft ſo lange nachſichtig und verzeihend hingehen laſſen möchten, bis ihnen das aufgegebene Kunſtſtück geglückt ſeyn wird.

In den friedlichen Mittelſtänden entdecken wir noch ſo manche verborgne Familie, wo die Vernunft mit dem Herzen in Lieb' und Frieden lebt. Auch dies iſt eine Wirkung äſthetiſcher Bildung, aber ohne Künſtelei. Eine glückliche Lage, ſchöne Verhältniſſe, Lieb' und Glaube und aufrichtige, herzliche Religionsübung brachten dieſen Frieden hervor, dem aber der ſtrenge Gehorſam der Neigungen vorangegangen war. Jene Lage, Verhältniſſe u. d. g. waren die unbeſtellten, ungebaueten moraliſch-äſthetiſchen Künſtler. —

Die moraliſche Verfaſſung eines Mannes, der über die Möglichkeit der Moralität (wie man bey dem radikalen Übel und den Geſetzwidrigen Neigungen und Trieben, dennoch ein moraliſch-geſinnter Menſch werden und bleiben kann) wenig oder gar nicht philoſophirt hat, iſt Mo-

narchie der Vernunft! — Das gute Gewiſſen regiert in aller Unbefangenheit, es zweifelt ſelbſt nicht an ſeiner angebornen unbedingten Oberherrſchaft, und ſo zweifelt auch die Dienerſchaft nicht daran.

Nur in und während dieſer Monarchie läßt ſich der Gehorſam der Neigungen zu Lieb' und Frieden ausbilden. Die Monarchie geht dann langſam und ohne alle Gefahr in Republik über, und ein Analogon der Herzensunſchuld, ein Nach- und Abbild des Paradieſes iſt zu hoffen! —

2.

Die Unſchuld des Herzens iſt ein Blumenthal, ganz vom milden Lichte der Frühlingsſonne überfloſſen. — Die Unſchuld der Vernunft iſt ein Felſen, deſſen Haupt der reine Himmel um-

ſtrahlt, wenn auch um ſeinen Fuß Dunſt und Nebel ſich geſammelt haben, und es im Thale regnet. —

3.

Wir lieben das Schöne; ſeine Wirkung iſt erquickend für Leib und Seele. — Nur jede Spur von der Abſichtlichkeit dieſer Wirkung iſt uns verhaßt. —

Dieſe Spur (auch die leiſeſte) iſt ein ſchwarzer Strich durch das ganze lichte Gemälde, nicht etwa für den Verſtand, auch nicht für die Phantaſie, — aber fürs Herz!

Es giebt eine kokette Schönheit. Man findet ſie häufig in den Produkten der ſchönen Künſte (es giebt kokette Gärten, kokette Gedichte, kokette Muſiken, Gemählde, Gebäude) und mehr als oft in den lebendigen Werken der Zierkunſt, die uns auf

Promenaden und Bällen und in hundert festlichen Gesellschaften umschweben. Auch viele Karaktere und Seelen, die man schön nennt, haben sich schön machen wollen, um zu gefallen. Die Spur der Absicht erscheint in leichten Schrammen des feinen Gebildes, wie die Spur eines ausgeglittenen Meisels. Es sind kokette Seelen der feinsten Art.

Natur und reine Liebe müssen **das Schöne vollenden und erhalten,** wenn es geliebt werden soll; — anders kann man nur Buhlerei damit treiben, wie selbst mancher Ehemann mit seiner Gattin.

Wird einst, wie wir hoffen müssen, und der Möglichkeit nach wünschen dürfen, — wird einst die moralische schöne Natur durch Kunst wieder hergestellt, so ist zwar das Ideal

des Kopfs erreicht, aber das Herz, das in diesem Busen schlägt (wenn es kein andres wird) vermißt die Unschuld! —

Stand der Unschuld, du innerer Friede ohne Kampf, du Sieg ohne Schlacht, o du Leben der Kinder Arkadiens (dort, wo auch ich geboren bin, aber nicht, daß ich es weiß, gelebt habe:) o wie verschwindet alles Große und Erhabene der triumphirenden Absicht, der Pflicht, die auf den Trümmern der Neigung steht, oder der Tugend, welche eine Harmonie ist, angestimmt von den Händen der Kunst auf dem doppelten Saitenspiel der Sinnlichkeit und der Vernunft, — — o wie verschwindet das Alles vor Dir, Tochter der unverfälschten Natur, Dir, o Schönheit, der ungestöhrten, friedlichen, jungfräulichen Seele! —

Dir wein' ich nach an meines Weibes Aſchenkruge, Dir, daß Du in den Frühlingsſtürmen des Lebens und unter ſeinem wechſelnden Himmel Deine holdſelige Blüthe bewahren kannſt, und dennoch — dennoch ſterblich biſt! — ſterblich in dem Stamm und den Zweigen, wenn ſie das Beil des Todes trift! —

VII.

Erſte Nachleſe
der zerſtreuten Blätter

von

Maria Munch.

I.

Als über das häusliche und eheliche Leben eines Fürsten in schweigendem Bezug auf die Familie des Kronprinzen von Preußen *) Mancherley geschrieben und in verschiednen Journalen zu lesen war. **)

1796.

1.

Gott erhalt' und segne den Kronprinzen und seine gute Frau! Sie sind uns nöthig!

*) des jetzigen Königs.

Der Herausgeber.

**) Unter andern in den Friedens-Präliminarien, und in der Deutschen Monatschrift.

D. H.

Es hat ein groſſer Krieges- und Geſchäfts-Mann auf dem Thron geſeſſen, aber immer wie unterm kalten Zelt im Kriegeslager, ewig und einzig umgeben von Männern, von Wehr und Waffen und Unruh. Er lebte ein kaltes Männer-Leben, eine Kampagne auch auſſer dem Kriege! — Nur ſcharfer Witz machte lächeln, nur ein männlicher Verſtand, allezeit in Reih und Glied, gerad und bewafnet, wurde geſchätzt, und die Stimme der Lieb' und Zärtlichkeit klang blos — aus einer Flöte. Der hohe Geiſt des eiſernen Mannes fand ſich nicht zurecht in den leiſern Bedürfniſſen des menſchlichen Herzens.

Darnach iſt der Thron ein Sopha geworden mit Stahlfedern und weichen Kiſſen, und Roſenfächel und Weihwedel bewegen die ſchwüle Luft, voll von ſchweren ſüſſen Liliendüften. —

Es ſoll aber die Zeit kommen, wo die eheliche Liebe auf zwey Stühlen ſitzen wird unter dem Thronhimmel, und der Pallaſt wird ein freundliches Haus ſeyn unter Palmen, mit einem lieblichen Garten.

Herr Huber*) und andre Philoſophen meynen zwar (wie ichs verſtehe): Ein rechter Fürſt dürfe für bürgerliches Haus- und Ehe-Glück keinen feinen Sinn haben, ſondern ſolle von Amtswegen ein bloßer reiner Fürſt ſeyn, ein bloßes Amt, vorgeſtellt und abgezeichnet in einer lebendigen Perſon. Ich kann dies aber nicht begreifen, wenn ich es auch verſtehe.

*) Zu den Friedens-Präliminarien, im Jahrgang 95 oder 96. — Die Meinung des Herrn Huber in dem hier verſtandnen Aufſatz iſt wohl nicht ganz ſo ſtreng und unbedingt, als die Verfaſſerin ſie aufgefaßt hat.

d. H.

Kein Mensch kann durch und durch sein Amt werden, und weiter nichts; und ein Fürst und eine Fürstin sind immer auch noch etwas Anders, als Fürst und Fürstin. Das Beste unter allem möglichen Andern (etwa Jäger, Fischer, Exerzirmeister, Knopfmacher, Schlosser, oder auch idealische Schauspielerin, lebendige, idealisch-bekleidete Bildsäule, Moden-Büste und Moden-Statü, Sängerin, Tänzerin u. d. g.) *) ist denn doch wohl, daß sie auch Mann und Weib, Vater und Mutter, Hausherr und Hausfrau seyn. Soll ihnen dies aber genügen, so müssen sie lieben und geliebt werden, sie müssen ein häusliches und ehliches Leben führen, und gar wohl einen feinen Sinn haben für das Schöne, Gute und Glückliche dieses Lebens.

*) Eine erläuternde Parenthese vom Herausgeber.

Der Mensch in uns geht wohl überall, und wirkt überall mit. Unter dem Feyerkleide des Amts schlägt dasselbe Herz, was im Hauskleide schlägt. Im Nationalkonvent, im Direktorium und auf dem Thron sitzt (dünkt mich) der Mensch, der von Hause dahin gegangen ist. — Wenn dieser Mensch nicht ohne Amt gut ist; so macht ihn wohl das Amt nicht dazu. Der gute Mensch aber hat die Bedürfnisse eines guten Menschen, und man muß sie ihm nicht, um eines hohen Postens willen, als niedrig und unziemend wegphilosophiren wollen. Es steht dabey immer der gute Mensch auf dem Spiel.

2.

Unsre Nation wurde von einem männlichen Geist erschüttert, darnach ist ein

weiblicher gekommen; — aber die Harmonie zwiſchen beiden iſt noch zu hoffen.

Der Verſtand wurde gebildet, die Sinnlichkeit iſt aufgeweckt! Ganz recht, mein Freund, nun bedarf es noch beides*) Friedens zwiſchen beiden.

3.

Wenn es der guten Frau, der Kronprinzeſſin, nicht unangenehm ſeyn müßte, ſo wär' es für die Frauen des Landes, beſonders die vornehmen, gar gut und heilſam, daß ein treflicher Mahler die fürſtliche Mutter und Hausfrau in den edeln Beſchäftigungen, Scenen und Grouppen abbildete, wo ſie Beides mit Herz und

*) Anſpielung auf Ausdrücke und Meinungen des Herausgebers, die der Leſer dieſes Buchs ſchon durch die vorhergehenden Aufſätze kennen wird.

Seele als Hauptperſon darſtellt. — Der Anblick ſolcher Madonnenbilder würde die trägen und blöden Gemüther erwecken und begeiſtern, und manchem vornehmen verehelichten Wittwer ſeine Haus- und Ehe-Frau, und manchem vornehmen verwaiſten Kinde ſeine rechte Mutter wiedergeben.

II.

Allerhand Bemerkungen.

1.

Es mag wohl mit zu den (nothwendigen) Wunderlichkeiten unsrer Welt gehören, daß man zur Pflege, Wartung, Erziehung und Bildung unsrer Kinder — Kinderfrauen und Hofmeister bestellen.

So viel ist wahr, und ich selbst empfind' es sehr wohl, daß eine recht gute Kinderwärterin die Sorgen der Mutter vermindern und ihre Freude vermehren kann.

Aber was iſt eine recht gute Kinderfrau? Außer Allem, was ſie wiſſen und verſtehn muß, bedörfen wir auch, daß ſie uns und die Kinder wahrhaft liebe.

Ein rechtſchafner und verſtändiger Hofmeiſter thut vielleicht ſeine Pflicht aus dem, was man Prinzip nennt, ohne Liebe zu den Eltern noch zu den Zöglingen, wenn er bey Beiden keine Spur von Gegenliebe antrift. — Aber eine Kinderfrau weis nichts von Prinzipien, auch ſind ihre Beſchwerden und Aufopferungen gröſſer.

Wir bedenken dies ſo wenig! Wir zeigen ſo wenig eine dankbare Liebe gegen dieſe dem Wohl unſrer Kinder doch ſo wichtige Perſon; wir wollen Alles mit Geld gut machen, und verlangen Dienſte der Liebe für bloße Nahrung des Eigennutzes. —

Eine brave Kinderwärterin, besonders bey weiblichen Kindern zwischen zwey und drey Jahren, kann der Familie ein Segen werden auf die spätesten Zeiten. Man soll sie in ihrem Beruf achten und lieben, auch nicht ansehn, sie freundlich zu rühmen, und nicht alles Gute, Verständige und Artige des lieben Kindes als ein von den werthen Eltern schon angebornes Genie preisen.

Das Kind lernt früh, und wird früh gebildet, eh' es sagen kann, **was es lernt,** oder wie es gebildet wird. Ehe der Halm emporsteigt, war das Samkorn gesäet, und keimte im Verborgnen.

2.

Kannst und magst du deine Kinderwärterin weder achten noch lieben; so mußt du auch keine halten, oder sie muß durchaus eine bloße Handlangerin

ſeyn ſollen. — Für das Geld, daß du ihr zum Lohn giebſt, kannſt du nichts mehr, als die mechaniſche Wartung verlangen, und daß ſie mit deinem Kinde ſo vorſichtig, leiſ' und zart umgehe, als mit deinen Florkleidern, deinem Spitzen- und Kanten-Aufſatz, oder deinem Porzellan. Nur dies läßt ſich nach Zeit und Mühe in Geldeswerth berechnen und bezahlen. — Aber, daß du deine Mutterpflicht, wie die Bereitung und Fertigung deines Putzes bloß einer geſchickten Hand für einen Lohn in die Hand übertragen willſt, das iſt wunderlich, werthe Dame, und ſehr betrübt!

3.

Es iſt (um zu reden, wie meine treuherzige Kinderwärterin) gewiß und wahrhaftig wahr: gar wenig Bediente giebt's, die nicht im Kurzen und mit kleiner Mühe die Geſchäfte manches

vernehmen Herrn und mancher vornehmen Dame erlernen und mit gebürlichem Anſtand übernehmen könnten.

Aber man ſuche die Herrſchaft, welche die Lebensrolle ihres eignen Domeſtiken eben ſo gut und vernünftig (im Ernſt) machen würden, als dieſe Leute ſelbſt, über deren Unart und Ungeſchick ſie täglich zürnen und ſchelten.

Hieraus kann man ſchließen, daß es bey weitem ſo ſchwer nicht iſt, ein vornehmer Herr, als ein Bedienter zu ſeyn.

4.

Ach, du werthe, verſtändige und geſchickte Dame, wie ſchlimm würdeſt du es haben, wenn du bey dir ſelbſt als Kammerjungfer im Dienſt ſtändeſt. —

5.

Was gäb' es für treffliche Leute unter den Herren und Damen dieſes Zirkels, wenn Jedes von ihnen nur ohngefähr halb ſo gut, verſtändig, beſonnen, geſchickt, aufmerkſam und vorſichtig wäre, als ſie zürnend verlangen, daß ihre Dienſtleute ſeyn ſollen.

6.

Es iſt kein ſonderliches Vergnügen, in dieſem Hauſe als vertraute Freundinn behandelt zu werden. Die Kammermägde und der Bediente werden beym Kaffee- und Eſſen-Tiſch in Einem fort exerzirt. Z. B.

„Wie ſetzt Sie nun wieder die Taſſen!“ — „Sie läßt den Präſentir-Teller „fallen, Sie Ungeſchickte!“ — „Weiß „Sie denn nicht, daß Sie ſtehen blei„ben muß, bis ausgetrunken iſt? hat

„die Taſſe, oder hat Sie Füße?“ — „Wo bleiben die Kuchen? — Wirds „bald!“ — „Die Thüre ſchnell zu„gemacht, es iſt nicht mehr Sommer!“ — „Gott erbarm's, hat mir den ar„men Mimi gellemmt!“ —

Dergleichen Beängſtigung und Beſchämung des Geſindes ſind in meinen Augen ſo grauſam, als irgend eine Grauſamkeit in der Welt. Überdies macht ein ſo geängſteter Menſch nichts mehr recht und geſchickt, und man bewirkt gerade das Gegentheil von dem, was man will. Das gutmüthigſte Geſinde wird zuletzt trotzig, und das klügſte — dämiſch und unbeſonnen, ſo wie es nur die Herrſchaft hört oder ſieht! —

Ich habe bemerkt, daß die Herrſchaften dieſer Art nicht anders zu mäßigen waren, als wenn ihnen das gequälte Geſinde mit Derbheit Obſtand hielt; ſo daß

„m Ende aus dem Tyrannen ein Sklav ſeiner Sklaven wurde.

Es iſt ſehr wahr, was man ſchreibt, und was nicht nur in der groſſen politiſchen Welt, ſondern auch im Hausſtande ſeine treffenden Exempel findet, — „Ein „ausgelaſſner Tyrann iſt eben „ſo fähig, ein unbedingter Sklave zu ſeyn!“ — Der Muthwillige iſt zaghaft! —

7.

Auch wir zerſchlagen ein Glas, auch wir werfen eine Taſſe um, auch wir treten auf die Gardine, die vom Fenſter herunterhängt und allzulang auf dem Boden ſchleppt, auch wir ſtoſſen den guten Mimi und klemmen ihn mit der Thüre. Aber wir haben die Sache mit uns allein abzumachen. Uns allein gehört die Taſſe, die Gardine, nebſt dem armen Mi-

mi. Und wir ſelbſt ſind jeden Augenblick bereit, uns ſelbſt die Fehler jeder Art auch ohne Supplik zu vergeben.

Noch beſſer! Glas und Taſſe waren Schuld an ihrem Fall; ſie ſtanden am unrechten Ort, ſie ſtanden ungeſchickt! Bey den Vorhängen hat es niemand verſehn, als die Zuſchneiderin, oder der Wind durch's offne Fenſter, oder auch der närriſche Baumeiſter, der die Stube nicht höher machte! Mimi aber iſt ein dummes Thier, das ſich immer zwiſchen die Füße drengt.

8.

Ja wohl, der Menſch vergiebt ſich ſeine eignen Fehler mit einer Güte und Freundlichkeit, die ihm ſonſt nicht leicht wird.

Aber er weiß auch am beſten, wie es damit zugegangen. Er hat es gefühlt, wie ſie in ſeinem Innern oder Äußern entſtanden; ſie überraſchen ihn weniger, und kommen ihm natürlicher vor. —

Ein ſolches Vergeben iſt auch ein Vergeſſen! — Man hält darüber keine Aufſchreibetafel im Gedächtniß. Der funfzigſte und der hundertſte Fehler iſt immer der erſte, der einzige, oder doch nur Einer, weil wir ihn nie (wie im Haushaltungsbuch die Dütchen, die Groſchen und Schillinge) in einer Additionsreihe betrachten, wo er vielleicht ſchon eine beträchtliche Summe unter Debet vollmachen würde.

Über fremde Fehler, die wir nicht in ihrer Entſtehung fühlen konnten, die uns überraſchen, und die wir daher viel unnatürlicher und merkwürdiger finden, legen

wir Buch und Rechnung an, ſummiren beſtändig, und transportiren ſehr gewiſſenhaft von einer Seite auf die andre.

So kömmt es denn, daß wir über ein fremdes Debet uns immer mehr entſetzen, als die Ausgeber ſelbſt, wie bey vornehmen Leuten nur die Rentmeiſter wiſſen, was die Herrſchaft ſchuldig iſt, und ſich allein darüber ängſtigen.

Wenn wir doch unſre nachbarlichen Rechenbücher gegen einander auswechſelten, wenigſtens alle Jahr Einmal. — Die Anſchreibetafel des Dienſtboten über die Herrſchaft würde wohl auf beiden Seiten beſchrieben ſeyn mit Strichen und Kreuzen.

9.

Viele Leute haben jedesmal das ſchlimmſte Geſinde der ganzen Nachbarſchaft, wenn ſie auch nach und nach das

Gesinde der ganzen Nachbarschaft bey sich haben durchdienen lassen.

10.

Wir waren gestern in einer grossen und lauten Gesellschaft. — Wir sassen bey Tafel, es wurde mit vielem Geist gegessen und getrunken.

Da gab ein Herr einem andern Herrn ein spaßhaftes, aber verwickeltes Rechenexempel auf, und dieser sollte es aus dem Kopf berechnen.

„Das geht nicht, sagte der Letzte, „wir wollen es lassen, bis nach Tisch. „Es ist schwer, und verlangt Zeit. Es „gehört ein Blatt Pappier dazu und eine „Feder. Auch sollte man lieber Wasser als Wein getrunken haben!“ —

Darauf wurde von dem Karakter einer ganzen Menge von Nachbaren und Be-

kannten geredet, und allerhand Kleines und Großes erzählt, das gar nicht gut war, sondern ſchlimm und ärger und zweideutig. Es waren auch verwickelte und dazu keine ſpaßhaften Rechen-Exempel: aber, ſieh da, Jeder von uns, die Damen wie die Herren, hatten die Ende-Zahl gleich heraus, die Ganzen, wie die Brüche, und auch die letzten waren ſchon in Ganze verwandelt. Niemand verlangte Zeit, oder Pappier und Feder; oder wollte lieber Waſſer als Wein getrunken haben.

III.

Fortſetzung der Gedanken nach mancherley Lektüre.

1.

Jean Paul.

Die beiden Gedichte vor dem Quintus Fixlein, genannt: Mußtheil für Mädchen.

Zwey Gemälde, gemahlt mit Schatten von Farben, — mit ätheriſchen Farben! — gemahlt auf Flor, — in den Äther hingemahlt! — anzuſchaun, nicht zu betaſten! —

2.

Die Zauberflöte.

(Operette dieſes Namens.)

Es giebt etwas Zauberiſches in der Zauberflöte, das ihr alles Kritiſiren nicht nehmen wird, und welches nicht allein in der ſchönen Muſik liegt.

Wenn man freylich den dürftigen Text lieſet, ſo fühlt man nichts davon. Wir haben indeß wohl eben ſo ſchöne Muſiken, und zwar auf beſſere Texte; ſie thun aber dieſe Wirkung nicht.

Es liegt vielleicht an der Gelegenheit und Veranlaſſung, die der wunderliche und im Einzelnen ſo geiſtloſe Text den verſchiednen Künſten giebt, ſich durch mannigfaltige Vereinigung, unſrer Phantaſie zu bemächtigen. —

Die Freuden der Phantaſie ſind zuweilen unverſtändig und unbegreiflich, aber denn doch — Freuden. Wir fühlen dies, wenn wir uns an manchen erquickenden Traum erinnern, der eben ſo wenig Zuſammenhang hatte, als die Zauberflöte.

Man muß ſich aber, (nach meinem Gefühl) der Anſchauung dieſes Stücks gleichſam wie im Halbſchlummer überlaſſen, ſo daß es uns vorkömmt, als träumen wir dieſe Operette. —

Merkwürdig bleibt's doch, daß ſelbſt unter den geſchmackvollen Leuten, welche das Stück als ſehr ſchlecht und dürftig beurtheilen, ſo viele hingehn, um es zum dritten und vierten Mal aufführen zu ſehn. Sie ſtehn doch nicht alle mit geſchloßnen Augen vor dem Theater, bloß um die ſchöne Muſik ungeſtöhrt zu genießen. Auch

würde die Aufführung bloß der letzten in einem Konzert nicht den Reiz für sie haben! —

Dies nun, was in der Zauberflöte so allgemein, selbst gegen die eigne Kritik gefällt, ist gewiß nicht das Schlechte, obwohl von dem größern Theil des Publikums das wirklich Schlechte deshalb*) übersehn werden mag! —

3.

Göthe und Jean Paul.

Freund Jean Paul stellt uns die Mannigfaltigkeit des Menschen und seines Herzens dar, als in Einer Person, nämlich der seinigen. — Die verschiednen Karaktere in seinen Gedichten**) sind so

*) Nämlich des unbekannten, obwohl gefühlten Bessern wegen.

**) Die Verfasserin kannte nur einige.

vorgeführt, daß sie mir als Schilderungen der verschiednen Seelenzustände nur Eines Menschen vorkommen. *) Um mich künstlich auszudrücken (wenn's erlaubt ist, und insofern ichs verstehe!) es sind menschliche Gebrechlichkeit und menschliche Größe in verschiednen Mischungen und Graden, oder kurz die ganze Menschlichkeit, wie sie sich nach Verschiedenheit der Stimmung und Veranlassung, nach Tag und Stunde, gutem und bösem Wetter der Laune, des Schicksals und der Gesundheit, — beynah in jedem Individuum zeigt, wenigstens innerlich.

und ich weiß nicht sicher anzugeben, welche? —

*) Hierzu dörfte wohl schwerlich Mathieu im Hesperus, oder Bläse in den Frucht- und Dornenstücken zu rechnen seyn.

d. H.

Bey Göthe erſcheinen alle Karaktere als für ſich beſtehende Perſonen. Es iſt die Menſchlichkeit in einzelne Menſchen zerlegt, und ſo dargeſtellt, wie ſie in einzelnen Menſchen nach gewiſſen Hauptzügen erſcheinen.

Bey Göthes Schilderung vergeſſen wir über dem Gemälde den Künſtler! Bey Jean Paul nie! — Wir lieben mehr den Jean Paul, und bewundern mehr den Göthe! — Jean Paul hat Manier; — Göthe hat ſie nicht. —

4.

Fortſetzung.

Göthe iſt Künſtler, und ſeine Werke ſind Kunſt, ſchöne und erhabne Kunſt voll Natur und Unſchuld (nämlich ſeine frühern Werke). — Jean Pauls Schriften ſind wunderſam geſtal-

tete, ſchöne, groſſe, verworrne Naturgewächſe (aus der Seele des Verfaſſers), woran Roſen blühen und Veilchen, und viel dunkle Trauerblumen. Auch wächſt allerhand Obſt an ſeinen verſchiednen Zweigen, ſüſſes und ſäuerliches, jedes nahrhaft, jedes (genoſſen zu ſeiner Zeit,) labend, erquickend und ſtärkend. An Einem Baum hat man einen ganzen Obſt- und Blumen-Garten. — Seine Werke laſſen ſich nicht mit Einem Namen benennen.

5.

Fortſetzung.

Göthe verläßt, wenn er dichtet, ſeine eigne Individualität; und ich bin der Meinung, daß, wenn wir ſeine Lieder ausnehmen, von keinem ſeiner poetiſchen Werke mit Sicherheit ein Schluß auf ſeinen eignen Karakter, ſein eignes Herz gemacht werden kann. Wenigſtens giebt er

ſelbſt dazu keine Veranlaſſung und berechtigt uns nicht dazu. — Wenn aber Jean Paul, (wie jeder humoriſtiſche Schriftſteller dieſer Art, und wie jeder ernſte lyriſche Dichter,) anders dächte, empfände und handelte, als ſeine Werke ſprechen; ſo ſind wir getäuſcht, und ich müßt' es nicht wiſſen, wenn mich ſeine Schriften noch ferner erfreuen ſollten.

Anmerkung. In den letzten drey Stücken, (3, 4 und 5) über Jean P. und G. ſind ein Paar Sätze aus der Feder des Herausgebers. Nur einzelne und abgebrochne Gedanken, mit Bleyfeder hingeſchrieben, fand er auf einem vergeſſenen Blättchen vor. Indeß weiß er mit Beſtimmtheit, daß die wenigen Zwiſchenſätze und ergänzenden Ausdrücke, die er hinzufügte, ganz der Meinung entſprechen, welche die Verfaſſerin in mündlichen Unterhaltungen gegen ihn ſelbſt mehrmals geäußert hat. — Übrigens ſind dieſe Bemerkungen nicht nach der kurz verberge-

gangenen Lesung dieser Schriftsteller, sondern nach einem Gespräch über ihren Karakter niedergeschrieben.

d. H.

6.

Herders zerstreute Blätter.*)

Welch eine schöne Folge des Angenehmen und Lehrreichen! — Kunstlos und doch wohlgeordnet führt uns der stille Weg aus einem Blumen- und Frucht-Gärtchen ins andre. — Der Baum beengt nicht die Blumen, aber die sonnigen Blumenhügel**) sind von schattigen, erquickenden Fruchtbäumen lieblich und frey umkränzt. — Die Blumen und Früchte, die zu einander gesellt sind, duften (darf ich so sagen) harmonisch.

*) Die fünf ersten Sammlungen.

**) Blumen-Beete mag ich nicht sagen, es klingt so nach der ökonomischen Gärtnerey.

Hier findet man Frühlinge und Fruchtzeiten aller Zonen und Völker unter dem allgedeylichen Himmel der Humanität. — Hier sind Kränze zu flechten für jeden festlichen Tag des edeln Leides und der beſſern Freude. Hier sind reife Früchte zu sammeln für den Genuß jeder guten Stunde, für die einsame Selbſtbelehrung und das lehrreiche Geſpräch im kleinen Zirkel vertrauter Freunde. — Manches stille Denkmahl der Achtung und Liebe und dem Verdienſte ſeltner Menſchen aufgeſtellt, lockt uns unter Palmen. Die tröſtlichen Inſchriften sind Sprüche aus ihrem Leben, aus ihren Thaten und Reden, und Worte der Erweckung zu ähnlichen Thaten. — Die freundlichen Geiſter der guten Todten hauchen uns mit dem Athem der Palmen manche kleinmüthige Thräne vom Auge, und wir gehen getröſtet und aufgerichtet zurück in unſer kleinliches, beengendes Leben! —

(Den 4ten März 1797.)

Ich habe wohl (weil es gewünscht wurde) in manche Kunſt- und Gelehrten-Abhandlung geſchaut oder hineingehorcht (ſogar in des feinen Wielands gelehrte Erläuterungen des gelehrten und condenzionell-feinen Horaz, wo ſo viele ſelige Gelehrten hart geſcholten werden,); ſie ſind mir aber vorgekommen, wie das harte Spät-Obſt, das erſt in der Verwahrung im Kaſten reif und verdaulich wird.

Nur Herders gelehrte Abhandlungen in den zerſtreuten Blättern (die Früchte an den Bäumen ſeiner liebſtben Gärten) ſind mir Sommer-Früchte geweſen, die man vom Baume genießen kann im Freyen! — (Die einzige Abhandlung übers Epigram iſt mir noch ſchwer, und ich verwahre ſie auf künftige Zeit.)

Übrigens (wenn ich dies Wort brauchen darf, da es, wie Du sagst, in Geschäftsbriefen den fehlenden Zusammenhang maskiren soll) übrigens kenne ich noch wenige deutsche Schriftsteller, die uns durch ihr eignes Beyspiel lehren, wie das Menschlich-Schöne aller Art und Gestalt (aus Westen und Osten, Süden und Norden) betrachtet und genossen werden müsse, wenn wir nicht, (wie einige philosophische Dichter unsrer Zeit,) die mannigfaltigen Freuden des so großen, so viel umfassenden menschlichen Herzens (so groß und viel als die mannigfaltig-schöne Natur) aus pedantischem Eigensinn, uns selbst schmälern und verkümmern wollen! —

Warum soll denn jede schöne Blume wie eine Griechische Rose duften, nicht auch wie ein Nordisches Veilchen oder eine Persische Lilie? —

Warum nicht auch wie dunkle Rosmarien köstlicher Andacht! — Nur die Tulpe — sey Tulpe! —

Als ich Göthes reiches Epigram auf Salontalla gelesen hatte, dacht' ich: es gilt auch von Herders Blättern! —

Anmerk. Wenn die Verfasserin gewisse Abhandlungen über Kunst und Wissenschaft dem Spät-Obste vergleicht, das erst in der Verwahrung reif und verdaulich wird, so soll dies (wie nur der unbillige Leser vermeynen könnte) kein Tadel seyn. Sie spricht blos in Beziehung auf Sich Selbst, und gesteht, daß für Sie die wenigen Blätter dieser Art, die Sie zu lesen angefangen, oder vorlesen gehört, nicht so faßlich und genußreich gewesen sind, als die kleinen historischen und kritischen Schriften Herders in der gedachten Sammlung. — Daß Sie aber auch Wielands treffliche

Abhandlungen und geiſtreiche Erläuterungen zu den Horaziſchen Briefen nicht zu den Früchten rechnet, die ohne groſses Studium des Leſers (Verwahrung im Kaſten) genoſſen werden können, iſt wohl nur ein Irrthum. — Das viele Schelten der ſeligen Gelehrten (wie Sie ſagt) mochte wohl Schuld ſeyn an dieſem Irrthum und dieſer Ungerechtigkeit gegen (Niemand, als) Sich Selbſt.

d. H.

Yoriks empfindſame Reiſen.

Es ſind nicht volle Biſſen zum Hinunterſchlucken für einen hungrigen Magen. Man muſs Alles loſe und langſam mit der Zunge zerdrücken, und dabey einen Gaumen für den ätheriſchen Dunſt des Nachgeſchmacks haben.

Anmerk. Auch nach einem Geſpräch über dieſes Buch, nicht etwa nach Leſung deſſelben. Es war ein Streit-

Gespräch: Die Verfasserin, die es angehöet hatte, erklärte sich den Streit durch die obige Bemerkung.

d. H.

8.

Die Xenien.

(Nach der dritten Durchlesung derselben.*)

(Den 15ten März 1797.)

So anstößig und häßlich viele dieser Gedichtchen sind und bleiben werden, so oft und gern lieset man doch die übrigen. Diese sind treffliche poetische Sprüchlein, zu Lehr- Trost- und Warnungs-reichen Überschriften über manche

*) Auf dem Blättchen steht noch: die bösen und häslichen kannt' ich, und überschlug sie.

wichtige Kapitel des Lebens, der Wiſſenſchaften und Künſte. — Künftige parteyloſe Zeiten werden ihnen den Werth und das rege-Leben ſchöner und ſinnreicher Diſten und Proverbien zugeſtehn; und manches Geſpräch der Geſellſchaft und manches weiſe Buch wird aufheben und gelten, mit dieſen Siegeln.

Anmerk. Das vorſtehende Blättchen iſt eines der letzten, das die Hand der Verfaſſerin beſchrieben hat. Es enthält keine Verneuung der früheren Urtheile über denſelben Gegenſtand, die im vorigen Bändchen mitgetheilt worden ſind, da es mit denſelben ſogar übereinſtimmt. Aber es ſey ein Werk der Verſöhnung, wenn Verſöhnung nöthig iſt.

K. H.

9.

Lafontaine.

(Die Gewalt der Liebe, und die moraliſchen Erzählungen, auch einige Geſchichtchen in der Flora.)

Wenn ich Etwas von Lafontaine geleſen habe, ſo iſt mir's, als könnte kein Buch, kein Gedicht in der Welt jemals wieder ſo ſanft und doch ſo lebendig, ſo innig und doch ſo beſonnen, ſo alltäglich-wahr und doch ſo ſchön auf mein Herz wirken. — So viel Klarheit bey einem ſo leiſen Kolorit! So viel Beſtimmtheit ohne ſcharfe, eckige Züge und breite Striche! Volle Beſonnenheit bey muntern Leben und Wirken der Phantaſie und des Gefühls! Ausführlichkeit ohne Verwäſſerung; wahrhaftes Menſchenleben, ohne Gemeinheit und niedre Natur! Mannig-

faltigkeit in guten und bösen Karakteren bey hoher Unschuld der Kunst! Durch die Darstellung bezweckte und selbst wörtlich ausgesprochne Sittenlehre, und doch keine Langeweile, immer Unterhaltung und ästhetisches Interesse! — Das Alles ist sanft verklärt vom Lichte der Menschenfreundlichkeit!

Ich lebe in diesen Büchern, wenn ich darin lese; ich sehe mich im Kreise mancher guten Familie als ihr Mitglied. Es kömmt mir oft vor, als wohnen einige meiner lieben Menschen nicht weit von mir, als müßte ich mich aufmachen und hingehen, sie wiederzusehn und zu umarmen. Ich möchte dann zu ihnen sprechen: „wie „geht's Euch, Ihr Lieben? — „und warum habt ihr mich so „vergessen, und kommt nicht zu „mir?“

10.

Iphigenia von Göthe.

Die edle, groſſe und erhabne Einfalt dieſes Stücks hat mich innig gerührt und erhoben. Ich fühle einen wunderbaren elegiſchen Stolz über die ſtille Hoheit des Weibes im Dulden, Hoffen und Glauben. Wohl darf ich es mir geſtehn, daß ich Sinn habe für dieſe männliche Weiblichkeit, die einzige, die einer weiblichen Seele ziemt, die Standhaftigkeit der Geduld, nicht als Kunſt oder Philoſophie, ſondern als Unſchuld und Religion! — Dieſe Standhaftigkeit hat den heiligen Blick des Gebets; ſie erſcheint als eine Prieſterin vor dem Altar, erwartend eine rettende Gottheit, und ſich offen darſtellend mit dem ſchuldloſen Auge und dem ſchuldloſen Herzen. Die groſſe Thräne des innern Leidens verklärt ihren Aufblick zum Himmel:

„Ihr habt Wolken,
„Gnäd'ge Erretter,
„Einzuhüllen
„Eure Verfolgten!“ —

Aber ich weiß es wohl, daß in ähnlichem Unglück meine gefalteten Hände zittern; und daß mein Auge auch unter dem Gebet ängstlich umherblicken würde, nach den Lauben und Bäumen meines Glücks, und nach den geliebten Menschen, die versinken wollen, und die ich nicht retten kann. — Die Seele eines Weibes und einer Mutter darf und kann nicht mehr so seyn, wie die Seele einer Jungfrau. —

11.

Tasso von ebendemselben.

Warum hab' ich die Iphigenia leichter verstanden, als den Tasso? — Dies

ist das dritte mal, daß ich ihn durchgelesen habe, und unzufrieden (mit mir selbst) aus der Hand lege.

Sage das Keinem! — Den Tasso wollen alle gebildete Frauen sehr gut und leicht verstehn, und sie nennen ihn gern ihr Lieblingsgedicht.

Eigentlich versteh auch ich wohl, was darin gesagt wird, welchen Sinn es hat, auch ohngefähr, wie es in den Gemüthern der dargestellten Frauen und Männer zugeht. Aber ich fühle, daß dieses feine Kunstwerk im Ganzen nicht also auf mein Herz wirkt, als es geschehen würde, wenn nicht irgend ein Fehler, oder eine Eigenheit in mir, seiner vollendeten Würkung entgegenstände. — Es fehlt mir an genugsamer Kenntniß des Konventionellen, besonders seines sublimen Geistes. — Auch ist der Tasso wohl herz-

lich zu bedauern, aber die Frauen sind schuld, und es soll doch scheinen, als wären sie's nicht! — Sie opfern ihn! und bekränzen ihr Opfer mit Blumen. — Anders ist Lotte in Werthers Leiden; sie wird mitgeopfert.

IV.

Gedichte.

Zwey Inſchriften*)

auf das Grabmahl

eines wackern Ehepaars,

(eines Greiſes und einer Greiſin, die über funfzig Jahre in der Ehe gelebt, von der größten Dürftigkeit ſich zu ſehr wohlhabenden Leuten empor gearbeitet hatten, von allen ihren Bekannten geliebt und geachtet waren, und blühende Familien von Kindern und Grosskindern hinterließen.)

*) Sie galten in D** unter dem Namen des Herausgebers, wie noch manche kleine Feſtgedichte für gute Freunde. Er giebt hier wieder, was ihm nicht gehört.

d. H.

Auf der vordern Seite des Monuments.

Vernunft und Tugend,
Ihr lohntet die Thräne der Jugend.
Errungen war,
Nach manchem Trauerjahr
Durch Muth, Entsagung und Biderkeit
Ein Leben,
Stillem Glück geweiht! —
Es ward genossen
Mit Lobgesang
Ward hingegeben
Mit stillem Dank! —
Die Treue des Lebens verließ Euch nicht,
In des Grabes Nacht,
In des Himmels Licht! —*)

---

*) Sie waren bald nach einander gestorben.

Auf der Rückseite.

Der Sterblichkeit
Ist dieses Monument
Von Sterblichen geweiht! —
Hinfällig ist's; —
Sein Glanz und Schein
Wird einst wie die Gestalten seyn,
Die es bedeckt!
Doch ewig lebt
Das Vorbild, das die Theuern haben,
Die sie hier eingescharret haben!
Bleibt, Kinder,
Ihnen anverwandt,
Bleibt's
Durch der Herzen ewigs Band;
Habt Muth,
Den gleichen Weg zu gehn,
Und glaubt
An frohes Wiedersehn.

2.

Ein Blättchen ohne Überschrift.

(1795.)

Wem bereitet Ihr
Dieses Lager,
Diese Kleider? —

Einem Fremdling, der kommen soll!
Einem Geliebten, den wir noch nicht kennen,
Der auch uns nicht kennt. —

O lieber Fremdling,
Sehnende Herzen und ofne Arme
Erwarten dich.
Fürchte dich nicht der Unbekanntschaft,
Du bist geliebt
Und bist willkommen!

Hier in dieser Herberg,
(Denn es wird doch ein Jeder

Auf Reiſen geboren und im Pilgerhauſe,
Wie Chriſtus!)
Wirſt du dir keine beſſern Freunde
Je verdienen durch That und
Wort,
Durch Kunſt und Wiſſenſchaft, —
Als Mutter Natur
Und Vater Gott
Dich finden ließ, da niemand
noch dich kannte! —

Komm' uns bald,
Du lieber Fremdling,
In einer guten, ſtillen Stunde,
Und bring ein liebes Angeſicht,
Und bring uns Freuden mit
Und Freudenthränen! —

3.

Fragment.

Haben wir doch ein Bette dir bereitet,
Wo du ruhiger schlafen kannst, Geliebtes,
In's unruhige Leben, als dein großer
Himmlischer Freund, den ach die bange Mutter
Kaum auf Stroh in der Krippe betten konnte! —
Wär' auch das nicht, o hier sind ja Arme,
Vater- und Mutter-Arme, hier ein Busen
Und ein Schoos zur Nahrung und zur Ruhe.

O, zwey Herzen voller Lieb und Treue
Finden Rath, — und lieben das Geliebte
Heißer noch in Sorgen und in Mühe!

Anmerkung. Dies Gedicht (wenn man den Erguß eines sehnsuchtsvollen Mutterherzens so nennen will) war um vieles größer, und wenn mich meine Erinnerung nicht trügt, so mochte es wohl das schön-

sie seyn, was die Verfasserin je geschrieben hat. Hier sind nur Anfang und Ende, da das Mittelblättchen gänzlich fehlt!

d. H.

4.

An die K. K. K**s zu D.

(In einem freundschaftlichen Andenkens-Briefe zum neuen Jahr 1797.)

Nimmer vergeß ich das Bild der weiblichen Anmuth und Würde,
Das in Dir ich erblickt, das vor der Seele mir schwebt.
Häusliche Grazie, sie des Lebens süße Gefährtin, —
O ihr köstlich Geschenk giebt sie so Wenigen nur! —
Mit dem sanfteren Herzen die frohe Laune, den heitern
Geist des trauten Gespräches, welches belehrt und erfreut;

Jene natürliche Kunſt, die zu dem Größ-
ten mit Würde
Jetzt ſich erhebt, und jetzt auch das
Kleinſte verſchönt,
Freundlicher Lebens ſinn mit Lebens weis-
heit gepaaret,
O erreich' ich dich nie, bleibſt du doch
ewig mein Ziel! —

Nachſchrift.

Statt eines Wunſches für Sie, verehrungswürdige Freundinn, überreiche ich Ihnen hier einen Wunſch für mich ſelbſt, oder beſſer den Vorſatz meines Lebens. Sie entdecken vielleicht darin, wie ſehr mein Herz Sie verehrt und liebt. Bleiben Sie uns noch lange, als das ſchöne Muſter jüngerer Frauen. Wir bedürfen eines ſolchen Muſters, und verdienen es auch, wenn wir Willen und Luſt haben, zu lernen! — Einen Handkuß von den beiden kleinen Pathen, und Segen von uns Allen über Ihr Haus! —

5.

Zu Festen des Leides und der Freude. *)

Solo.

(Rezitativisch.)

Über des Lebens Schicksal mit sich selber nicht einig,
Weyhen die Menschen so gern Leiden und Freuden ein Fest.
Tage des Wiedersehns und dunkle Tage des Scheidens,
Lieder begrüßen euch, folgen in's Dunkel euch nach,
Wir bekränzen die Wiege, die Hochzeitlaube, die Säulen
Hohen Triumphes — und ach, kränzen den Sarg und das Grab!

*) Die Hauptidee und eine andre Ausführung (als Gelegenheitsgedicht) sind vom Herausgeber. Die gegenwärtige Gestalt ist Bildung des weiblichen Genius.

h. H.

Eine andre Stimme.

(Spruch.)

Was iſt's, daß wir uns ſchmücken zur Trauer wie zur Freude, daß Becher des Weines klingen zum Lebewohl wie zum Willkommen? Was macht aus Thränen und Klagen, wie aus Lächeln und Jauchzen — ein Feſt?

Chor.

Vorgefühl, daß unſre Schritte
Auf des Lebens Steg und Bahn,
Hierhin, dorthin, — daß ſie alle
Einem groſſen Ziele nahn,
Du erhebſt das Herz zur Feyer
Paareſt Klage mit Geſang!
Wonnetag und Tag der Trauer
Feyern Dich mit Saitenklang!

Jedes Bündniß guter Herzen
Iſt der Menſchheit Hochgewinn.
Streut an jedes Bundes Denkmal,
Streut der Hofnung Blumen hin,
Wo in ſeinem Pfad ein Wandrer
Traulich uns willkommen hieß,
Wo an einem Scheidewege
Uns ein trauter Freund verließ.

Alles Gute wächſt und bleibet!
Wort und That der Harmonie
Reiner Seelen ſind unſterblich,
Und das Schickſal achtet ſie!
Ordnet ſie mit leiſen Händen
In die Harmonie der Welt:
Denn es iſt das Ziel der Menſchheit
In der Freundſchaft Ziel geſtellt!

Vorgefühl, daß unſre Schritte
Auf des Lebens Steg und Bahn,
Hierhin, dorthin, — daß ſie alle
Jenem großen Ziele nahn,

Du erhebſt das Herz zur Feyer,
Paareſt Thränen mit Geſang!
Wonnetag und Tag der Trauer
Feyern Dich mit Saitenklang!

Solo.

(Geſang.)

Ja, dir ſind ſie geweiht, die Feſte der
Trauer und Wonne,
Über die Wieg' und den Sarg ſtreuen wir
Blumen — nur Dir!

Joh Jacob Mitiochs

sämtliche

auserlesene Schriften

Drittes Bändchen.

Görlitz
in Commission
bei J. G. Anton
1799.

1894 * 1451

D

Streit und Friede

(oder)

Dornen und Blumen

von

Joh. Jac. Mnioch.

Görlitz

in Commission

bei E. B. Anton

1799.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

Inhalt.

I. Data und Fragmente zu und von Abhandlungen. . . . . Seite 45

II. Lieder. 113

III. Zweifel und Glaube. Eine Kantate. . 157

IV. Poetiſche Ruinen im Hain der Vorzeit. . 207

V. Lyrische Halmen aus den Thälern der Jugend. . . . . Seite 271

VI. Einfälle. 343

VII. Gesammelte Blätter aus dem Schreibepult vertrauter Freunde. . . . 357

Statt

Vorrede und Dedikation

Brief-Fragmente!

Erstes Fragment.

An den Kammer-Assessor Herrn Schätz in Berlin.

Streit und Friede, Dornen und Blumen! Meinen Sie, daß es nöthig seyn möchte, diesen Titel zu entschuldigen? zu rechtfertigen? oder zu vertheidigen?

Entschuldigung bezieht sich auf Billigkeit, Rechtfertigung auf Gerechtigkeit, und Vertheidigung setzt Angrif voraus! —

Es iſt billig, über den Titel eines Buchs, das eine Sammlung iſt von Aufſätzen ſo verſchiednen Inhalts und verſchiedner Form, kein gar zu peinliches Verhör anzuſtellen. Man verhöre das Buch ſelbſt! — — Der Tauf- und Benennungstag eines Manuſcripts dieſer Art macht dem Vater, der zugleich den Täufer vorſtellt, mancherlei Sorg' und Mühe: denn der Titel eines Buchs iſt zugleich deſſen Phyſiognomie und beſtimmt gar oft ſein Schickſal auf Lebenszeit.

Der deutlichſte, d. i. der proſaiſche Name würde ſeyn:

Vermiſchte Schriften.

Aber das iſt, wenn man ſo ſagen darf, ein verbrauchter All Buchs: (wie Allmanns) Name. Unſer Publikum lieſt ungern bloße Schriften, und verſpricht ſich wenig von ihnen. Blätter, Blumen, Blüthen und Zweige, ganze Menſchen, und Götter und Göttinnen heftweiſe, gefallen ihm. — Wie ließe ſich

auch für die Meiſten ein Buch vom andern unterſcheiden, wenn nicht nach dem Titel und Titelkupfer! — Der Inhalt iſt eine Sache für ſich, und wer kann immer davon Notiz nehmen, wenn man gerade zu leſen hat! — Ueberdies iſt eine Bibliothek angenehm, die ihren Ueberſchriften nach zugleich eine Naturalienſammlung, und einen Antiken-Saal, wo nicht gar einen Olymp vorſtellen kann. — Daß man aber Göthe's bloße Schriften kauft und lieſt, hat ſeinen Grund nicht in den Schriften, ſondern im Göthe; ſie ſind nämlich ſo gut, wie Büſten von ihm — und gehören in den Antikenſaal, wie ein Homerskopf.

So viel zur Entſchuldigung, und zwar für gewiſſe kritiſche Leſer, auf deren Billigkeit ich um ſo mehr rechne, weil ich vorausſetze, daß ſie mich nicht leſen werden. —

Was die Rechtfertigung betrift, ſo verweiſe ich auf den Inhalt.

Bis auf wenige Stücke iſt derſelbe theils friedlicher Streit, theils Streit, der ſich in Frieden endet. —

Mag es ſeyn, daß hundert und tauſend Bücher mit gleichem Recht eben dieſen Namen führen könnten, genug, daß ihn meines Wiſſens noch keins führt. —

Leſſing ſagt: „Ueberſchriften ſollen keine Küchenzettel ſeyn!“ — Wenn ſie nur die Individualität eines Buches bezeichnen! — Das Karakteriſtiſche läßt ſich ſchwerlich durch ein Paar Titelworte ausdrücken. — Auch hat zwar jedes Buch Individualität, aber darum noch keinen individuellen Karakter.

Auf eine Vertheidigung gegen Angriff werde ich nie denken. — Es wäre mir nicht unlieb, wenn der Bliz der Recenſenten am Titel, als an einem Wetterableiter, hinab führe, und das Buch ſelbſt zwar erſchüttert würde, aber doch bis auf ein Paar Dachziegel unverſehrt bliebe! —

Ich hatte einmal das Glück, daß mir einige Druckfehler, die für Gedankenirrthümer genommen wurden, eben den Dienst leisteten: und ich bedanke mich deshalb noch jetzt bei dem Setzer und Korrektor! —

Es geschieht nicht ganz ohne Zusammenhang, wenn ich hier beiläufig wünsche:

daß doch bald einige gründliche Köpfe sich aufrichten, und uns philosophische Kritiken schenken möchten

sowohl des Titel- als des Recensentenwesens.

Eine Kritik des Ersten mag Spaß seyn; die des Letzten ist's wahrlich nicht. Es herrschen bei diesem Wesen so viel Vorurtheile und Blendungen, und der Recensent weiß oft so wenig, als sein Leser, in welcher Qualität, mit welchem Recht, und in welcher Tendenz er spricht und zielt. — Die Kritik müßte besonders darauf hinarbeiten, daß der Leser die An-

torität des ganzen gelehrten Chors, der zum voluminösen Korpus eines kritischen Journals, wie etwa die allgemeine Litteraturzeitung, oder die A. d. B. beiträchtig ist, ja nicht mit dem Gewicht einer einzelnen Recension verwechseln dürfe (indem diese nicht etwa bei der ganzen Kunstgenossenschaft zirkulirt, und von ihr genehmigt wird, sondern immer das Urtheil eines unbekannten einzelnen Lesers bleibt). Auch müßte diese Kritik klar machen, daß alle Urtheile ohne Data, oder auch mit solchen Datis belegt, die im Einzelnen wenig oder nichts über das Ganze entscheiden können; kurz, alle Urtheile über nicht-historische Dinge nur als subjektiv zu betrachten seyn. — Die Präsumtion der objektiven Richtigkeit eines Geschmacks- oder eines anderweit kritischen Ausspruchs ist — Präsumtion ist Annahme auf Treu und Glauben! — Diese Präsumtion verlangt aber Autorität, und diese Autorität ist nichts — bei Anonymität! —

Meiner Meinung nach (und dieſe Meinung iſt wenigſtens zehn Jahr alt, alſo um Ein Jahr älter, als ein Horaziſches Gedicht bis zu ſeiner Edition *)) laſſen ſich die geſammten Recenſenten der deutſchen Nation (denn die andern kenn' ich nicht) eintheilen und ordnen, in: 1) Decernenten, 2) Referenten, 3) Patronos causae, oder Advokaten, und 4) Regiſtratoren (und Kanzeleiverwandten). Ein vollkommener Recenſent muß nach Lage der Akten, d. i. der Sache, d. i. nach Beſchaffenheit des Buchs, das er recenſirt, bald in der, bald in jener Qualität erſcheinen, und nicht ſelten in Einer Recenſion allen vier Qualitäten Ehre machen.

Es läßt ſich zwar denken, daß ein kritiſches Journal geſchrieben werde, welches die Ur-

*) Der Verfaſſer ſelbſt hatte die Idee, eine kritiſche Beleuchtung des Recenſenten-Weſens zu ſchreiben. Der Entwurf dazu war bereits vor einigen Jahren fertig; aber er bedachte, daß auch eine Kritik über die Recenſenten von Niemand anders recenſirt wird, als gerade von Recenſenten.

theile der Zeitgenossen, und des Zeitgeschmacks, und Zeitgeistes kolligirte, und zur Revision für die Nachwelt protokollirte (und zwar aus dem Munde des höhern und niedern Lese- und Schreibe-Publikums). — Den Titel wollt' ich allenfalls vorstrecken: Stimme des Publikums über den Karakter und Werth der neuesten philosophischen und ästhetischen Schriften. Einen Plan dazu (der seit vier Jahren in meinem Projekten-Koffre begraben liegt) kommunicire ich nächstens. — Aber vor der Hand giebt es ein solches Journal nicht, — sondern unsre Rezensionen sind Dekrete, Relationen, Darstellungen und Anzeigen von einzelnen gelehrten Lesern, welche die Absicht haben, dem übrigen Lesepublikum durch Empfehlung und Warnung einen Dienst zu thun. — Das Publikum soll das Daseyn, den Inhalt und Werth eines Buches vorläufig kennen lernen, nämlich Inhalt und Werth nach der Ansicht und dem Urtheil eines einzelnen Mannes.

Ist nun von bloß historischen Dingen die Rede (deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit von keinem Denksystem, und keiner Empfindungsweise abhängt), so kann es gleichviel gelten, ob der historische Referent und Zeuge ein Mann von großem oder geringem litterarischem Verdienst und Werth sey. — Er sey nur ehrlich und treu! Das Urtheil bleibt anheim gestellt! —

Aber selbst die bloße Relation vom Inhalt, Plan und Zweck eines ästhetischen oder philosophischen Werks hängt ab von der ästhetischen und philosophischen Subjektivität des Recensenten, und kann eben dadurch, ohne böse Absicht, verfehlt werden. —

Noch mehr gilt dies bei einer dekretalischen Recension, besonders wenn zur Mittheilung der rationes decidendi — kein Platz ist, wie oft der Fall. —

Eben dies findet auch Statt bei der lebendigen Darstellung des Geistes einer Schrift (in so fern sie einen hat). —

In dieſer Qualität nannte ich oben den Recenſenten einen Patronum causae! —

Wie leicht ein redlicher und ehrlicher Gelehrter ſeine Subjektivität in ſolchen Relationen, Dekreten und Eingaben mit Objektivität verwechſeln kann, ſieht man nicht bloß an ſeitenlangen Recenſionen, ſondern an ganzen Büchern, die über andre Bücher geſchrieben werden. Man denke an die Bibliothek der Recenſionsſchriften aller Art und Form, die über die Kantiſche Kritik der reinen, und die der praktiſchen Vernunft ſeit ohngefähr funfzehn Jahren edirt wurden. — —

Dieſe und ähnliche Erwägungen ſollten wenigſtens dazu führen, daß die Recenſenten von Profeſſion mit mehr Beſcheidenheit ſprächen, als gewöhnlich geſchieht. Und ſowohl zur Nachhülfe der Beſcheidenheit, als um die blinde Anhänglichkeit des Publikums an den Ausſpruch eines berühmten kritiſchen Journals (als ſprächen in jeder Recenſion die ſämmtlichen Mitarbeiter durch Ein Organ) in eine

ſehende, an die ſonſt bekannte und erprobte litterariſche Einſicht des einzelnen Recenſenten zu verwandeln, müßte die Anonymität aufgehoben werden. Was laßt ſich auf einem Blatte über ein Buch ſagen, das der Leſer noch nicht kennt, und das ſeiner Bekanntſchaft werth gehalten wird? (Denn Bücher, von denen der Recenſent dies nicht glaubt, mögen doch lieber unbeurtheilt bleiben!) — Kennt man aber den Recenſenten aus ſeinen eignen Schriften, ſo hat man oft an einem Winke genug, um ſeine Meinung zu verſtehn; ſein uns bekanntes Denkſyſtem, wie ſein Geſchmack, ergänzen die fehlenden Data ſeines Recenſenten-Ausſpruchs, und laſſen uns auf den Werth deſſelben ſchließen.

Daß es noch andere Geſichtspunkte giebt, aus und nach denen das Recenſenten-Weſen betrachtet und gewürdigt werden kann, will ich nicht leugnen. Das große Leſe-Publikum ſelbſt iſt gegen den Autor ſtumm, wie ein Fiſch (nicht wie ein horaziſcher, den doch die Muſe

ſingen macht!) — Wenn's nun keine Recenſenten gäbe, ſo bekäme man „auf das ſchriftſtelleriſche Rufen in die weite Menge" nie eine Antwort! — Die Frage an den Verleger: Wie gefalle ich dem Auditorio? womit kann er ſie beantworten, als mit Ueberzählung der eingeſammelten Muſikanten-Groſchen von den Gäſten in der Leſeſchenke? — Auf dem Wege hat man keine Hofnung, ſich zum Virtuoſen empor zu ſchwingen! — Aber die Stimme der kritiſchen Journäle antwortet für den ganzen ſchweigenden Fiſchteich; (man muß hiebei aber nicht an die Organiſten und Kantoren der Nymphen *) denken) ſie antwortet mit freundlicher Lehre, ſie muntert auf und giebt Rath, wo wir fehlen! — Kurz, uns erfreut und warnet die Stimme des beſſern, des kritiſchen Publikums. —

Wenn aber unſere mehr oder weniger berühmten Litteratur-Zeitungen ſo gar viel

*) Wie der Dichter Phöbus die Frösche nennt.

und mancherlei Zwecke mit wenigen Mitteln, d. i. Blättern, erreichen wollen, so wünsche ich nur, daß man dieſe Zwecke in helle Ordnung brächte; desgleichen die Mittel, — damit der Recenſent und der Autor und der Leſer hinlänglich unterrichtet wären, **was** ſie von einander verlangen und erwarten können, und **wie**? —

Mein lieber S .., Sie werden gefunden haben, daß dieſer Brief längſt aufgehört hat, ein Brief zu ſeyn (nämlich gleich mit der Anrede). Auch geſteh' ich, daß nur die erſten drei oder vier Seiten in eine Vorrede zu **dieſem** Buch gehören können. — Ich, für meine Perſon, d. h. für meine wenigen Schriftſteller-Arbeiten, habe überdies mit den Recenſenten von Geſchäft nie etwas zu ſtreiten gehabt. In frühern Jahren bin ich von den meiſten Kunſtrichtern (etwa meiner Jugend halber, denn ich ließ im zwanzigſten Jahr drucken, was ich im funfzehnten geſchrieben hatte) mit vieler Billigkeit behandelt worden! — Und wenn man über dreißig Jahr hinaus iſt, ſchreibt man keine

Antikritik mehr, sondern stellt Alles dem anheim, der da schnell richtet, das ist, der edeln Vergessenheit des Publikums! —

Die ganze Digression über das Recensenten-Wesen sey also ein Fragment für sich, und werde angesehen, als stände sie unter dem ersten Rubrum dieser Sammlung, nämlich unter den Datis und Fragmenten zu und von Abhandlungen, als welches Rubrum mit seinem ganzen Inhalt Ihnen hiemit zum Andenken an unsern kurzen freundschaftlichen und litterarischen Verkehr gewidmet seyn soll! — Auch dieser Verkehr lieferte Data, und sammelte Fragmente; aber zu und von manchen guten Dingen, die besser hätten werden können, als die besten Abhandlungen über Gegenstände der besten Welt.

W . .

den 4. Novemb. 1798.

Zweites Fragment.

An den Doktor Rasky zu Danzig.

Bei Durchsicht der Gesellschafts- und Bundeslieder in dieser Sammlung *) erinnere ich mich mit lebhafter Rührung an ein Familienfest, das einer guten Frau zu Lieb' und Freundschaft gefeiert wurde. **) — Du, mein Lieber, hast der Erinnerung nicht nöthig, um glücklich zu träumen! Deine Träume (denn Glück ist Traum) schweben mit rosenfarbnen Flügeln über Gegenwart und Zukunft, und werden genannt:

schöner Genuß und idealische Hoffnung! —

Die letzte hebt ihren Fittig auch in die Aether-Wüsten hinein, wo sie keinen Boden findet,

*) Die zweite Abtheilung.

**) Siehe das letzte Lied der gedachten Abtheilung.

auf dem ihr Fuß ausruhen konnte! — Noch iſt keine Taube wieder gekommen mit einem Oehlblatte — mit einem Zeichen, daß es jenſeit der Waſſerfluthen des Zweifels, unter dem ins Unendliche ausgeſpannten und mit wenig Sternen beſäeten Himmel des Glaubens, ein blühendes Ufer giebt, und Blumenthäler und Haine voll Laub! — —

Dort, ſo ſagt die Tugend und Liebe, (jene, wenn ſie an den Kranz denkt, den ſie erreichen ſoll, — dieſe, wenn ſie ſich an die einzelne Blume, oder deren Geiſt (Blumen-Genius, Flora, Dryas) erinnert, die ſie in bekannter und geliebter Geſtalt wieder zu finden ſich ſehnt) — dort, ſagen Beide, bricht ſich die Welle des Zweifel-Meers am Ufer der Unſterblichkeit, und nur der Himmel geht fort, und breitet ſeinen Sternen-Teppicht aus über realiſirte Ideale und über unſterbliche Wiedergeburten! —

O laß uns Tugend und Liebe (Erkenntniß und Achtung des Guten und Freu-

de zu ihm) erhalten, ſo lange wir auf der Noas-Arche des Lebens, in dieſem Mikrokosmus, umherſchwimmen auf den Fluthen des Wiſſens und Nichtwiſſens und Zweifelns! —

Unſer Seyn und Leben, unſre Freude und Wonne iſt der trägen Spekulation ein Geheimniß! — Niemand erklärt uns, wie Leben und Freude möglich iſt! — Was die Empfindung für Gegenwart und Genuß, das iſt der Glaube für Zukunft und Hofnung! —

Jene Lieder, ein Paar Blumen in den Kranz des frohen und glaubigen Lebens, leg' ich nieder auf den bemoosten Altar unſrer Freundſchaft! —

Singen wir einſt (ich meine noch im Lande der Hofnung) zu einem Tage des Leides oder der Freude ein feſtliches Lied, ſo ſoll uns erheben oder tröſten der Gedanke eines guten Weibes, das mit einem großen und edeln Herzen (wenn gleich mit ſchüchternem Blick) in die Welt hinein, nicht bloß ſah, ſondern empfand:

— Vorgefühl, daß unſre Schritte
Auf des Lebens Steg und Bahn
Hierhin, dorthin — daß ſie alle
Einem großen Ziele nahn,
Du erhebſt das Herz zur Feier,
Paareſt Thränen mit Geſang!
Wonnetag und Tag der Trauer
Feiern dich mit Saiten-Klang! —

Warſchau,
den 12. Novemb. 1798.

Drittes Fragment.

An den Herrn Paſtor Linde zu Danzig.

Wenn Sie, Verehrter Freund, das zweite Bändchen dieſer Sammlung geleſen haben, beſonders die Präfations- und Dedikations-Briefe deſſelben, ſo werden Sie (aus dem Brief-Fragment an den O. A. und Z. R. R*ſch) wiſſen, wie alle dieſe Fragmente zu nehmen ſind, — oder, wie ich wünſche, daß meine Freunde ſie nehmen mögen!

Ich glaube, es iſt Göcking, (der erſte poetiſche Epiſtolograph, den wir haben, und den wir — vergeſſen! —) welcher in der Vorrede zu ſeinen Gedichten ſagt:

„Man erlaube mir, die Namen meiner „Freunde öffentlich zu nennen, da dies das „einzige Vermögen iſt, womit ich ihre „Freundſchaft feiern kann! —"

In wie fern eine ſolche Feier politiſch ſeyn mag, geht mich nichts an! — Aeſthetiſch bleibt ſie von Horaz bis zu Klopſtock und Ramler und Wieland (ſogar!) —

Meine autoriſche Exiſtenz, was iſt ſie? — Ich kann nicht wiſſen, ob ſie irgend einem guten Menſchen unter meinen Leſern Freude macht! — Das erfreulichſte Publikum für den Verfaſſer von einem Büchlein dieſer Art, worin weder ein neues Syſtem einer Wiſſenſchaft und Kunſt aufgeſtellt, noch bedeutende Supplemente dazu geliefert werden, und das für kein beſtimmtes Metier geſchrieben iſt, — ſind immer ſeine zerſtreuten Freunde. Das Bild von Einem oder dem Andern ſchwebt ihm gewöhnlich bei Entwurf, Darſtellung und Ausbildung ſeiner Gedanken und Empfindungen vor der Seele, und ihr geahndetes Urtheil iſt oft der einzige rathende Kritiker, der neben ſeinem Pulte ſitzt, und Acht giebt auf das, was er ausſtreicht, oder zuſetzt. —

Mit allem Bedacht geh' ich oft aus mir ſelbſt hinaus in die Seele eines Freundes, und laſſe meinen Geiſt zu fremden Augen hinausſehn, um von dorther mit einem Blick zu faſſen, wie ich oder mein Werk und Weſen ſich darſtellen. — Wahrlich, man beurtheilt zuweilen ſich ſelbſt nur deswegen unrichtig, weil man ſich ſelbſt zu nahe ſteht. Der Einſame (nicht bloß dem Leibe, ſondern auch dem Kopf oder dem Herzen nach) wird mit ſich zu vertraut, als daß er in nöthiger Unpartheilichkeit ſein eigener Kritiker ſeyn könnte! —

Doch wohin führen dieſe Bemerkungen? — Ich würde mich verſucht finden, in dieſes Brief-Fragment ein Fragment über den kritiſchen Werth der Freundſchaft einzuſchieben, aber leider enthält ja das Buch ſelbſt Bruchſtücke und Ruinen genug! —

Erlauben Sie alſo, mein Würdiger Freund, daß ich zu der Böckingſchen Bitte zurückkehre:

„Meine Freunde (und Jeder in dem „Publikum, das mich lieſet, wenn auch er „Freunde hat, und ſie liebt) mögen mir erlau„ben, daß ich in dem kleinen Gärtchen meiner „litterariſchen Muße-Stunden, Denkmahle „der Freundſchaft errichte! —"

Man erzählt vom guten Klaudius, daß er auf einem grünen Platz neben oder vor ſeinem Wandsbecker-Häuschen einige weiße Stäbe gepflanzt hatte, jeden mit dem Namen eines Freundes bezeichnet (ſtatt ihrer Büſten). —

Solche Plätzchen, oder ſolche Stäbe ſind dieſe Vorreden. —

An jedem von dieſen Stäben des Andenkens wehen aber ein Paar Blättchen! —

An dieſem, der Ihren Namen führt, iſt die Ueberſchrift der Blätter: Zweifel und Glaube! —

Ein Kirchenvater (ich weiß nicht gleich ſeinen Namen!) ſagt eine freundliche Wahrheit, die vordem auf jener Schrift als Motto ſtand:

Felix, *nec imperanda, nec docenda — suadenda est!* —

Aber wie viel fehlt noch, ehe unſre neuen Kirchenlehrer mit dieſem Alten gleich denken — und ehe dieſer Spruch eine lebendige Maxime des Wandels und der Lehre unſrer Prediger werden wird!

Der Himmel ſegne Sie, Verehrter Freund, und erhalte Sie lange mit allen den Wenigen, die ihren Brüdern darin ein Muſter ſind! —

B . .

den 10. Novemb. 1798.

Viertes Fragment.

An Gräter zu Hall in Schwaben.

Mit diesem Schreiben faßt dich die Seele eines Jugendfreundes bei der Hand, um dich in den Hain vergangener Tage zu wohlbekannten Ruinen hinzuführen. *) — Du liebst Ruinen! — Aber freilich, sie sollten von Tempeln, Ehrensäulen, oder andern Denkmälern der Kunst seyn! — Hier ist nichts zu studieren, nichts zu entrathseln, und die Kritik findet den Tadel zu leicht, den sie anbringen könnte! — —

Aber einst, mein Freund, trafen wir Beide an der Stäte zusammen, wo jetzt diese Ruinen stehn, und die gleiche feurige Jünglingsliebe zur kräftigen Wildheit des nordischen Antiken — verband unsre Geister, — und unsre Herzen folgten nach! — Siehe, das ist es,

*) Die IV. Abtheilung.

warum meine ſich rückwärts ſehnende Seele (die ihr ganzes irdiſches Glück in der Erinnerung findet) dich alſo bei der Hand ergreift, und hierher führt! — —

Der edlere Geiſt jener Liebe lebt noch jetzt in deinen Arbeiten, obwohl es mich betrübt, daß der Mann die Jünglings-Harfe beſtäubt ruhen läßt, von der einſt der Geſang rauſchte:

„Beginnſt du, o Nordia, mit kühnem Fittig
„Den Flug der erhabnen Phantaſien,
„Zeichnen Sonnen dir die Bahn, du überfliegſt ſie! —
„Oder die Erde, ſo ſchreitet mit Rieſenſchritten
„Auf Seen und Eisgebürgen dein Fuß!“

(Der Leſer findet dieſe ſchöne Hymne auf die altnordiſche Dichtkunſt als lyriſche Inſchrift über der Eingangs-Pforte zum Garten der nordiſchen Blumen von Grätet.) —

Auch in deinem Freunde iſt die Liebe zum nordiſchen Antiken nicht erſtorben! — Die freudige Wildheit des ungeſchwächten Lebens von ſtahlernen Nerven und ehernen Muskeln — ach, wer kann mehr nach ihr ſich ſehnen, als der hypochondriſche Kränkling! — Ehe die menſchliche Seele, und ihr menſchliches Körperleben — das ſchöne Gleichgewicht gefunden haben, in welchem der Muth der geſunden körperlichen Naturkräfte mit der Kultur des ſtill und innig genießenden Geiſtes ſich in der Harmonie der höchſten Humanität friedlich vereinen (ein Ziel, wohin die geſammte moraliſche, äſthetiſche und phyſiſche Bildung ſtreben ſollte!) — ehe das geſchieht, (und wann wird und kann es geſchehen?) ſey es jedem Halbkultur-Menſchen vergönnt, auch an den einzelnen Fragmenten der Menſchheit Freude zu haben! an dem Nordlichts-Geiſte des nordiſchen Antiken, an dem roſenfarbnen Morgenroth des Orients, dem dunkeln Abendbrande des Occidens, und dem ſanftern Zodiakallichte der mittäglichen europäiſchen Menſchheit. —

Nur dem Witz der Xenien mag es verziehen werden, wenn er ſpottend nach dem Geſchmack der Geſchmäcke frägt! Das Schöne und Erhabne in der Idee vollendeter Menſchheit findet ſich noch eben ſo wenig in Produkten der Kunſt, als im wirklichen Leben! — Alles iſt Fragment, — Alles nur ein halber Akkord; Alles nur leere Zeichnung, oder umrißloſe Farbenmiſchung! —

Darf ich über das Nordweſtlicht des Geſchmacks im weſtlichen Theil von Europa urtheilen; ſo ſprech' ich, es iſt ein vereinender Abglanz vom nächtlichen Nord- und morgendlichen Oſt-Licht! — Ueber den Shakespear hinaus iſt noch Niemand gegangen, nicht einmal — — Jean Paul! — — für welchen der geregelte Deutſche um ſo weniger Sinn und Geiſt hat, als jener (Jean Paul) gerade die geiſt- und regelloſe Gährung des mannichfaltigen Schönen und Erhabnen darſtellt, das ſo eben in die Klarheit der vereinten äſthetiſchen und moraliſchen Humanität übergehen

will! — — Vereine den alten Lord Herion (im Hesperus von Jean Paul) mit Emanuel in Einen harmoniſchen Menſchen; und du wirſt ein Schattenabbild haben von der vollendeten Menſchheit! — Dies ohngefähr iſt auch die Forderung an ein Kunſtwerk für den Geſchmack aller Geſchmäcke!!! — —

Aber zurück, mein Freund, nach unſern dürftigen Ruinen! —

Der Menſch hat ſich noch immer gegen den Menſchen zu waffnen! — Und was auch die gute Marie Schmidt (der ich ſo nahe verwandt bin) gegen das unmenſchliche Streben zum Ziel der Menſchheit *) geſagt, und geſungen hat; noch, leider — (bedauert mich, Freunde, wenn und daß ich irre!) — noch jetzt führt das Recht der Menſchheit einen Hermanns-Kampf gegen den Varus! —

*) Siehe das erſte Bändchen, X. Abtheil. S. 36 v.

Ach! — eine Schlacht, wie die Schlacht bei Paderborn im Jahr humanitatis Christi 9! wie oft ist sie nicht in allen christlichen Sekulen grausenhaft wiederholt worden! und zwar für keinen Zweck, der human oder christlich heißen konnte, — wahrhaftig für keinen, der an sich edler war, als der Zweck der Hermanns-Schlacht. —

Ehe wir scheiden, sprache ich in dein gewissenhaft-antiquarisch kritisches Ohr — Folgendes: Die Bilder und Gemählde des Fragments Hermann und Thusnelda, besonders in den Wald- und Berg-Gesängen, haben nicht immer ihren historischen Grund in den Sagen der Vorzeit. Aber bedenke, Freund, daß selbst diese Sagen Fragmente (und Ruinen) sind! Harmonieren jene neuen Dichtungen nur mit dem geistigen Karakter der alten poetischen Sagen, so laß sie wenigstens als poetisch wahrscheinlich gelten! — Du weißt, die Nor-

ne Wurdi empfing ihren Dolch zuerſt aus Klopſtocks genialiſcher Hand! —

Die kühnen dythirambiſchen Kompoſitionen und die brennenden Bilder der Wodans-Hymne *) (ſo wie des Liedes für die, welche in der Schlacht bleiben möchten **), als auch des Angriffs-Geſanges ***) —) ſtehen vielleicht auf der letzten Stufe, wo das Erhabene ins Abendheuerliche übergeht! — Wenn ich aber nicht ſehr irre, ſo ſind ſie im Geiſt der alten nordiſchen Sage gedichtet! — Du weißt, es iſt ein Anders über moderne Gegenſtände ſingen im Ton alter Barden (wie Sined), und ein Anders den Genius der Barden herauf zaubern, (nach Vermögen, denn es erſcheint auch wohl ein After-Dämon) — und idealiſch ſingen in alter Weiſe für alte Scenen! — Soll-

*) Wodan iſt Gott! u. ſ. w.
**) Ihr Väter in Walhallas Hainen. u. ſ. w.
***) In Schatten treot der Tod im Thal, u. ſ. w.

Solltest du, mein ehrlicher Freund, in deinem redlichen Antwort-Schreiben mich zur neuen Ausführung dieser Ruinen ermuntern können, so sey überzeugt, daß ich mehr auf dich, als auf die Stimme aller unbekannten Recensenten, hören werde! — Aber vorher müßte mich ein Hauch des Geistes anwehen, der in mir stürmte, als ich vormals den Bau dieser modernen Antike *) begann! —

Auch dies Trümmer-Portal würde dann niedergerissen werden! — Zwar auch die Menschheit in der Barbarei ist darzustellen vor dem Auge der bessern Zeit, aber nur das wahrhaft Menschliche in ihr gefällt, und die alte Unmenschlichkeit, obwohl sie leider nach Maasgabe der Erfahrungen über die moderne (Unmenschlichkeit) hinlänglich motivirt werden kann, weiche zurück in einen elegischen Schatten des Dichter-Gemähldes; ihre Schilderung betrübe sanft, aber sie entsetze nicht! —

*) Aus dem Obigen ergiebt sich, wie dieser Ausdruck gemeint ist.

Aber die Xenien sind ungerecht, wenn sie fragen: „Ist es poetisch, daß Gott „die Menschen erbarmungswürdig „fand?“ — Ja wohl, auch das moralische Elend von einem moralischen Geiste gefaßt, dies Beides ist poetisch! —

Uebrigens glaubte ich vor funfzehn Jahren, daß eine Hermanns-Schlacht, wenn sie überhaupt unsrer Zeit in einem Drama dargestellt werden kann, sich besser in der mehr antiken Sprache dieses Fragments, als in jeder neuen und künstlichen ausnehmen müsse! —

Wenn ich den Ausspruch, Ilias post Homerum, vergesse; so — glaub' ich leider noch jetzt eben dasselbe! —

Warschau,
am 18ten Novemb. 17[illegible].

Fünftes Fragment.

An Schlichtegroll in Gotha.

Guten Abend, Freund Todtengräber! — Freilich bei Dir, mein Lieber, iſt es wenig über Mittag; aber bei mir iſt es (myſtiſch zu reden) hoch an der Zeit! — Meine Blumen ſchließen ſich, und haben ſich ſchon geſchloſſen! — Mein Leben iſt der Erinnerung heilig, wie Dein Kirchhof! Alle meine Freuden ſind Nekrologe! —

Ich ſehe nicht, daß Dir bei Deiner edeln, aber mühvollen und heißen Arbeit (die Todten Deutſchlands, die eines blumigen Grabhügels werth ſind, damit zu beſchenken) ein kühlender, erfriſchender Kranz geboten wird! —

Nimm hier einen Strauß von Halmen aus den Thälern unſrer Jugend, und laß mich

dabei als Todtengräber meiner eignen Freude ausrufen:

Hin ist hin! — Hin kehrt nicht wieder! — O wie glücklich waren wir einst in unserm schönen Bunde im kleinern Athenäum an der Saale! Und doch, von Herzen froh war ich auch damals nicht! —

Du hast Deine alte freundliche Idee von Gefilden und Hainen der Verstorbenen auf eine edle Weise realisirt! — Mir aber sind alle Bilder und Wünsche meiner Jugend wie Träume verschwunden, und eine dürftige Wirklichkeit erhält mich wach im naßkalten Leben.

Findest Du hie und da in diesen Blättern Etwas, das einem frohen Scherz ähnlich sieht, so findest Du auch die Erklärung dazu in dem Schluß der Jamben, die ich schon vor dreizehn Jahren als Epistel an Dich überschrieb! *) —

*) Der Leser findet diese Jamben in der V. Abtheil. Lyrische Halmen, u. s. w.

O, der Himmel meines Geiſtes, und der meines Schickſale, Beide waren nordiſch; — mehr als der Himmel des Landes, unter dem ich gebohren ward! — Bis zur vollen und ſchönen Blume, oder zur reifen und ſüßen Frucht hat mir nichts gedeihen wollen! — Alles iſt geſtorben im Anwuchs! — Alle meine Frühlingsfeſte waren — Halmen-Leſen. —

Wundre Dich nicht über die Klageſtimme eines Nachtvogels, Du, der Du unter Gräbern und auf Kirchhöfen wandelſt! —

Ach, in den alten Ruinen, unter denen meine Seele haufet, hatte mich einſt eine Taube beſucht! Sie war ſtill und freundlich, und wir wohnten beiſammen in ſchönem Frieden! — Damals vergaß ich den elegiſchen Ton, der mir natürlich geworden war von naher Jugend her! — Aber die freundliche Taube iſt hinab geflogen zwiſchen die blumigen Gräber, und kehrt nicht wieder zur Höle in den Trümmern! — Ich wache mit traurigem Haupt, und

mit gepreßtem Herzen, und harre vergebens! — Sie kehrt nicht wieder! —

Das iſt es, was meine alten Trauer-Töne neu erweckt! — Und in dieſer Angſt und Lebens-Bangigkeit ſchlagen oft die Fittige, und ich flattre hin und her, und die Menſchen dort unten vermeinen, es ſey freudiger Muthwille! —

O, du lieber und edler Freund Heim, (nicht Hein!) wann darf auch ich heimkehren! — Wann darf auch ich mich niederlegen, und ähnlich werden der Heimchen-Geſtalt, die der gute Asmus (aus Verſehen, oder falſcher Ausſprache) ſeinen Freund Hein nennt! —

So viel wiſſe im Voraus, daß keiner von meinen Freunden die ganze Geſchichte meines innern Lebens weiß, nicht einmal die meines äußern!

Scharreſt du einſt auch über deinen Freund den Sand des Grabes zuſammen, ſo laß es Gras-Halmen ſeyn, die über ſeinem An-

ſicht grünen, nicht Blumen an — tauſend Dornen! —

Das Leben hat Dornen genug, und wenig Blumen! — Wehe uns, wenn wir fürchten müſſen, auch im Grabe noch unſre Geliebten zu verwunden! —

Nicht anders dachte ein gutes Weib, das vor zwei Jahren ein Paar Blätter geſchrieben hatte, die ich, nebſt einem Briefe, Dir überſenden wollte!

„Es iſt ſo übel nicht (ſtand auf den Zet-
„teln), daß man in den alten Leichenſermonen
„alle Todten ſelig nennt! Der Geſchichte
„bleib' es vorbehalten, ſie (moraliſch und poli-
„tiſch) zu kritiſiren! — Aber die Denk-
„mäler auf dem Kirchhofe ſollen erfreuen,
„nicht betrüben, denn der Kirchhof an
„ſich betrübt genug! — Was ein Menſch
„gewirkt hat, iſt wohl leichter zu ſagen,
„als was er geweſen iſt! — Jenes ſage
„die Geſchichte, dieſes der Grabſtein,
„und eben darum ſage der Letzte nur das Gute

„und Schöne, und verſchweige das Andre, von
„dem man ſo wenig weiß und wiſſen kann, und
„das doch an dieſer Stäte ſo ſehr betrübt und
„kränkt."

„Zwar lobt man hier und dort das ei-
„genſinnige Todtengericht der Egypter: aber dieſe
„Gerechtigkeit war grauſam und eitel! — Wohl
„nur der gute Menſch hat Sinn, hat Furcht
„und Hofnung, für das Urtheil der Nachwelt.
„Und warum ſoll es dieſen in ſeinen letzten Ta-
„gen noch ängſten, daß der Leichenſermon ſeine
„Fehler und Gebrechen aufzählen werde?"

„Ueberall am Grabe (des Freundes und
„Feindes, des Gerechten und Ungerechten, des
„Weiſen und Unweiſen) bedarf der Menſch
„Troſt! — O gewiß, wann ich vom Tode ei-
„nes Menſchen ſpräche, und daß er an ſeinem
„Theil des Lebens Laſt und Hitze getragen hat,
„und daß er dahin gegangen iſt, und nicht wie-
„der kömmt, und ſeine Geſtalt ſelbſt ein Grab
„wird — nein, dann könnt' ich nicht anders
„als mit Freundlichkeit und Schonung an ſeine

„Fehler denken! — In der Geſchichte ſie-
„hen wir nicht am Grabe; da urtheilen wir
„als Lebende über Lebende!“ —

„Aber ſanften Schlaf im Leichen-
„tuch! Und lieber einen Grabhügel von leich-
„tem Flugſand, als einen marmornen Leichen-
„ſtein mit mediſanten Inſchriften, wie die auf
„den armen, unſtäten und von ſich ſelbſt geäng-
„ſteten Moritz, der endlich ruht!“ —

Die Hand, welche dies ſchrieb, ruht auch! — —

Lebe wohl, edler Freund Heim! — Und pflanze noch lange mit frommen Händen kühlende Bäume um die Grabſtate guter Menſchen, die des Lebens Laſt und Hitze getragen haben, und ſammle noch lange die Lehr- und Troſt-Worte großer Todten, und laß ſie Inſchriften werden auf den friedlichen Denkmahlen an ihrer Gruft! —

Berlin,
den 12ten Novemb. 1789.

Sechstes Fragment.

An Unbekannte.

Die Einfälle No. VI. dedicire ich hiermit jedem Mann und jedem Weibe, die ſich darin für getroffen halten! —

Hoffentlich ſchreib' ich alſo dieſe Zeilen in die Luft, — denn beſtimmte Perſonen habe ich nicht treffen wollen! —

Sollte ſich aber wirklich Jemand finden, der dies Billet nebſt einem oder dem andern Einfall auf ſich beziehen will, oder muß, ſo erwarte ich eine — billige Dankſchrift, nebſt Ort, Datum und Namen, damit ich für die Zukunft gebührlicher und beſtimmter verfahren kann! —

Ich verſpreche aber, daß ich, bei nächſter Gelegenheit, eine möglichſt vollſtändige Nach-

weiſung liefern und einreichen werde, von Allen, welche um die Würde: Einen oder den andern dieſer Einfälle, Schattenriſſe (auch der Aſſemblee-Partien im erſten Bändchen) ſich allein zueignen zu dürfen, auf eine gebührliche Art ambiren und anhalten. Ich ſelbſt kann nicht entſcheiden, ſondern muß anheimſtellen! — — Aufrichtig! Wir haben Narrheiten geſchildert unter Perſonen-Titeln, aber keine Perſonen! —

Siebentes Fragment.

An mich ſelbſt.

Mir ſelbſt dedicire ich hiermit die beiden Stücke unter dem letzten Rubrum dieſer Sammlung *), Vorrede und Nachrede ausgenommen — und gratulire jedem künftigen Bändchen im Voraus zu ähnlichen Angebäuden und Kapellen der Freundſchaft, und zu den kleinen Gemählden und Zeichnungen, die ich noch künftig darin auszuſtellen hoffe! —

*) Blätter aus dem Pulte vertrauter Freunde.

Warſchau,
den 14ten Novemb. 1798.

I.

Data und Fragmente

zu und von

Abhandlungen.

I.

Cui bono?

Worte gelten (nicht nur wie Münzen, sondern auch) wie Kleider. Eine neue Tracht, erfunden von dem, dessen Gestalt sie besonders angemessen war, den sie zierte, oder der sie aus Bedürfniß und Bequemlichkeit wählte — wird oft nur so lange für häßlich gehalten, als sie gerade die rechte Gestalt bekleidet. Bald erscheint sie auf tausend Figuren, denen sie nicht anpaßt, deren Haupt, oder Busen oder Taille sie verunstaltet; sie ist aber Mode geworden, und sie gefallt. — Endlich veraltet das neue Kleid, und der feinste und artigste Mann kann nicht mehr fein und artig seyn in der alten Mode.

Wie es uniforme Kleider giebt, so giebt es auch uniforme Ausdrücke. Beide gelten in ihrem Lande für alle Moden. Die Uniform und ein solches Wort sind Zeichen eines guten Patrioten. — Und so wie es Trachten giebt, an denen man hie und da den Jakobiner auf den ersten Blick erkennen will; so giebt es auch Worte dieser Art! —

Zu den letzten gehören die Worte: Aufklärung, Freiheit, Gleichheit, u. a.

Ich setze aber bei meinen Lesern voraus, daß keiner von ihnen in Rußland wohnt, und daß in ihrem Lande niemand durch einen Rock oder Hut u. dgl. politisch verdächtig wird. Ich bitte sie daher, diese Freiheit auch meinen Worten zu gestatten, die ja nur Rock und Hut meiner Gedanken sind.

Meine Bitte ist bestimmter: ich ersuche den Leser dieser Blätter, ganz zu vergessen, daß das friedliche Wort Aufklärung, ohne die Schuld seines großen Begriffs, in seinem guten Rufe beinah so tief gesunken ist, wie vor-

vormals das eben so unschuldige Wort Genie; — ja, daß es vielleicht in manchem Staate nicht weniger gefahrlich seyn mag, ein Aufklärer oder Aufgeklärter — als ein Jakobiner zu heißen. Gott weiß es, ich denke bei jenem Worte an alle gute Gaben, welche von oben herab kommen, vom Vater des Lichts — und bin überzeugt, daß dieses unmittelbare Geschenk Gottes, in welchem sich sein Ebenbild in uns legitimirt, nur in so fern unser irdisches Glück vermindern kann, als wir selbst in dem Wahn stehn, es müsse dasselbe vermindern. Jeder Feind der Aufklärung, jeder, der sie verdächtig macht, macht sie erst gefährlich, wie ein mißtrauischer Ehemann, der sein treues Weib allem durch seine Eifersucht zur Untreue verführt. —

Bin ich hierüber mit dem Leser einig, so darf ich nicht fürchten, daß ihn der Titel des folgenden Aufsatzes: über Aufklärung des großen Haufens, abschrecken werde;

dafern er nicht eben darum die gute Sache haßt, weil ſie gut iſt.

Den reſpektablen Leuten, die vielleicht bei Leſung dieſer Blätter ihre Leitfrage: cui bono — wozu nützt dieſer Unrath? hie oder dort anbringen möchten, geb' ich ihre Frage zurück: Wozu nützen Sie ſelbſt, meine Herren?

Ein anſehnlicher Theil von Ihnen weiß es nicht; iſt nie auf den Einfall gekommen, darnach zu fragen; er arbeitet in ſeinem Amt mit der Treue, dem Fleiß und der Pünktlichkeit ſeines Weſens, das eben nicht Menſch zu ſeyn brauchte, wenn es nur gerade ſo viel Verſtand hätte, jede aufgegebene Regel zu verſtehn und ſie mechaniſch auszuführen. — Es mag eine politiſche Welt geben, in welcher ſolche Weſen nöthig ſind; die moraliſche bedarf ihrer nicht. — Aber wozu moraliſche Weſen in ſolcher politiſchen Welt? Cui bono, das vergrabene Pfund der Fähigkeit ſelbſt zu denken, und freiwillig, d. h.

mit der Ueberzeugung, daß es gut ſey, treu, fleißig und pünktlich zu arbeiten? Haushälteriſcher Gott, warum für gewiſſe Stände und Aemter der politiſchen Welt nicht ein Mittelding zwiſchen Thier und Menſchen? — Wahrlich, meine Herren, es giebt beſtimmte Geſchäfte ganzer Stände, wo der Menſch zu viel und das Thier zu wenig iſt, und wo jener eben durch ſeine höhern Fähigkeiten und ſeine edlern Triebe alles verdirbt.

Freilich, einige von Ihnen, meine Herren, haben über die Frage: Wozu ſie ſelbſt nützen? ſehr gründlich nachgedacht. Sie arbeiten für das allerhöchſte Intereſſe ihres Monarchen und für das dieſem Intereſſe ſubordinirte Wohl des Staats; d. i. wie man hört, für die Glückſeligkeit des Volks, als einer Menge von Individuen.

Was der Monarch für ſein Intereſſe hält, kann er Ihnen ſagen, und wenn Sie ſeinem Willen gehorſam ſind, ſo haben Sie denn frei-

lich — ſo lange ſein Wille derſelbe bleibt — ein ſehr beſtimmtes Ziel Ihrer Thätigkeit.

Oft zwar wird Ihnen nur der Weg zu dieſem Ziele vorgezeichnet. Sie bemerken vergebens, daß es ein Spatziergang ſey, den man wieder zurück machen müſſe; Sie ſollen nun einmal weder zur Rechten noch zur Linken aus dem Pfade treten, und, da Sie ſelbſt bei dieſer Reiſe nichts verlieren, ſo gehen Sie getroſt, ſo weit Sie können, um dort zu ſagen, was Sie ſchon hier ſagen konnten: es iſt nicht der rechte Weg! — Ich dürfte Sie hier feſthalten, und die Frage wiederholen: cui bono? und wenn wir bei der Antwort keine ſophiſtiſchen Ausflüchte ſuchten, würde ſich, meines Dafürhaltens, ergeben, daß eigentlich das Ziel Ihrer Reiſe nicht ſowohl das Intereſſe des Abſenders, als vielmehr das gute Botenlohn geweſen ſey. Der Menſch will leben, und darin hat er gar nicht unrecht! — Er thut tauſend Dinge, ſpielt komiſche und tragiſche Rollen, Rollen, für die er

ſich ſchickt und nicht ſchickt; — der Starke läßt ſich vom Schwachen mißhandeln, der Kluge gehorcht knechtiſch dem Dummen, der arme Weiſe läßt ſich vom reichen Narren belehren; — man tanzt auf ſchlaffem Seil, man buhlt um den Beifall des Publikums, man projektirt neue Abgaben; — der Ariſtokrat dient unter dem Heere der neufränkiſchen Republik, Demokraten fochten unter den Fahnen der kombinirten Armee; — der Freigeiſt vertheidigt die Bibel, der Fromme, der in Chriſti Namen ſelig ſterben will, läßt ſich, in Ermangelung des himmliſchen Freudenbechers, gern zur Freudentafel der Gottloſen einladen, und belacht ihre Spöttereien: — — alles, alles, damit man leben und leidliche Tage haben möge.

Aber da dies, in Bezug auf dieſe Blätter, bei mir nicht der Fall iſt — wie er es doch ſeyn könnte, (und dann thäten wir beſſer, wir frügen uns bei dem Weſen, das jeder treibt, gar nicht: cui bono) ſo möcht' ich lieber von Ihnen hören, wie Sie, außer dem Intereſſe

des Fürſten, noch für das Wohl des Staates, ja ſogar (welches oft zwei ganz verſchiedene Dinge ſind) für die Glückſeligkeit des Volkes als Individuen arbeiten; ja, wie Sie dies als Zweck Ihrer Thätigkeit nur aufſtellen können? Wiſſen Sie denn nicht, daß die praktiſche Politik in allen ihren Departementern noch bis jetzt nicht einig werden kann, über das, was man das wahre Wohl eines Staates nennen ſoll? Doch, wenn auch der Zweck beſtimmt genug angegeben wäre, wie lange würde man nicht noch um die beſten Mittel zu ſtreiten haben! — Wiſſen Sie denn nicht, daß auch Sie nur dem Ohngefähr es zu danken haben, wenn Ihr Wille, der vielleicht an ſich gut iſt, auch eben ſo gut ausgeführt wird? Werden Sie nicht mißverſtanden? Sieht jeder Ihre gute Abſicht ein? Leidet bei Ihren Einrichtungen niemand? Schreit nicht oft auch der, den Sie (o übergöttlicher guter Wille) glücklich machen wollen? Wie groß iſt Ihr Wirkungskreis? Er ſey ſo groß, als Sie wollen, Sie

ſelbſt wirken doch nur für eine kurze Zeit. Wird Ihr Nachfolger ſeyn, wie Sie? Wird er den halbvollendeten Bau nicht umwerfen, bloß weil ein Fremder den Riß dazu entwarf, und weil jeder gern nach ſeinem eignen Riß bauen möchte, oder weil er glaubt, einen beſſern machen zu können? Blicken Sie doch in die neue und neueſte Geſchichte der europäiſchen Kabinetter, in die Geſchichte der Finanz-, der Kriegs-, der Kirchen-Departements, und ſagen Sie mir: cui bono die beſten Projekte, die nicht ausgeführt, oder nach der Ausführung verworfen werden? Warum laſſen Sie nicht alles beim Alten, da das Neueſte doch auch bald zum Alten gehören wird? Warum machen Sie die Menſchen irre durch Neuerungen, die ſchon deswegen nicht Verbeſſerungen ſind, weil ſie von Ihnen ſelbſt oder von Ihren Succeſſoren aufgehoben werden — kurz, weil ſie nicht für die Dauer ſind, und weil gemeinhin die neue Ordnung der Dinge nicht länger beſteht, als bis wir ſie gewohnt

ſind, bis wir uns leicht ihr ſie ſchicken? — O die Selbſtdenker, die Selbſtdenker unter den höhern Geſchäftsleuten machen uns mehr Noth, als die Selbſtdenker unter den Schriftſtellern!

Aber freilich, meine Herren, was würde aus der Welt werden, wenn jeder das Wenige, was er für ſich und andre thun könnte, bloß deswegen nicht thäte, weil der groſſe Zweck, der ſeiner Thätigkeit die Richtung geben ſoll, vielleicht oder gewiß nicht erreicht wird? — Warum ſäet der Landmann, da ſo manches Ungewitter ſeine Erndte verderben kann? — Warum baut der Menſch, da er nicht für die Ewigkeit bauen kann? — Warum iſſet und trinkt er, da er doch bald wieder hungrig und durſtig wird? Warum laßt er ſich ein zerbrochnes Glied heilen, da der Tod doch alle ſeine Glieder zerbrechen und pulveriſiren wird? —

Ohnlängſt ſuchte man diejenige Art und Sorte von Religions-Glauben, welche unſerem

Staate am zuträglichſten gehalten wurde, durch ein Edikt und Privilegium zu ſichern, ſo wie wir noch den Flor der einländiſchen Fabriken durch das Verboth ausländiſcher Kunſtprodukte zu erhöhen trachten. In beiden Fällen aber gab und giebt es Schleichhandel, bei deſſen Entdeckung man nichts beſſers thun konnte, und noch kann, als die Defraudanten — unglücklich machen! — Sollten wir nicht auch das fixe Gehalt der Kirchenlehrer lieber für die Schatzkammer des Staats einziehn, weil das ganze Amt eines Geiſtlichen, ſein Beten, Predigen, Vermahnen zur Buße, ſelbſt ſein exemplariſcher Wandel, weil alle dieſe Dinge niemals ſo viel Gutes ſchaffen werden, als ſie doch ſollen; weil durch die vorgetragene Glaubens- und Sittenlehre Jeſu der größte Theil der Menſchen nicht gebeſſert, und mancher Einzelne durch Mißverſtand ſogar verſchlimmert wird; und weil wir endlich, bei allen Ausgaben für die Ober- und Unterdiener des Lehrſtandes, immer noch ein mächtiges Heer von mili-

tairischen und zwilen Kriminalbeamten nicht entbehren können? — Kurz, sollten wir nicht aufhören, zu lehren und zu warnen, in der Gewißheit, daß die meisten Menschen nur durch eigne Erfahrung klug werden wollen? Sollten wir nicht aufhören, von Pflicht, Tugend und Glückseligkeit zu schwatzen, da wir selbst, so wie unsre Untergebenen, niemals so fehlerfrei seyn werden, als es die Moral und unser höchstes Wohlseyn verlangt? Viele Aemter, viele Besoldungen wären dann aufzuheben und einzuziehn, ja ich glaube, es dürften am Ende gar keine Aemter besetzt, gar keine Besoldungen ausgezahlt werden. — Sind Sie damit zufrieden, meine Herren? Gewiß nicht!

O, meine Herren, es steht schlimm mit der Menschenwelt, wenn Sie das Arbeiten auf Hofnung ein Uebel nennen; denn durch dies Uebel allein erhält sie sich noch.

Doch nein, der Mensch, der auf seine beste Hofnung, nach seiner besten Einsicht unermüdet arbeitet, hat (Ihr Herz wird mich ver-

ſiehn!) ſeinen Lohn in ſich ſelbſt. — Thun wir nur etwas, das uns erlaubt iſt, thun wir es mit der Ueberzeugung, daß es an ſich gut iſt, daß wir, unſern Kräften und unſerm Standort nach, nichts Beſſeres thun können, und thun wir es endlich mit dem Fleiß und mit dem Feuer, womit es gethan werden muß, und deſſen wir fähig ſind, ſo giebt uns dieſe Thätigkeit allein ſchon ein Verdienſt bei uns ſelbſt, und wir dürfen unbekümmert ſeyn, ob unſre Saat Frucht bringen wird, oder nicht. Ueberdies hoffen wir ja auf eine Welt, welche uns nicht die Früchte, die wir etwa mitbringen könnten, ſondern die Arbeit belohnen wird, und wo wir, ſchon durch die erhöhte Thätigkeit im Guten, (dies Gute habe nun auf Erden unter dieſem oder jenem Departement, oder unter gar keinem — gedeihen oder nicht gedeihen wollen) uns zu einem beſſern Amte qualificiren. Davon, meine Herren, müſſen Sie überzeugt ſeyn; denn wahrlich, Sie handeln ganz ſo, als wären Sie davon überzeugt! —

Hat nun jeder Mensch die Erlaubniß, die Wahrheit zu sagen, d. h. seine eigene, beste, kälteste Ueberzeugung andern auf dem Wege Rechtens, d. h. durch den öffentlichen Vortrag seiner Ueberzeugungen bekannt zu machen, so daß man ihn auf demselben Wege, durch Vortrag gültiger Gegengründe widerlegen kann; ist diese Bekanntmachung an sich gut (und keine Ueberzeugung kann in ihrer rechtmäßigen Mittheilung böse seyn *); thut der Mittheiler für die Annahme seiner Ueberzeugung, so viel er dieser schuldig ist, und so gut er es seinen Kräften und seiner Lage nach thun kann; — so, meine Herren, — so lassen Sie uns immer vergessen, daß ich Ihnen zutrauen konnte, Sie würden bei Lesung dieser Blätter: cui bono? fragen.

*) Den Gebrauch, den andere davon machen, freilich — aber nicht anders geht es auch den besten Staats-, Finanz- und Kriegs-projekten, die ebenfalls nicht immer auf dem Wege Rechtens eingeführt werden.

Ich habe in dieſen Anſätzen (wenn Sie Scherz vom Ernſt unterſcheiden) nichts geſagt, von deſſen Gegentheil ich überzeugt war. (Gott gebe, daß dieſe Ehrlichkeit bei allem, was jeder von Ihnen als persona publica oder als Officiant ſagt und thut, auch Ihr Geſetz iſt.) — Ich halte für Wahrheit, was ich ſage, d. h. ich habe gerade ſo viel und ſo gute Gründe dafür, als bis jetzt meine Vernunft, mir bewußt, verlangt, daß ich ſie für eine ſubjektive Wahrheit haben ſoll. Ich ſuche meine Ueberzeugung auf dem Wege Rechtens einzuführen. Ich zwinge ſie keinem auf, ich verſpotte keinen, ſchlage niemanden, ſehe niemanden außer Brodt, laſſe keinen in Ketten und Banden legen, der, eben ſo ehrlich gegen ſich ſelbſt, nicht meiner Ueberzeugung ſeyn will, weil er es nicht ſeyn kann, und eben darum nicht ſeyn ſoll. Auch will ich (und zwar auch, wenn ich es könnte, wie ich es nicht kann) weder mit Silber und Gold, noch mit Aemtern und Titeln irgend eine Seele beloh-

nen, die mir hie oder dort den Gefallen thut, meine Ueberzeugung für die ihrige gelten zu lassen. Nein, ich trage meine Ueberzeugung so deutlich vor, als ich kann, und ich geselle ihr, bald auf diese, bald auf eine andre Art, die Gründe bei, deren sie in meinen Augen benöthigt ist, um den Schein unüberlegter Einfälle zu verlieren. — Ich kann irren, ich irre vielleicht, aber ich will es nicht. Wer meiner Ueberzeugung nicht ist, kann gleichfalls irren, irrt vielleicht, nur, gebe der Himmel, daß auch er es nicht wolle. Hab' ich unrecht, so beweisen Sie mir, auf dem Wege Rechtens, daß ich es habe; schon dieser Beweis ist Gewinn, wenn auch nur für Sie und für mich. Hab' ich recht; nun gut; so ist kein Streit! —

Denn den Wenigen unter Ihnen, die das unerlaubte Verbot, gewisse praktische Wahrheiten zu sagen, so gern mit dem Spruch entschuldigen wollen: Daß in der Theorie sehr richtig seyn könne, was doch in der Praxis erwiesenermaßen fehlschlägt — ra-

ehe ich ganz gehorsamst, bei nächster Muße doch ja recht zu bedenken, was Sie meinen. Ist die Theorie in der That richtig, so liegt die fehlgeschlagne Praxis an dem Versehn des Praktikers, und dieser muß (die Theorie vor Augen) sich von neuem und wieder von neuem bestreben, der Theorie gemäß zu verfahren. Ist aber — (das Versehen der Praktiker abgerechnet) — die Praxis an sich unmöglich: so ist ja die Theorie falsch, die uns eine solche Praxis befiehlt. Daß die Praxis an sich unmöglich sey, seh' ich aber auch nur durch eine bessere Kritik ein, nicht etwa durch tausend mißglückte Experimente. Die Herren, die alles wollen erfahren haben, wissen nicht recht, was man erfahren kann.

Jenes Sprüchlein ist das Symbolum der Faulen, die gern den Schein hätten, als ob sie aus Grundsätzen faul wären — und derer, die das L. S. unter den Kopien königlicher Mandate mit: laß schleichen! übersehen, obgleich sie sonst keine Gelegenheit hinaehen las-

ſen, wo ſie ſich die unterthänigſten und treugehorſamſten Diener Sr. Majeſtät nennen können.

Was aber diejenigen Politiker anbetrift, die mit der Miene des Vielwiſſens den Zeigefinger auf den Mund legen, und uns laut genug in die Ohren rufen: man muß nicht alles ſagen, was wahr iſt; denn das iſt dem Könige, oder dem Staate, oder der Religion nachtheilig; ſo muß ich geſtehn, daß ich in der That fürchte, ſie zu Leſern dieſes Buches zu haben. Sie ſind die gefahrlichſten Menſchen, die ich kenne; denn ſollten ſie (worauf ſie entweder mit Abſicht oder in aller Einfalt hinarbeiten) ſollten ſie es endlich ſo weit bringen, daß unſre Machthaber ihres Glaubens würden: ſo darf kein Despot, kein arger Höfling, keine Maitreſſe um die demolirte Baſtille, und kein Dominikanermönch um die aufgehobene Inquiſition trauren. — Gegen das Urtheil dieſer Leute pro-

proteſtir' ich, wie gegen das Urtheil der entſcheidendſten Inkonſequenz des Kopfs, oder der abſichtlichen Bosheit des Herzens. Wer der Wahrheit nachſagt, daß ſie den Königen, den Staaten oder der Religion ſchädlich ſeyn kann, weiß entweder nicht, was er ſagt, oder weiß es ſehr wohl und iſt ein Feind der Wahrheit, dafern er nicht vorausſetzt, daß die Könige, die Staaten und die ſammtlichen chriſtlichen Kirchen, anſtatt die Wahrheit zu beherrſchen, ſich von ihr ſollen beherrſchen laſſen, wie es Recht und Pflicht iſt! — dann aber — warum den Zeigefinger am Munde, und das laute Rufen in die Ohren?

Was ich hier gegen die Herren von der fruchtbringenden Geſellſchaft*), und ihre Frage: cui bono? ſo wie gegen die politi-

*) Wir meinen damit keineswegs die Mäuſer-Ziel, die in einigen Orten Deutſchlands ſo genannt werden — ſondern bloß einige Namen- und Maulen-Menſchen. —

ſchen Antianſtärer und Wahrheitsfeinde gezogen habe, ſoll nicht allen, ſondern nur einigen Aufſätzen dieſes Bändchens zum Schutze dienen. Der Streit iſt nicht feindlich; es ſind gymnaſtiſche Uebungen des Geiſtes.

II.

Ueber die Aufklärung des großen Haufens.

1.

An einige Christen und Brüder.

Eine Epistel.

Liebe Christen und Brüder! da unter euerm Namen, und mit euerm Glauben so viele listige Widersacher des Guten umherschleichen, so viele Verächter der Wahrheit und Liebe, so Viele, die mit beiden kannibalischen Gutern einen verrätherischen Judas-Handel und Wechselgeschäfte treiben, theils auf dem Markte, theils in dunkeln Hallen, sonderlich in den Kapellen und Kabinetten der Könige; — so haben wir, die stille Gemeine des Herrn zu Sanct-Hymmanitas Christi in der Einsamkeit,

Euch durch gegenwärtigen unſern Brief auf dieſe Feinde des Geiſtes und Wandels Chriſti aufmerkſam machen, und Euch freundsbrüderlich ermahnen wollen: wohl Acht zu haben auf dieſe Verfälſcher und Klügelinge, die Euch allenthalben umgeben, mit denen Ihr Handel und Wandel treibt, an deren Tafeln Ihr ſpeiſet, wie ſie an der Euern, und die Ihr in weltlichen Dingen oft mit gutem Glück zu Rath und That ziehet. Denn wir wünſchen aus treuem Sinn, daß ſolche falſche Chriſten und Namensbrüder durch ihren Namen, und ihr Zeichen, und durch ihre Klüglingswerke Euch nicht verführen mögen zum Schaden eurer Seele; d. i. verdolmetſchet, eures liebevollen Herzens und eurer guten Vernunft! —

Wir leben aber, wie auch Ihr merken werdet, (ein jeder an ſeinem Himmels-Kreiſe) in der Spät-Nacht, da die Dämmerung des Morgens erſcheinen will, und der Tag des Herrn nahet, und heiſſen wir gläubig auf die Herrlichkeit der Erſcheinung des Geiſtes Chriſti und

ſeiner Lehre, daß ſie aus den Wolken niederſteige zur Erde, und die Schläfer im Grab der Lüge und des alten Wahns auferwecket werden, wenn nicht vom friedlichen Strahl des Herrn, ſo von den Poſaunen ſeiner Engel und Erzengel, wie auch von dem Geſchrei des alten Drachen, der mit ſeiner letzten Nacht-Beute hinabfährt! —

Darum hat der Teufel Klüglinge von den Seinen hinauf geſandt, nicht, daß ſie den Anbruch des Morgens zurück zaubern möchten, aber, daß ſie die Seelen der Guten in Irre brächten vor Tag, und die Einfältigen zweifeln machten: „Iſt es Morgendämmerung, was wir gewahren, oder Abenddämmerung zu einer neuen dunkeln Nacht, oder Flimmer eines gleiſſenden Nordſcheins?“ Denn in dieſer Zweifelangſt und Irre will er ſie zerſtreuen von den Höhen, wo ſie die Sonne erwarten, daß er fangen möge im Dunkel der Klüft' und Thäler, ſo viel er vermag, und die Zeit ihm erlaubet. —

Wir wollen nun aber nicht weiter in bunten Bildern reden, sondern in einfarbigen Worten!

Für dies Mahl, und damit unser Brief nicht zu schwer und lang werde, sey es genug von Einer Sache zu handeln; nämlich, ob es christlich und Gott wohlgefällig seyn könne, wenn einige Menschen, Christen und Brüder, als da sind, die Bauern, die Taglöhner, Handwerker, Soldaten u. dgl. gefangen gehalten werden am Seile, damit sie keiner eignen Erkenntniß, auch keinem eignen Willen Raum gäben, sondern mit ausgestochnen oder verbundnen Augen ihren Mühlengang gehen in die ewige einzige Runde, wie sie geleitet und getrieben werden, bis sie endlich zusammen sinken, und aus der Mühlen-Sklaverei hinaus gethan werden in die Freiheit des Todes! —

Wir reden davon in der Beilage, welche ein Fragment ist von einem Sermon in prosaischem Stiel, nicht an Euch, sondern an die christlichen Antichristen, die Klüglinge, in deren

Herzen eine Kapelle für Gott, neben einem Tempel für den Teufel ſteht, und die in jener ein Ave beten, beim Durchgang, wenn ſie das Brandopfer oder die Meſſe im letzten verrichtet haben. — Einige davon wiſſen nicht, was ſie thun oder reden; die Meiſten aber wiſſen es gar wohl, und wenn ihre Verkehrtheit zur Schau geſtellet wird, ſo läßt ſich hoffen, ſie werden aufhören, auf beiden Seiten zu hinken, und werden entweder den Tempel, oder die Kapelle abbrechen! —

Aus dem gedachten Fragment werdet Ihr noch klärer ſchauen, wer die ſind, die wir meinen. —

Und eben darum ſenden wir Euch ſolches und wünſchen, daß Ihr mit Euerm Herzen und Geiſt dieſe ſchwarzweißen Seelen, dieſe Gemüther mit der halb Tag- halb Nacht-Maske, fliehen möget, damit Ihr nicht verunreiniget werdet, und Glaub' und Liebe rein und kräftig behaltet! Amen.

Fragment.

1793.

Es iſt unbegreiflich, wie ein Menſch von oder mit Religion, zumal ein Chriſt, behaupten könne, nicht allen Menſchen dürfe die Freiheit zugeſtanden werden, ihre eigne Vernunft zu gebrauchen; beſonders müſſe dem gemeinen Mann keine Gelegenheit gegeben werden, über ſeine Rechte und Pflichten in ſeiner Beſtimmung als Menſch, und in ſeinen Verhältniſſen als Bürger nachzudenken, oder, (welches, genau genommen, einerlei iſt) zu raiſonniren. (Das Raiſonniren in der Bedeutung eines geſellſchaftlichen Umſatzes und Tauſches von Ideen, Meinungen, u. ſ. w. iſt das Athmen des Denkens.)

Wenn es eine Gottesläſterung giebt, ſo iſt es wahrſcheinlich jener Gedanke. Warum hätte denn der gütige und weiſe Vater aller Menſchen allen ſeinen Menſchen die Fähigkeit der Vernunft mitgetheilt, wenn von einer Mil-

tion nur immer einige Hundert ſie üben und ausbilden ſollten?

Wir fordern hier kühn Jeden auf, der dieſer Meinung iſt, uns zu ſagen: warum denn der Schöpfer die laſttragende Menſchheit, oder den leider Gottes ſogenannten gemeinen (wir ſollten ſagen: weniger gebildeten) Mann, nicht gleich ohne dieſe jetzt verſchwendete Fähigkeit, als ein dem vornehmeren Menſchenvolk ſehr nützliches Mittelding, zwiſchen Thier und Menſchen geſchaffen habe? Denn, daß der größte Theil der Menſchen, da er ſeine Verſtandskräfte nicht übt, endlich den Schein erhält, als habe er dieſe Kräfte nie beſeſſen, darf uns doch unmöglich zu der ernſtlichen Vermuthung verführen, er habe wirklich weniger empfangen, als wir andern.

Kann es nun Gottes Wille, kann es nun recht und gut ſeyn, den gemeinſchaftlichen Vorzug unſrer Natur, einen Vorzug, der uns nicht nur für dieſe Welt, ſondern für

unſere ganze Exiſtenz gegeben iſt, bei dem größ. ſern Theile unſerer Brüder zu unterdrücken, oder ihm Alles zu nehmen, wodurch er ſich le: gitimiren kann, Alles, wodurch er das zu werden vermag, was er werden ſoll?

Ihr ſagt, die allgemeine Freiheit der Ver: nunft ſey eine verheerende Freiheit; ſie reiße Vorurtheile nieder, ohne eine Wahrheit an ihre Stelle zu ſetzen.

Iſt es denn nicht Wahrheit, daß dieſe Stelle leer iſt? Aber auch das ſey ein Irr: thum! Das Vorurtheil ſey Wahrheit, nur habe der menſchliche Geiſt, bei ſeinem bisheri: gen Gange, und dem ſelbſt erſtiegenen Grade ſeiner Bildung, keine Gründe, für Wahr: heit zu nehmen, was für falſches Vorur: theil zu halten er genugſame Gründe hat. Nun ſo laßt — (denn wer iſt hier Richter der letzten Inſtanz, wenn es nicht die eigne Ver: nunft jedes Menſchen bei ihm ſelbſt iſt?) — laßt das ewige Ringen der Vernunft mit Irr: thümern, die ſie bald zu Boden wirft, bald

wieder aufhebt, und gegen sich selbst bewafnet; — laßt dies Ringen auch für Wahrheit gelten! Ehret diesen Streit als die höchste Bestimmung unsers Geistes in dem Lande der Bildung, in der Schule des Himmels, und macht ihr, die ihr euch Lehrer zu seyn dünkt, macht ihr nicht selbst euern Schülern die Probe-Arbeiten, nach denen sie einst beim großen Examen ihre Versetzung erwarten.

Gott ist kein König, dem uniformes Wesen gefällt, wenn irgend etwas Besseres darunter leiden muß, das keiner Uniform fähig ist. Instinkt und blinder Glaube ist Uniform des Geistes. Jener erniedrigt das Thier unter den Menschen, und dieser — — erhöbe etwa den Menschen über den Engel? — — Laßt doch eure Brüder, die der ungerechte Zufall in der sichtbaren Welt hinter euch zurück warf, laßt sie doch in der Welt der Geister neben euch stehen, wo sie Gott hinstellte!

Ihr Unbarmherzigen, ihr Menschenfeinde, ihr falschen Christen, sagt nicht, daß Ihr euern

Gott achtet, wenn ihr ſein Ebenbild mit Füßen tretet; verberget euch nicht mit euerm theologiſchen Geſchoß hinter die Ruinen einer menſchenfreundlichen, menſchenachtenden Religion, die eure Vorfahren dem Teufel zur Freude niederriſſen: — dieſe Ruinen, dieſe eure Schutzwehr wird über euch fallen, und euch zerſchmettern.„—

Aber freilich lacht ihr kalt über den Schwärmer, ihr, die ihr den Eifer für das Gute nur auf den Kanzeln und Rednerſtühlen verzeiht, und bei genauer Prüfung eures Innern finden würdet, daß ihr in der Tugend nichts als den ſchönſten Gegenſtand einer Poeſie, einer Predigt, eines Trauerſpiels, oder eines Geſpräches bei Mondſchein achtet. Ihr, die ihr von Gleichheit und Bruderliebe, und von der Kindſchaft bei Gott ſo viel Schönes und Rührendes in euern Kirchen und Logen daher ſingt, und daher betet, ohne daran zu denken, daß, wenn auch hier Zeit und Ort euern Geſang nicht Lügen ſtrafen, (denn jetzt freilich

jungt und betet ihr) doch euer Leben dieſe Ge-
ſänge verhöhnt, und daß eure Zweideutigkeit
und Inkonſequenz ſichere Zeichen eines ge-
ſchwachten Kopfes, oder eines verderbten Her-
zens ſeyn. O, ihr — wie ſoll ich ſagen — ab-
ſcheulichen oder bedauernswerthen Menſchen?
eure Tugend, eure Religion, die ihr über alle
Güter der Welt, und über alle Erden-Weis-
heit erhebt, hofmeiſtert ihr zugleich durch das
ſittliche Unding, was ihr Politik nennt.

Ihr ſagt, es iſt aus politiſchen Gründen,
jedes Wie und Wann mit in Rechnung ge-
bracht, nicht möglich, den gemeinen Mann
aufzuklären; er würde ſchlechterdings ſein eig-
nes, und der ganzen menſchlichen Geſellſchaft
Wohl und Glück zerſtören. Man muß ſeinen
Geiſt in Feſſeln halten, da ſein Körper ſo ſtark
iſt; man muß ihn nicht über ſein thieriſches Ich
hinauslaſſen, ſondern ihn ganz eng in den letz-
ten Bedürfniſſen deſſelben eingekerkert halten!

Nun, ſo kann es denn nicht wahr ſeyn,
daß die Uebung und Bildung des Verſtandes

und der Vernunft unſre gemeinſchaftliche Pflicht iſt; kann nicht wahr ſeyn, daß die Ausbildung unſrer Seelenkräfte noch in der andern Welt auf unſre Beſtimmung Einfluß hat; kann nicht wahr ſeyn, daß es noch eine Welt der Geiſter giebt, für welche wir uns hier vorbereiten und bilden; kann nicht wahr ſeyn, daß wir uns von Gottes wegen als Brüder lieben ſollen; kann endlich nicht wahr ſeyn, daß wir das grauſame Werk eines guten Gottes ſind: und ſo fällt unter den Dolchſtichen eurer Politik — die Moral und die Religion — Gott und Unſterblichkeit!

Zwei Wege nur ſind hier möglich. Geſteht: eure Politik allein, ſo wie ſie jetzt iſt, ſey das Uebel der Welt; geſteht: daß, da es einen Gott giebt, es ſchlechterdings auch Mittel geben müſſe, durch welche die Aufklärung, der eigne freie Gebrauch der Vernunft (des einzigen Gottähnlichen in unſerer Natur) für den Frieden und das Wohl Aller könne unſchädlich gemacht werden; — geſteht: daß es

nur am ſchwachen Auge, oder am böſen Willen der Suchenden lag, wenn dieſe Mittel, ſo lange die Welt ſteht, noch von keinem Prieſter, keinem Fürſten, und keinem Weiſen entdeckt und angewendet wurden; geſtehet: daß ihr, auch beim jetzt noch unabgeholfenen Mangel dieſer Mittel, nicht das Recht, viel weniger die Pflicht habt, die Vernunft unterdeß einzukerkern, oder die Aufklärung zu hemmen, da ihr ja zum ſchnellern Finden dieſer Mittel doch wohl nichts anders, als eben auch die Vernunft braucht, und da von Gottes wegen, und mit Rückſicht auf eure Beſtimmung in jener Welt, die freie Aeußerung und Uebung dieſes Vorzuges unſerer Natur euer höchſtes Glück ſeyn oder werden muß, auch wenn darüber die zu ſehr geprieſene Ruhe und Ordnung dieſer Welt zu Grunde gehen ſollte; — geſtehet dieſes; oder tretet auf, und läugnet die Würde eurer Natur; läugnet eure höhere Beſtimmung; läugnet eure Brüderſchaft mit allen Menſchen; ſpottet über Jeſum Chriſtum, der

zu einem Haufen gemeinen Volkes von der Gottähnlichkeit sprach; gehet hin, und macht eure Tempel zu Bastillen, und eure Logen zu Folterkammern; seyd öffentlich, was ihr heimlich seyd! — bekennt laut die Resultate eurer schleichenden Politik:

„Wir sind Gottes-Läugner, und halten die „Menschen für ein Spiel des Zufalls, und „für Instrumente der Klügsten und Mächtigsten unter ihnen!"

2.

Gegen einige politische Seelen.

Die Aeußerung vieler Politiker über die Aufklärung des großen Haufens enthält, genau genommen, keinen andern Gedanken, als den: die Menschen müssen unglücklich werden, und sich einander unglücklich machen, sobald einem jeden die Freiheit gegeben, oder nur gelassen wird, seine eigne Vernunft zu gebrauchen, oder

den

den Vorzug ſeiner Natur geltend zu machen. Freilich bei allen übrigen von der Natur empfangenen Kräften und Fähigkeiten des Menſchen iſt auch die Mäßigung (Begränzung, Einſchränkung) ein Theil der Bildung, nur durchaus nicht bei der Vernunft und dem Verſtande. Daher ſagt man zwar: mäßige deine Leidenſchaft, aber wer wollte ſagen: mäßige deinen Verſtand, oder deine Vernunft? man müßte denn eine beſonders faule Vernunft haben, die ſich gern auf die Feſtung des blinden Glaubens ſetzen läßt, bloß, weil ihr dort Brodt und Waſſer umſonſt gereicht wird. In Verſtand und Vernunft allein wohnt das, was wir das Ebenbild Gottes in uns nennen, in ihnen allein das, was uns zur Pflicht macht, alle Menſchen, und nicht auch alle Thiere Brüder zu heißen — Brüder nicht nur für dieſe Welt, ſondern für unſer ganzes Daſeyn. Wäre nun die Aufregung und Bildung dieſes Vorzuges unſrer gemeinſchaftlichen Natur bei einer Million gegen wenig Tauſende ſchlechterdings mit

der Zerrüttung unſers Erdenglücks verbunden: ſo ſtünde unſer Vorzug mit unſerm Glück im Streit, und wir hätten die Wahl zwiſchen Entwürdigung und Elend — oder Alles, was wir unſer Glück nennen, Ruh' und Wohlergehn in dieſer Welt, iſt nicht unſer Glück; „wir ſind verpflichtet, durch Krieg und Streit ins Reich Gottes einzugehen (welches denn freilich nicht in Eſſen und Trinken, Dinees und Suppees, Opern und Masteraden beſtehen würde), und ein gottesfürchtiger Politiker, wenn er konſequent iſt, wird uns durch Vorſpiegelung von Ruhe und Wohlſtande eines zeitlichen Staates davon nicht abhalten. — Er ſpielte ſonſt die Rolle der alten Schlange, die durch einen ſchönen, vielleicht aber gar (wie ich aus guten Gründen vermuthe) wurmſtichigen Apfelden Menſchen um das Ebenbild Gottes, durch den Reiz eitler Güter um die ewge Seligkeit betrog, und ihn zum Sklaven des Teufels und aller ſeiner Repräſentanten machte. — Dies den gottesfürchtigen Politikern! —

Den bloß Königsfürchtigen Folgendes! —

Im Ernst, und zur Ehre der Menschheit gesagt: die Freiheit des Verstandes und der Vernunft an sich hat noch nie einen Schaden in der Welt angerichtet. Nur die thierische Freiheit der sinnlichen Triebe hat dies gethan. Bei welchem Menschen es nun der unglückliche Fall ist, daß Verstand und Vernunft, die angebohrnen Herren der Sinnlichkeit, ihren Unterthanen dienen müssen, da mag es seyn, daß vermittelst dieser Herren jetzt mehr Schaden angerichtet wird, als die thierischen Unterthanen durch sich selbst anrichten würden. Dies ohngefähr meint man, wenn man sagt, ein kluger Böswicht ist gefährlicher, als ein dummer. Aber wer wollte alle Monarchien umstoßen, bloß, weil es der Fall ist, daß manche Königreiche alle Fehler der Republik und der Monarchie in sich vereinen, ohne uns durch das Gute von Beiden schadlos zu halten?

Nehmt an: alle Monarchen trügen so deutlich das Siegel ihrer von Gott empfangenen Oberherrschaft über ihr Volk an sich, als es die Vernunft an sich trägt, (welche die wahrhaft gebohrne Selbstherrscherin unsrer Sinnlichkeit seyn soll;) erinnert euch dann, daß es Fürsten gegeben hat, welche dieses Siegel ihrer Stellvertreterschaft Gottes so sehr verkannten, daß sie sich selbst von Maitressen, Kammerdienern, Pfaffen, und ihren Gespenstern regieren ließen, und also gerade in demselben Verhältniß zu einigen ihrer Unterthanen standen, in welchem Verstand und Vernunft zu den übrigen stehen würden, wenn sie von gewissen sinnlichen Trieben, die in ihrem Reich zu den höchsten Posten avancirt, oder Lieblings-Leidenschaften geworden wären, sich lenken und führen ließen; — erinnert euch ferner, daß jene Könige in der Meinung, es geschehe wahrlich aus ihrer höchst eignen Bewegung, und aus höchst eigner Liebe zu ihren Unterthanen, oder aus Achtung gegen Wahrheit

und Recht, manches geſetzkräftige Edikt erge-
hen ließen, welches doch ihre Maitreſſen, ihre
Kammerdiener, Pfaffen, oder Geſpenſter aus
niedrigſt eignem Intereſſe diktirten, und zur
Unterſchrift vorlegten, ſo wie dies der Fall bei
der Vernunft iſt, wenn ſie, unter der Mai-
treſſen-, Kammerdiener- und Pfaffen-Herrſchaft
der Sinnlichkeit ſich ſo tief erniedrigt, daß ſie
die blöden Sophismen unterſchreibt, wodurch
ſich die thieriſchen Begierden geſetzmäßig recht-
fertigen wollen — — erinnert euch hieran, und
ſprecht nun, wollt ihr (ich rede die an, die ſich
für angeredet halten!) wollt ihr die Vernunft,
und dann auch alle Fürſten dethroniſiren? oder
wollt ihr lieber, daß die Vernunft ihre wahr-
haft angebohrne monarchiſche Freiheit behalte,
damit man auch den Königen erlaube, ihren
nicht angebohrnen Scepter zu handhaben? —
Wahrlich, wer gegen die freigebohrne Vernunft
und ihre Rechte ſpricht, wer behaupten kann,
daß ſie dem Menſchen verderblich ſey, weil ſie
oft, anſtatt der Sinnlichkeit zu gebieten, ſich

von ihr gebieten läßt, und dann die Frechheit aller thieriſchen Triebe authoriſiret, und ſcheinbar geſetzkräftig macht, der verdient, der Jakobiner-Rotte Erſter zu ſeyn; denn die Geſchichte lehrt uns, daß es in dieſem Fall allen ſogenannten Selbſtherrſchern noch ſchlimmer ergino, als der Vernunft. Freilich, die ſelbſt herrſchende Vernunft herrſcht nicht immer ſelbſt; aber unter hundert Monarchen — wie wenige gab es, die nicht die Kreatur ihrer Kreaturen wurden! Soll darum die Vernunft unter einer privilegirten poſitiven Religion ſtehen; ſo bedürfen alle Fürſten eines Vormundes, und ſoll jene gefangen genommen werden unter den Gehorſam eines blinden Glaubens; ſo darf kein König — König ſeyn, der nicht im Gefängniß an der Kette, oder geblendet, wie Zedekias, (deſſen Strafe alsdenn für einen Fürſten keine Strafe wäre) die Edikte unterſchreibt, welche ihm vorgelegt werden. Daß der Inhalt dieſer Edikte von Gott ſelbſt eingegeben ſey, könnte man einem Fürſten in ſolcher Lage

ſehr leicht begreiflich und eindringlich ma-chen.

Nein, laßt den Königen ihre Augen, und laßt der Vernunft ihre Freiheit. Wenn ihr aber irgend etwas thun wollt, ſo ſucht die Ver-nunft mit der Sinnlichkeit in ihr richtiges Ver-hältniß zu ſetzen. Macht, daß die letzte ſich unter die Geſetze der erſten bequemt, und ihrer Monarchin mit Freuden gehorchet. Manchen Auflauf, manchen Tumult werdet ihr freilich auch in dieſem Königreich erleben, aber ſo groß werden ſie nie ſeyn, als eine Revolution der Sinnlichkeit dann zu ſeyn pflegte, wenn ihre Königin in den engbewachten Tuillerien oder dem Temple-Turn einer poſitiven Religion lebt, oder ihrem Diener mit der Guillotine der Kaſſation das Haupt abgeſchlagen wird.

III.

Ueber Erziehung nach Geſetzen zum Glücklichſeyn unter denſelben.

(Geſchrieben im Jahr 1793.)

Vielleicht, (denn wie können wir, die wir am Fuße des Berges wohnen, mit Sicherheit beſtimmen, was, und wie weit man oben ſehen kann) vielleicht wäre es nicht nöthig, die Ruhe Deutſchlands im unruhigen Frankreich von neuem zu begründen, wenn wir vordem nicht den Geiſt der Geſetzloſigkeit der Anarchie, und des Deſpotismus in unſern Schulen hätten überhand nehmen laſſen. Wäre das Gegentheil geſchehen, ſo brauchte meines Dafürhaltens der Staat nur ohngefähr ſo gut eingerichtet zu ſeyn, als die Schule; und wir dürf-

ten bei uns kein Nachſpiel der ausgearteten und ungerechten, vormals aber vielleicht nothwendigen und rechtmäßigen franzöſiſchen Revolution befürchten. Der Revolutionsgeiſt iſt einer anſteckenden Krankheit gleich, die aber nur denjenigen wirklich anſteckt, in deſſen Blut ſich ſchon längſt eine ähnliche materia peccans aufhielt. — Doch ich komme von meinem Zweck ab. — Unſre Schulen ſind der wirklichen Welt, für welche doch allein erzogen wird, theils gar zu ähnlich, theils gar zu unähnlich, jenes in Allem, was man an der Welt tadeln muß, dieſes in Allem, was man an ihr zu loben hat. Zu dem letzten gehört unſtreitig die Sichrung der Freiheit eines Volks durch Geſetze.

Wie bedauernswerth iſt ein guter Fürſt, der in Beſchützung und Sichrung der Freiheit und Glückſeligkeit des Volks ſeine ganze ſchwere Pflicht erkennt; und deſſen Seele glüht, dies von der Vorſehung, oder vom Volke ſelbſt ſo ehrenvoll ihm übertragne Amt mit Dahingabe ſeiner häuslichen Ruhe, mit Entſagung

aller Vergnügungen, mit Aufopferung ſeiner beſten Lebenskräfte, ganz zu erfüllen: — wie bedauernswerth iſt er, wenn die unmündige Nation ſeine in der That große Abſicht verkennt, wenn ſie die Weisheit oder Güte ſeiner Geſetze bezweifelt, und die nothwendigſte Bedingung einer geſelligen Freiheit verwirft; — wenn ſie, berauſcht von einem wilden, thieriſchen Freiheitsgeiſte, alle Bande der Bürgerpflicht, und ſo die Nerven ihrer vereinigten Stärke zerreißt, oder, wenn doch die ſklaviſche Furcht vor der willkührlichen Strafe des Geſetzgebers das einzige iſt, warum der größere Hauſe die Mauer der Geſetze nicht von innen beſtürmt, in welcher er nur ſein Gefängniß, nicht ſeine Schutzwehr gegen den Feind erblickt!

Umſonſt, daß der weiſe Regent bei ſich ſelbſt überzeugt iſt, in ſeinen Geſetzen die nothwendige Bedingung der allgemeinen Freiheit und Glückſeligkeit aufgeſtellt zu haben; umſonſt, daß ihm die Philoſophen ſeines Tiſches beweiſen, im Wohlthun habe jeder Fürſt das

Recht, Deſpot zu ſeyn, und gute Zwecke können die gewaltthätigſten Mittel heiligen; jene Zwecke widerſtreben jenem gewaltthätigen Mittel; niemand iſt in der Ueberzeugung eines Andern frei, noch weniger glücklich. So lange das Volk bei den mildeſten Geſetzen ſeinen nothwendigſten Verluſt ſchmerzhaft empfindet, ohne ſeinen größern Gewinn zu ahnden, ſo lange es ſich ein weniger begrenztes Wohlſeyn, einen Gewinn ohne Aufopferung träumt, hat es für ſein gegenwärtiges Glück, und wär' es ein realiſirtes Ideal, keinen Sinn, und iſt dann ſogar unter einem guten König ſo unglücklich, als es die meiſten Völker ſind.

Ueberdies, wo bleibt der innere Reſpekt vor dem Geſetze, der zwar mit der Erkenntniß der Nothwendigkeit des Geſetzes noch lange nicht Eins iſt, aber doch nicht ohne ſie exiſtiren kann! Zugeſchweige alſo, daß die Geſetze nicht glücklich machen, ſo werden ſie nicht einmal exekutirt. Der Stärkere zerbricht öffentlich das Joch, das ihm, wie er glaubt, nur die

Hand des Stärksten aufgelegt hat; ja er wirft die Last, die er selbst tragen soll, dem Schwächern auf die Schulter; dieser trägt doppelt, und verzweifelt unter den Gesetzen. Was aber die Stärke nicht wagen darf, versucht die List; das Volk untergräbt von innen seine eigne Schutzwehr, da es sie nicht bestürmen darf, ja es setzt wohl gar ein Verdienst auf die entschlossenste Kühnheit, oder die gewandteste Schlauheit, der es glückte, die Gesetze im Dunkeln zu übersteigen, oder unter ihnen hinweg zu schleichen. Dann wird selbst der bessere Bürger aus Furcht, in den Augen seiner Nachbarn und Freunde, als der schlechtere Mensch zu erscheinen — den ehrlichen Unwissenden spielen, und schweigen, wo ihm der Staat zur Pflicht macht, Ankläger zu seyn *).

Zu welchen entehrenden Strafen wird sich endlich der gütigste Fürst gezwungen fühlen! Die Gesetzbücher werden auf allen Seiten mit

*) Man erinnere sich unter andern an die Duell- und Degradationsgesetze mancher Länder.

Verluſt des Vermögens, mit Beſchimpfung des guten Namens, mit Ketten und Schwerdt, — und die menſchenfreundliche Religion (die ſich profanirt, wenn ſie die Stütze am zerbrechlichen Gebäude des Staats ſeyn muß) wird mit dem Blitz eines ergrimmten Himmels, und mit den ewigen Flammen einer Gott entehrenden Hölle drohn.

Wenn aber wirklich ſolche Strafen, ſolche Schreckbilder, wenn die knechtiſche Furcht das Einzige wäre, was — nicht glücklich machen! — nur dicht am Rande des Abgrunds vom gänzlichen Untergange mühſam zurückhalten kann; nun ſo müßten wir überhaupt an der Beſtimmung des Menſchen zur Vollkommenheit und Glückſeligkeit, oder doch wenigſtens zu einer bürgerlichen Vereinigung zweifeln. Soll der blinde Glaube hier ſein Meiſterwerk verſuchen, und die Geſetze der Fürſten zu mittelbaren Geſetzen Gottes erheben; ſoll das Volk an einen unbedingten Gehorſam gegen infallible Vorſteher ſeines Verſtandes von Jugend auf gewöh-

net werden; ſoll es aufhören, ſein angebohrne Rechte, und ſeine Stärke nur zu ahnden, kurz, ſoll es an ſeinen Fürſten, wie das Roß an ſeinen Reiter — an die Geſetze, wie das Roß an den Zügel gewöhnt werden — welch eine Ehre für die menſchliche Natur! Wir wären gerade um ſo viel ſchlechter als die Thiere, um ſo viel beſſer wir uns jetzt dünken.

Doch, welche Läſtrung! Mir werde ſie nicht zugerechnet; ſie falle auf das ſündige Haupt Aller, welche zur Entſchuldigung der größten Abſcheulichkeit, zur Schutzwehr aller Vorurtheile, und aller verjährten Uſurpationen, und um der Schläfrigkeit jedes wichtigen Hauptes ein ſanftes Ruheküſſen unterzulegen — ohne Scham behaupten, daß auch hier die Theorie von der Praxis ſo ungeheuer abweiche, abweichen müſſe, und ewig abweichen werde!

Nein, jene Erſcheinung des höchſten Unglücks unter den beſchäftigten Händen derer, die ewig von ſich ſelbſt ſagen, daß ſie an unſrer Glückſeligkeit arbeiten, die Erſcheinung der

Geſetzloſigkeit unter Geſetzen, der tiefſten Skla-verei unter den viel verheißenden Konditionen der Freiheit, laſſen ſich gar wohl, wenn ich ſo ſagen darf, aus der Theorie erklären, und nur durch die Theorie, vervollſtändigt durch viele mißlungene Praxis, kann und ſoll die letzte ſich beſſern.

Jedes Geſetz, ſogar das ſelbſt gegebene, begrenzt den natürlichen Freiheitsſinn unſrer Triebe. Es iſt daher durchweg eine Kunſt, unter Geſetzen ſich frei zu fühlen, und glücklich zu ſeyn. Die Natur gab uns die nöthigen Talente zu dieſer Kunſt, aber weder ſie allein, noch der blinde Zufall bildet dieſe Fähigkeiten aus. Durch ein Geſetz aber, das man ſich nicht ſelbſt giebt, das uns durch andre Mittel, als die Mittel der kalten Ueberzeugung, aufgedrungen wird, erſchwert man dieſe Kunſt bis zum Unmöglichen.

Es iſt gewiß, der Menſch muß von Jugend auf nach Geſetzen erzogen werden, wenn

er für Geſetze erzogen wird *). Es iſt gewiß, daß er die Geſetze innerlich reſpektiren muß, wenn ſie ihn nicht unglücklich machen ſollen; (was ſie doch nicht ſollen) es iſt gewiß, daß zu dieſem Reſpekt zuförderſt die kalte Ueberzeugung der politiſchen oder moraliſchen Nothwendigkeit des Geſetzes gehört, und daß dieſe Nothwendigkeit da, wo ſie Unluſt wirkt, allein durch die erhabne Luſt des wahren Stolzes den freudigen Willen beſtimmen kann.

Hiebei nun (dünkt mich) mögen alle andere gute Einrichtungen, die von Staats wegen im Staate getroffen werden, keine ſo wirkſame Hülfe leiſten, als die öffentlichen Schulen, ſo wie die Schüler überhaupt. So eng immer der Wirkungskreis einer bloßen Informations-An-

*) Es wird ſonſt in der Regel angenommen: eine Kunſt, die man in der Jugend nicht lernt, kann man im Alter nicht üben, und wahrlich werden wir bei allen andern Künſten noch mehr Ausnahmen finden, als bei der Kunſt, unter Geſetzen glücklich zu ſeyn.

Anſtalt in Rückſicht der moraliſchen Bildung ihrer Lehrlinge ſeyn mag; ſo könnte doch auch in dieſem Kreiſe unweit mehr für jenen Zweck gethan werden, als dies bis jetzt bei dem größten Theile, beſonders bei den unglücklichen Landſchulen, der Fall iſt *). Denn nichts für

*) Ich halte den Erzieher für einen moraliſchen Künſtler. So wenig auch immer ein öffentlicher Lehrer erziehen ſoll und kann, ſo kann er doch in dieſem Wenigen Etwas thun. In dieſer Hinſicht läge ſo Vieles, daß auch der Dorfſchulmeiſter zwar kein eigentlicher Gelehrter, aber ganz gewiß ein guter moraliſcher Künſtler ſeyn müßte. Wahrſcheinlich werden die jetzigen Schulmeiſter-Seminarien die Bildung ſolcher Künſtler zu ihrem zweiten, wo nicht zu ihrem erſten Zweck haben.

Die Schule der niedrigſten Volksklaſſe hat, in Betracht der Erziehung für Gott, einerlei Ziel mit der Schule der Kronprinzen, nur möchte in den erſten Generationen, wenn die Führer von beiden gleich gut ſind; wenn ſie einen gleich großen Wirkungskreis haben; wenn die Eltern und Geſpielen, Knechte und Mägde — bei den Zöglingen beider ohngefähr gleich viel verderben, der Dorfſchulmeiſter doch noch mehr Kunſt anzuwenden haben, als der Prinzenhofmeiſter, inſofern nämlich ein verbildeter Stolz noch eher die Stelle des wahren erlichen, oder in dieſen umgewandelt werden kann, als ein zum thieriſchen Sklavenſinn herabgeſunkener.

ihn thun, iſt hier ſchon eben ſo ſchlimm, als vieles gegen ihn thun, und wer hier nicht ſammelt, der zerſtreuet.

Schon der Knabe muß unter Geſetzen ſtehn, wenn der Jüngling ſie nicht abwerfen, und wenn der Mann ſie achten ſoll. Dadurch, daß er ihre Nützlichkeit (denn Nothwendigkeit will ich hier noch nicht ſagen) einſieht, werden ſie ſeine eignen.

Bei denjenigen Geſetzen, welchen er ſich, in Betracht ſeiner Verbindung mit andern, in der Stunde der Ueberzeugung unterwirft, (und von dieſer Seite kann die Schule dem Ideal des Staates mehr ähnen, als der wirkliche Staat ſelbſt) mache man ihn mit dem Grunde poſitiver Strafen bekannt. (Der Staat, als ſolcher, kann nie ſtrafen, um zu beſſern, ſondern um das gekränkte Recht ſchadlos zu halten, oder um den äußern Zweck der Geſetze zu ſichern, obgleich dieſe Strafe auch Beſſerung wirken kann, doch nur eine zweideutige. Die öffentliche Schule ſoll auch aus keinem an-

dern Grunde ſtrafen *). Durch die Bekannt: ſchaft mit dieſen Gründen, und durch die An: nahme derſelben in der Stunde der kalten Ueber: zeugung werden denn auch dieſe Strafen das eigne Geſetz des jungen Menſchen. Auf dieſe Ehre, ihn von ſeiner eignen Ueberzeugung, von ſeinem eignen Geſetze abhängen zu laſſen, ma: che man ihn aufmerkſam; hierauf lenke man ſeinen Stolz. Er ſoll die Geſetze halten um ſeiner ſelbſt willen, um in ſeinen eignen Augen ſich nicht zu erniedrigen, und ſelbſt das Dul: den der Strafe, der er ſich in dem Geſetze un: terwarf, als Schadloshaltung, oder als Ent: kräftung des böſen Beiſpiels, ſey ihm das ein: zige Mittel, ſich mit ſich ſelbſt zu verſöhnen, und ſeinen Stolz zu retten. Er ſoll ſich freuen in dem Gefühl der Kraft, die für die Ueber: zeugung alles thut, oder alles leidet, was um

*) Weil man überhaupt aus keinem andern Grunde ſtrafen kann, worüber das Nähere im Anhange ge: ſagt wird.

ihrentwillen zu thun oder zu leiden ist. Die Belohnung des erfüllten Gesetzes, da, wo alle andern Triebe gegen die Erfüllung desselben streiten, sey die ausgezeichnete Achtung aller, die das Gesetz achten, aber durchaus keine andre, sie müßte denn aus gewissen Gründen im Gesetz selbst bestimmt seyn *).

Bei dieser Erziehung, nach selbst gegebenen, oder frei (d. h. durch den Weg der Ueberzeugung, als den einzig rechtmäßigen) angenommenen Gesetzen, gewinnt man zwar nicht, daß der junge Mensch ewig demselben Gesetze getreu bleibe; aber man bringt ihn hier so hoch, als man ihn bringen kann; man bringt den

*) Heut zu Tage wird die Jugend größtentheils nur aus dem Grunde mit mehr Kenntnissen und Fertigkeiten bereichert, als welchem man für dieses oder jenes Handwerk immer mehr geschickte und bequeme Instrumente erfindet, nämlich, damit auch sie bequeme und geschickte Instrumente für eine fremde Hand seyn mögen. Zur Behauptung und zum Gebrauche seiner eigenen Würde erzieht man die jungen Menschen nicht eben in gar vielen Erziehungsanstalten.

Menſchen zur gefühlten, lebendigen Achtung gegen das Geſetz im Allgemeinen, oder mit andern Worten, dazu, daß er die Ueberzeugung des ruhigen Verſtandes und der kalten Vernunft, auch in der heißen Stunde der Handlung, mit dem Gefühl eines frohen Heroismus reſpektirt. Die Reſpektirung des beſten Geſetzes, das nicht durch unſre eigne Ueberzeugung unſer eigenes geworden iſt, tritt den Menſchen nieder, und richtet nie aus, was ſie ausrichten ſoll; der Stolz, der hier müßte tragen helfen, iſt gelähmt. Daher iſt ſie durchaus untriger und gefährlicher, als die Reſpektirung eines falſchen Geſetzes, das man ſich ſelbſt giebt, zwar nicht, inſofern es falſch, ſondern, inſofern es ein Geſetz iſt.

Falſche Ueberzeugungen laſſen ſich leichter corrigiren, als ein Wille, der gewohnt iſt, nie von der Ueberzeugung, ſondern vom augenblicklichen Eindruck abzuhängen.

Wo der thätige Wille vermittelſt des wahren Stolzes von der Ueberzeugung abhängt, da

verbeſſert man ſogleich jenen, indem man dieſe verbeſſert. Laßt uns nur ſo weit kommen; ſo hat es mit der Welt keine Noth.

Für einen jungen Menſchen, der in den Staat als wahrer Mitbürger deſſelben tritt, wäre dazu nichts weiter nöthig, als ihn mit den weſentlichen Geſetzen des Staats, mit ihren beſtändigen Gründen, die in dem Begriff eines Staates liegen, mit ihren zufälligen, die in der äußern Lage, im Verhältniß mit andern Staaten, in ſeinem beſondern Bedürfniß anzutreffen ſind, und dann mit den beſondern Pflichten und Rechten des gewählten Standes bekannt zu machen, und ihn auf ſein Bekenntniß, daß er ſelbſt dieſe Geſetze nothwendig findet, gleichſam für den Staat zu konfirmiren.

Iſt Euch das zu mühſam, Ihr, die Ihr hier helfen könnet, ſo gebt Euer Amt einem Beſſern! Dünkt es Euch Chimäre; nun ſo haltet überhaupt für Chimäre, an dem Glück

der Menſchen zu arbeiten: ſo ſprecht ja nicht, daß ihr ſelbſt daran arbeitet! —

Die Fürſten arbeiten ja ſogar mit ihren Heeren an unſrer Freiheit und unſerm Wohlſeyn, und laſſen ſich die tauſend und aber tauſend mißlungenen Verſuche, und das Blut, das ſie dabei hingeben, nicht gereun; auch ſie ſind nur immer noch auf dem Wege zum Ziel, rungen nur noch nach der Vereinigung ihrer Theorie mit der Praxis, und würden alſo wohl auch beſſer daran thun, ihren Zweck als Chimäre aufzugeben! O Ihr inkonſequenten Menſchen, was wollt Ihr thun, wenn Ihr nicht arbeiten wollt? was könnt Ihr arbeiten, das Euch nicht Mühe mache? Wenn die Erfinder in allen Künſten gedacht hätten, wie Ihr, ſo wohnten wir noch in Höhlen, ſo ſchwämmen wir noch auf Brettern über das Waſſer; ſo äßen wir noch die Frucht, wie ſie fällt.

Erläuternde Anmerkung

zur Frage über die Absicht der Strafe in vorstehendem Aufsatz.

Natürliche Strafen giebt es nicht. Die schmerzhaften Folgen einer moralisch bösen Handlung stehen mit dem Bösen derselben in gar keiner Verbindung. Auch eine gute Handlung kann eben so schmerzhafte Folgen nach sich ziehen. Man verliehrt z. B. im gerechtesten Kampf fürs Vaterland eben sowohl Arm und Bein, als in einem muthwilligen Eroberungskriege, u. dgl.

Strafe, im eigentlichen Sinn, ist ein absichtlich zugefügter Schmerz für die Uebertretung eines Gesetzes.

Es scheint für den ersten Augenblick, als sey alle Strafe entweder ungerecht, oder zwecklos. Gesetzt, der Mensch hätte keinen freien Willen; so litt er unverschuldet; ist er aber moralisch frei, so kann er sich auch gegen den Schmerz der Strafe zur Uebertretung bestimmen!

Allerdings, wenn eine Strafe gerecht (keine Beleidigung) seyn soll, so setzt sie Schuld voraus, also Freiheit.

Der Uebertreter muß nicht nur das Gesetz als sein Gesetz kennen, sondern das Bewußtseyn der Pflicht muß ihn auch in dem Augenblick, da er den Entschluß des Uebertretens faßte, nicht verlassen haben, und es mußte ihm bei der Macht aller Reizungen zum Gegentheil nicht an dem Vermögen fehlen, seiner Pflicht zu gehorchen.

Die Uebertretung war also allein durch Freiheit möglich. Der Wille selbst bestimmte sich selbst, den Reizungen zu folgen, die zur Uebertretung führten!

Bei dieser Unabhängigkeit des Willens von Allem, was auf die Neigung (durch Lust oder Schmerz) wirken kann, vermag auch die Strafe nicht, den freien Willen zu bestimmen. Sie muß von ihm in die Maxime des Entschlusses aufgenommen werden, wenn sie wirken soll, und sie wirkt auch dann keine

Beſſerung des Innern, ſondern nur die Beobachtung einer äußern Uebereinſtimmung des Thuns und Laſſens mit dem Geſetz, um der Strafe willen.

Und eben das Letzte iſt die politiſche Abſicht jeder gerechten Strafe. Nämlich nicht Beſſerung, nicht moraliſche Sinnesänderung, Bewirkung der innern Achtung des Geſetzes, weder beim Geſtraften ſelbſt, noch bei denen, die daran ein Beiſpiel nehmen können *), oder bei Beiden zugleich.

Die Maxime, nach welcher der geſetzwidrige Wille ſich beſtimmte, war Genuß des augenblicklich Angenehmen, oder Hofnung des künftigen Vortheils; durch die Strafe ſoll Beides vereitelt werden, und zwar ſchon durch das Bild derſelben in der Phantaſie und durch die Vorſtellung ihrer gewiſſen Folge. —

Die Reizungen zur Uebertretung werden verleidet, und es iſt wahrſcheinlich, (aber auch

*) Todesſtrafe.

bloß wahrſcheinlich) daß der Wille ſie jetzt nicht mehr in die Maxime des Entſchluſſes aufnehmen werde, weil ihre Befriedigung von der Furcht unzertrennlich iſt, und das Angenehme durchs Unangenehme, das Bild des Nutzens durch das Bild des Schadens, aufgehoben wird.

Geſetzt aber, es bereute der Uebertreter ſeine Schuld aufrichtig und ehrlich; geſetzt, er wäre zwiſchen dem Vergehn und der Strafe ein andrer, ein beſſerer Menſch geworden, oder er könnte wenigſtens bei ſich ſelbſt gewiß ſeyn, daß ihn künftig die bloße Furcht vor der Strafe, (aufgenommen in die Maxime des Willens) auch ohne die gegenwärtige Vollziehung, von jeder ähnlichen Uebertretung zurück halten würde; kurz, er glaubte, daß der äußere Zweck der Geſetze nicht erſt durch vollführte Strafe gegen ihn ſelbſt in Sicherheit geſetzt werden müßte, und ſeine Richter ſogar könnten es glauben; ſo iſt er dennoch verpflichtet, die Strafe zu leiden, nämlich, um

das gekränkte Recht ſchadlos zu halten. Denn eben ſein ungeſtraftes Vergehen wäre eine neue Reizung für Andre; das Ausbleiben der Strafe bei dem Einen würde das Bild derſelben in der Phantaſie aller Uebrigen ſchwächen, die zu ähnlicher Uebertretung geneigt ſind, und die bloß wegen dieſes Bildes, und wegen der Vorſtellung ſeiner gewiſſen Realiſirung, die (verleideten) Reizungen gegen das Geſetz nicht in ihre Willens-Maxime aufnahmen, weil ſie nämlich bei geſetzwidrigen Handlungen nicht etwa Geſetzwidrigkeit an ſich, ſondern Luſt und Vortheil begehren, welche aber die gewiſſe Strafe in Schmerz und Schaden verwandelt.

Das ruhige Leiden einer verdienten Strafe (auch bei der Ueberzeugung, daß ſie zur Sicherung der Geſetze gegen uns ſelbſt nicht nöthig iſt, und daß ſchon die bloße nahe Gefahr, beſtraft zu werden, uns künftig von aller Uebertretung zurückhalten werde) iſt daher ſelbſt etwas Gutes, in ſo fern jene Ruhe und Geduld

nicht aus Fühlloſigkeit oder Trotz, ſondern aus dem Gedanken entſteht, daß man dem äuſſern Zweck der Geſetze wieder geben ſolle, was man ihm geraubt hat!

IV.

An ein Buch, das ich einmal geſchrieben hatte, und herausgab.

1793.

Nimm hier meinen väterlichen Segen, mein Buch, geh' in die Welt, und finde wenigſtens einen Freund, der dich und deinen Vater bedauert, wenn er uns nicht lieben kann.

Du biſt ein getreuer Abdruck meiner Ueberzeugungen, meines guten Willens und einer Laune, die vielleicht ihr frohes Geſicht, ihren lachenden Ton, und die vormalige leichte Bewegung ihrer Glieder nie wieder erhalten wird.

Sage den Leuten, die ſich die Mühe geben, mit dir ein Paar Stündchen allein zu ſprechen, daß dein Vater, dafern ſie ihm jemals im Leben begegnen ſollten, auch ihre Laune wie ein ſchmerzhaftes Glied ſchonen werde, wenn ſie die Narbe einer gewaltſam zurückgeſtoßenen Ueberzeugung, eines verkannten, verſpotteten, und mit Abſicht falſch ausgelegten guten Willens trägt. —

Ich denke, mein Kind, auch du trägſt dieſe Narbe. Sey ruhig, es iſt kein Brandmahl, die ehrlichſten Leute tragen ſie. An mir ſelbſt iſt die Wunde freilich noch nicht zugeheilt, ſie blutet noch, und ſchmerzt mich. In dem groſſen Lazareth der Welt iſt jeder Patient ein Arzt — alles kurirt, gebeten oder ungebeten — und die Wuth, an der ganzen Menſchheit (ſich ſelbſt ausgenommen) moraliſche Gebrechen zu heilen, überſteigt alle Uebel, die unter dem Monde zu erdulden ſind.

Auch du haſt eine kleine Spur dieſes Fehlers! Gott Lob, daß du kein chirurgiſches In-

ſtrument bei dir trägſt. Du wirſt im Eifer deiner Menſchenliebe niemanden Hand und Fuß binden, um ihm die Ader zu öfnen, weil ſein Puls voller ſchlägt, als der deinige, oder ihm ein geſundes Aug zuoperiren, weil er anders, und vielleicht beſſer ſieht, als du.

Grüße alle Wahrheitsfreunde in meinem Namen. Ich weiß nicht, wie weit du wirſt zu wandern haben, ehe dir einer begegnet. — Sie werden dir, wo ſie dich im Verhör vor dem hohen Rathe, oder unter den Geißelſchlägen des Landpflegers erblicken, freundſchaftlich zurufen:

„Niemand kann über ſeine Kraft, und „gegen ſeine Ueberzeugung ſoll Niemand."

Von den politiſchen Leuten, die in aller Einfalt glauben, ſie ſeyn ehrliche Leute, wenn ſie wiſſen, was recht iſt, und nach den Umſtänden thun, was ihnen nützt — laß dich nicht verführen.

Sag' ihnen, daß es Menſchen giebt, die ſich eben ſo wenig wohl befinden, wenn ſie nicht

friedlich ſagen dürfen, was ihre Ueberzeugung iſt, als es andre giebt, die ſich ohne Titel für verachtet, ohne zwei Gerichte auf der Tafel für hungrig, ohne dreifache Kleidung für Bettler halten. — —

Meine in der Welt zerſtreueten Freunde (ſie mögen dich nun in ihre litterariſchen Hütten aufnehmen, oder im Wirthshauſe am Wege ſprechen) grüße herzlich. — Sage ihnen: „der „Erinnerung und dem Herzen meines Vaters „ſeyd ihr nie ſo entfernt geweſen, als ſeiner „Feder. Seine glücklichſten Stunden ſind „euerm Andenken geweiht; die Bilder ſeiner „Jugendtage ſind ihm überall ſchrecklich, wo „nicht über den traurigen Ruinen ſeiner Hof„nung, über den Gräbern ſeiner erſten Kraft der „Sternenhimmel eurer Freundſchaft glänzt!“

II.

Lieder,

zu singen

im Kreise von Freunden und Geliebten.

Erste Sammlung.

1.

Dem Sonnen- oder Johannis-Feste der Menschheit *).

Gesang.

Des edeln Bundes Brüder,
Vereint in Geist und Herz
Das erste unsrer Lieder
Ertöne himmelwärts!
Was uns auf Erden hier verband,
Kam aus der Sterne Vaterland.

*) Zuerst gesungen als Maurerlied am Johannisfeste der Loge z. g. L. in W. 1798.

Spruch. Erſte Stimme.

Gedenket des Feſtes eurer Väter in den Tagen der Sonnenhöhe! — Heilige Tänze und jauchzende Lieder begrüßten auf den Gipfeln der Berge den Strahl des allſegnenden Welten-Lichts in ſeiner höchſten Bahn durch den vaterländiſchen Himmel. Opfer-Rauch ſtieg empor aus den Hainen in die Lüfte des Tages, und geweihte Feuer auf Felſen und Bergen erhellten die feſtliche Nacht. — Es war der Freuden-Dank der frommen Söhne der Natur für die Segnungen des himmliſchen Lichts, der himmliſchen Wärme — für das Gedeihen der Erde in der Liebes-Umarmung des Himmels.

Spruch. Zweite Stimme.

Gedenket des Feſtes eurer Väter in den Tagen der Sonnenhöhe. Vom ſchönen, prächtigen Himmel herab (in Aetherathem und Sonnenſtrahl) kömmt alles Gute, das auf Erden des Menſchen Sinn und Geiſt erfreut. — Und auch wir, Söhne der forſchenden Kun-

ſtelnden Vernunft, verehren Ihn nur in ſeinen Gaben den großen, unbekannten Geber. — Das Licht am Himmel und das Licht in unſerm Haupte, die Wärme des Naturathems und das milde Feuer des reinen Herzens ſind ſeine höchſten Geſchenke: in ihnen empfingen wir Leben und Lebensluſt, und Wahrheit und Liebe. —

Geſang.

Dem Urquell alles Lichts und Feuers
Ertöne dieſer Hochgeſang!
Für Licht und Feuer am Himmelsbogen
Bringt aller Weſen Hauch Ihm Dank.
Es nährt und eint der Sonnenſtrahl
Das Leben in dem Körperall.

Chor.

Es nährt und eint der Sonnenſtrahl u. ſ. w.

Dem Urquell alles Lichts und Feuers
Ertöne dieſer Hochgeſang!

Für Licht und Wärm' in Haupt und Buſen
Bringt nur des Menſchen Geiſt ihm Dank.
Es nahrt und eint der Gottesſtrahl
Das Leben in dem Geiſter-All.

Chor.

Es nährt und eint der Gottesſtrahl u. ſ. w.

Freu' dich des Lichts am Sonnenhimmel,
Du Menſch mit hocherhobnem Blick,
Und trink Geſundheit in den Lüften,
Und fühl' des Körperlebens Glück,
Und ſieh', und hoff', und laß dich's freun,
Daß Blum' und Brod und Moſt gedeihn.

Chor.

Und ſieh', und hoff', und laß dich's u. ſ. w.

Doch deines Geiſtes Licht und Feuer
Entdeckt dir eine neue Welt.
Der Gottesſtrahl in deiner Stirne
Hat dir dazu den Pfad erhellt;

Und jenes Feu'r in deiner Bruſt
Treibt dich zu ihr mit Götterluſt.

Chor.

Und jenes Feu'r in deiner Bruſt u. ſ. w.

Des Leibes Auge blickt zum Himmel
Aus einer Erdenkluft empor;
Des Geiſtes Aug' umfaßt die Welten;
Sein Fittig hebt zum Sternenchor.
Es ſinkt des bangen Irrſals Nacht,
Und du, o Wahrheit, biſt erwacht.

Chor.

Es ſinkt des bangen Irrſals Nacht, u. ſ. w.

Die Sonne wärmt die niedern Thäler,
Der Berge Spitzen decket Eis; —
Des Herzens Funken dringt zur Höhe,
Und ſucht der Menſchheit höchſten Kreis.
Es ſinkt des Argwohns Kerkernacht,
Und Lieb' und Treu' ſind frei gemacht.

Chor.

Es ſinkt des Argwohns u. ſ. w.

Durchs Licht im Haupt, durchs Feu'r im Buſen
Sind wir der Gottheit anverwandt!
Die heil'ge Flamm' in unſerm Innern
Iſt eines höhern Lebens Pfand!
Wir nähren ſie auf irdnem Herd,
Bis ſie mit uns zum Aether kehrt!

Chor.

Wir nähren ſie u. ſ. w.

Du, Welt der Wahrheit und der Liebe,
Wirſt einſt in dieſem Strahl gedeihn!
Laß uns im Bundes-Heiligthume
Dein friedlich hehres Bild erfreun!
Dich fei'r ein irdiſch Sonnenfeſt,
Bis zu der Geiſter Sonnenfeſt!

Chor.

Dich fei'r ein irdiſch u. ſ. w.

Spruch. Erſte Stimme.

Brüder des Bundes *), wir haben uns vereint zum prieſterlichen Dienſt bei dem ewigen Veſta-Feuer der moraliſchen Menſchheit. So viel Brüder; ſo viel Tempel! ſo viel Altäre und Gottesflammen! — Jeder iſt Prieſter in ſeinem eignen Tempel. Diene jeder mit wackerm Auge bei dem Altar im heiligen Innern, und nähre Licht und Wärme, und laſſe ſie ewig nicht erlöſchen, nicht erkalten, ob auch Sturm und Regen des Schickſals und der Natur an den Mauern des Heiligthums vorüber rauſchen und ſeine Pfoſten erbeben machen.

Wer ermüdet, und träg und ſchläfrig wird, den erweck' und ermuntre des wachen Bruders ſanfte Hand, damit er wieder erwecke vom Schlummer andre Genoſſen, und Alles wach und lebendig bleibe bis zum Tage!

*) Jedes Bundes der Freundſchaft zwiſchen guten und wackern Menſchen; zu jedem Zweck der Humanität, beſonders zu einer gegenſeitigen Ausbildung.

Spruch. Zweite Stimme.

Er wird kommen, dieſer Tag, wenn einſt friedlich zuſammen fließen die Gottesſtrahlen aus allen Menſchenſtirnen und das milde himmliſche Feuer aus allen Menſchenherzen! Sey es hier oder dort, über oder unter der Sonne! —

Darum erleuchtet euch ſelbſt zuerſt, und ihr helft die Welt erleuchten; euer Licht wird erwecken und beleben das Licht im Haupte der Euern! — Darum erhaltet euer Herz in feuriger Liebe zu allen Brüdern in der Menſchheit, und die Herzen, die an dem euern ruhn, werden ſich mit ihm erwärmen und öfnen! —

Spruch. Dritte Stimme *).

Dies gelobe jeder Bruder ſich ſelbſt, und gelob' es dem Bunde! — Und dies Gelübde ſey das Opfer am irdiſchen Sonnenfeſte, in deſſen Bilde wir feiern das Sonnenfeſt,

*) Der Kreis der Genoſſen erhebt ſich, und bleibt ſtehend bis zum Ende! —

die allgemeine Johannis-Zeit der Geister! — Es wird seyn ein ewiges Fest, und eine Sonnenhöhe ohne Wend' und Rückkehr!

Gesang.

Du heil'ge Hofnung hebe du
Und stärke jedes Herz;
Und mildre jedes Seelen-Leid
Und jeden Tugend-Schmerz.

Wir heben froh den Blick empor! — —
Vom Geistes-Himmel strahlt
Das hohe Wort: es werde Tag,
In Flammen hingemahlt.

Triumph, Triumph, wann du erscheinst,
Du segensvolle Zeit!
Des Bundes wackre Brüder sind
Zu deinem Dienst geweiht.

Aus Wald und Höhle ſchreiten wir
Dann mit Geſang hervor,
Und ſchwingen Fackeln, Palm' und Kranz
Zum Willkomm dir empor!

Schluß.

Dieſer dankbare Freudenbecher — dem Sonnen: dem Johannis: Feſte der moraliſchen Welt!!

3.

Zu Feſten des Leides und der Freude.

Geſang.

(Recitativiſch.)

Ueber des Lebens Schickſal mit ſich ſelber nicht einig,
Weihen die Menſchen ſo gern Leiden und Freuden ein Feſt!
Tage des Wiederſehns und dunkle Tage des Scheidens,
Lieder begrüßen euch, folgen ins Dunkel euch nach.
Wir bekränzen die Wiege, die Hochzeitslaube, die Säulen
Kühnen Triumphes — und ach, kränzen den Sarg und das Grab!

Spruch.

Was iſt's, daß wir uns ſchmücken zur Trauer, wie zur Freude, daß wir Becher des Weines leeren zum Lebewohl, wie zum Willkommen! Was macht aus Thränen und Klage, wie aus Lächeln und Jauchzen — ein Feſt?

Geſang.

Vorgefühl, daß unſre Schritte
Auf des Lebens Steg und Bahn,
Hierhin — dorthin — daß ſie alle
Einem großen Ziele nahn!
Du erhebſt das Herz zur Feier,
Paareſt Klage mit Geſang!
Wonne-Tag und Tag der Trauer
Feiern dich mit Saitenklang.

Jedes Bündniß guter Herzen
Iſt der Menſchheit Hochgewinn!
Streut an jedes Bundes Denkmahl,
Streut der Hoffnung Blumen hin,

Wo in ſeinem Pfad ein Wandrer
Traulich uns willkommen hieß,
Wo an einem Scheidewege
Uns ein trauter Freund verließ.

Alles Gute wächſt und bleibet!
Wort und That der Harmonie
Reiner Seelen ſind unſterblich
Und das Schickſal achtet ſie,
Ordnet ſie mit leiſen Händen
In die Harmonie der Welt:
Denn es iſt das Ziel der Menſchheit
In der Freundſchaft Ziel geſtellt.

Vorgefühl, daß unſre Schritte
Auf des Lebens Steg und Bahn
Hierhin, dorthin, daß ſie alle
Jenem großen Ziele nahn!
Du erhebſt das Herz zur Feier,
Paarſt Klage mit Geſang!
Wonne-Tag und Tag der Trauer
Feiern dich mit Saitenklang!

Chor.

Ja dir ſind ſie geweiht die Feſte der Trauer und Wonne!
Ueber die Wieg' und den Sarg ſtreuen wir Blumen — nur dir!

M. M. g. S.

4.

Rundgesang

am

Schluß eines fröhlichen Festes.

Der letzte Becher sey geleert,
Die Fröhlichkeit des Weisen,
Die länger als der Festtag währt —
Und diesen Tag zu preisen.
Es lebe, wer der Mäßigkeit
Sein Mahl und seinen Becher weiht,
Im Kreise trauter Freunde!

Chor.

Es lebe, wer der Mäßigkeit
Sein Mahl und seinen Becher weiht,
Im Kreise trauter Freunde!

Nicht des Burgunders rothe Glut
Im leuchtenden Pokale,
Nicht Indens Wohlgeruch — und Blut
In einer güldnen Schale; — —
O, was die Sinne nicht allein,
Was Herz und Seele soll erfreun,
Muß Herz und Seele haben!

Chor.

O, was die Sinne nicht allein,
Was Herz und Seele soll erfreun,
Muß Herz und Seele haben!

Wer seines Freundes gern entbehrt
Bei einem Freudenbecher,
Ist nicht des edeln Weines werth —
Er sey, er ist ein Zecher!
Sein bestes Mahl, sein bester Wein,
Sein frohster Abend wird ihn reu'n
An jedem kranken Morgen.

Chor.

Sein bestes Mahl, sein bester Wein,
Sein frohster Abend wird ihn reu'n
An jedem kranken Morgen.

Drum töne ſtiller Rundgeſang
An unſerm mäß'gen Feſte —
Nicht für des Mahles Speiſen Dank,
Nein, für die guten Gäſte.
Wir gaben dieſem Freudenmahl,
Wir erſt dem lachenden Pokal
Sein Lächeln, ſeine Freude.

Chor.

Wir gaben dieſem Freudenmahl,
Wir erſt dem lachenden Pokal
Sein Lächeln, ſeine Freude.

Hier ſinnt die Etikette nicht
Auf modiſche Geberden;
Hier trinkt die Langeweile nicht,
Um ſchläfriger zu werden;
Hier lauſcht kein heuchleriſcher Chriſt,
Kein Höfling und kein Bellettriſt
Auf jedes Wort der Lippe.

Chor.

Hier lauſcht kein heuchleriſcher Chriſt,
Kein Höfling und kein Bellettriſt
Auf jedes Wort der Lippe.

Wir heißen uns nicht beim Pokal'
Und im Pokal' nur — Brüder;
Wir kennen uns, ſind allzumal
Von Herzen Freund' und Brüder!
In ſolchen Kreiſen darf der Wein
Auch wohl ein Freund der Gäſte ſeyn,
Und Herz und Seel' eröfnen.

Chor.

In unſern Kreiſen ſoll der Wein
Ein trauter Freund der Gäſte ſeyn,
Und Herz und Seel' eröfnen.

Und ſolch ein Feſt iſt Arzenei,
Die Leib und Geiſt verjünget,
Der böſen Laune Tyrannei,
Und Menſchenhaß bezwinget.
Es giebt ein leichtes, frohes Blut,
Und ſtärkt die Kraft, und ſtärkt den Muth
Auf hundert böſe Tage.

Chor.

Wir danken ihm ein leichtes Blut,
Und heitern Geiſt und Kraft und Muth
Auf hundert böſe Tage.

Nun — Gott, der Thau und Regen giebt,
Und alles ſpeiſt und tränket;
Doch, was ſein Menſch bedarf und liebt,
Durch Menſchen nur ihm ſchenket! —
Gott gebe ſolchen Freudentag,
Der nimmermehr gereuen mag —
Auch andern Menſchen! Amen!

Chor.

Gott gebe ſolchen Freudentag,
Deß Angedenken tröſten mag,
Gott geb' ihn allen Menſchen!

5.

Erinnerungslied,

dem

Andenken an einen Verſtorbenen

gewidmet,

im Kreiſe vormaliger Genoſſen.

Auf, erhebet die Pokale,
Sind ſie gleich mit Flor umkränzt;
Auch den Todten weihet Mahle,
Weil der Hofnung Sonne glänzt.
Hofnung, die des Todes Fluren
Schauerlich, doch ſanft erhellt,
Strahlen aus der beſſern Welt
Auf der Geiſter leiſe Spuren.

Chor.

Hoffnung, die des Todes Fluren
Schauerlich, doch ſanft erhellt,
Strahlen aus der beſſern Welt
Auf der Geiſter leiſe Spuren.

Bei des Lebens Hochgenüſſen
Fühlt die Liebe der Natur;
Tauſend Freudenbäche fließen
Für den Sinn des Menſchen nur.
Pilger ſind wir noch, und haben
So viel Wonne, ſo viel Glück;
O ſo ſchaut mit Glaubens-Blick
Nach des Vaterlandes Gaben! —

Chor.

Pilger ſind wir noch, und haben
So viel Wonne, ſo viel Glück;
O ſo ſchaut mit Glaubens-Blick
Nach des Vaterlandes Gaben! —

Traun, kein Biedermann erhebet,
Wo der frohe Thirſusſtab
Ueber vollen Bechern ſchwebet,
Dem Gedanken — Tod und — Grab!
Wer in dieſes Lebens Sonne,
(Ach, nur Dämmrung unſerm Geiſt)
Dich, o Tod, willkommen heißt,
Glaubt an eine beßre Sonne!

Chor.

Wer in dieſes Lebens Sonne,
(Ach, nur Dämmrung unſerm Geiſt)
Dich, o Tod, willkommen heißt,
Glaubt an eine beßre Sonne!

Fühlt, Geneſſen, fühlt im Herzen
Euch dem Himmel anverwandt,
Werth, daß ohne Reu' und Schmerzen
Euch empfang' das Vaterland;
Dann erhebet die Pokale,
Heil dem Freund, der von uns ſchied!
Wer von uns zuerſt ihn ſieht,
Grüß' ihn von dem Abſchiedsmahle.

Chor.

Auf, erhebet die Pokale,
Heil dem Freund, der von uns ſchied!
Wer von uns zuerſt ihn ſieht,
Grüß' ihn von dem Abſchiedsmahle.

6.

Frauenlob.

Stimmt ein in unſre Töne,
Die ihr das Gute liebt,
Das Gute, wie das Schöne,
Das uns der Himmel giebt;
Das uns die Menſchen geben,
Die traulich mit uns leben;
Singt ihrem Leben Dank!
Sie ſind uns täglich theuer,
Doch wird ihr Werth uns neuer
Durch Feſttag und durch Lobgeſang.

Es möge laut erſchallen
Ein Heldenlobgedicht,
Laut, um zu überhallen
Was etwa widerſpricht!
Die Hymnen ſind verdächtig,
Man ſingt ſie unbedächtig
Oft ſelbſt der Gottheit vor:
Wir ſingen Friedensſitten
In ſtillen Bürgerhütten,
Uns hört ein leiſes Herz und Ohr.

Wir ſingen Lob der Frauen,
(Und Wahrheit wird Geſang)
Die froh den Hausſtand bauen
Ihr ſchönes Leben lang,
Die bloßen Schein verachten,
Nach ſtiller Würde trachten
In unbemerktem Kreis. —
Schweigt Pauken, ſchweigt Trompeten;
Vermählt mit Ton der Flöten
Erklinge guter Frauen Preis.

Sie hat das Herz gegeben,
Dem ſie die Rechte gab! —
Wir tanzen nicht durchs Leben,
Wir mühen uns hinab.
Zu Tanz, zu Spiel und Lachen
Läßt ſich Geſellſchaft machen
Mit jedem Menſchenkind:
Doch zum Verein der Herzen,
In Freude wie in Schmerzen,
Iſt treue Liebe nur geſinnt.

Es kämpft der Mann und ringet,
Und trotzt der eignen Schuld;
Umſonſt! das Uebel zwinget
Nur hoffende Geduld.
Mit aller Kraft des Schönen
Spricht aus des Weibes Thränen
Ein Troſt- und Glaubens-Blick.
Des Unglücks kurze Stunden
Sind endlich hingeſchwunden,
Und Muth blieb da zu neuem Glück.

Nur deſſen Troſt erbauet,
Der treu mit uns empfand;
Nur wem das Herz vertrauet,
Folgt willig der Verſtand.
Im Kreis, der ihm beſchieden,
Bei heiterm Seelenfrieden
Entdeckt das Weiblein oft,
Wenn auf des Lebens Höhen
Wir noch den Winter ſehen,
Ein frühes Veilchen unverhofft.

Im Großen kann auf Erden
Der Menſch nur Kleines ſeyn!
Baut, um geſehn zu werden;
Leicht ſtürzt der Tempel ein!
Doch merkt der Frauen Sitte,
Sie bau'n in eigner Hütte
Das Kleine — ſchöner aus.
Geht hin, und ſorgt, und denket,
Helft friedlich mit und lenket!
Ihr baut die Welt in eurem Haus.

Wie gerne kehrt zur Hütte
Der hochbeglückte Mann;
In ſeiner Kinder Mitte
Trift er die Mutter an.
Hier wechſelt Ernſt mit Scherzen,
Ein Herz erziehet Herzen,
Es lehren Blick und Ton;
Der Liebe Beiſpiel lehret,
Und Liebe merkt und höret
So ſcharf und leiſ' auf Blick und Ton.

Den Keim zu Männerthaten
Streut hier des Weibes Hand;
Hier ſproſſen ſchöne Saaten
Für Welt und Vaterland. —
Bei aller Luſt der Jugend
Gedeiht der Mädchen Tugend,
Die holde Weiblichkeit. —
Natur, dir beizuſtehen,
Früh deinen Wink zu ſehen,
Wacht kluge Mutterzärtlichkeit.

So lebt man froh die Zeiten
Der Jugend noch einmal.
Es glänzt aus dunkeln Weiten
So mancher Hofnung Strahl.
Man hofft für gute Kinder,
Sorgt fröhlich, und sorgt minder,
Natur wird jede Pflicht!
Besiegt ist manche Plage,
Verschwiegen manche Klage; —
Die Liebe thats — man fühlt es nicht.

Vom Fest der Langenweile,
Mit wüstem Lustgeschrei,
Läuft in geschäft'ger Eile
Die stolze Welt vorbei.
Sie laufe nur und ringe
Nach Lust und Ruh', und zwinge,
Was nie sich zwingen läßt!
Dem Zwange fern, dem Neide
Verborgen, wohnt die Freude,
Und ungesucht erscheint ein Fest.

Die Freunde machen Feste,
Ein Fest macht Freunde nicht.
Willkommen grüßt die Gäste
Ein unverstellt Gesicht.
Die traute Wirthin weihet
Die Blümchen, die sie streuet,
Mit Herzensfröhlichkeit.
Sie führt den Chor der Freuden
An ihrem Blick, wir scheiden
Vom Scherz belehrt, vom Ernst er-
freut.

Wir singen Lob der Frauen,
(Und Wahrheit wird Gesang)
Die froh den Hausstand bauen
Ihr schönes Leben lang,
Die bloßen Schein verachten,
Nach stiller Würde trachten,
An Seele ewig schön;
Streng tugendhaft, doch Allen
Durch Tugend zu gefallen,
Die große, schwere Kunst verstehn!

Sucht ihr zum Ideale
Die ſeltne Wirklichkeit? —
Sie weilt bei dieſem Mahle!
Ihr iſt der Tag geweiht!
Lang' ſoll die Theure leben,
Uns Lehr' und Beiſpiel geben,
Und hören unſern Dank!
Dies Lied hat nicht erhoben,
Beſcheiden doch im Loben,
Klingt an, und ſchließt den Lobgeſang.

7.

Lied,

einer guten Frau gesungen.

Dies Leben unter Sonn' und Mond,
Dem schönen Himmelszelt,
Die Wallfahrt durch der Hofnung Land,
Durch eine Uebungswelt;

Dies Leben ist zu leben werth
Und darf uns nicht gereun;
Nur muß des Pilgers Herz und Sinn
Zur Freude willig seyn.

Das Auge sieht, es hört das Ohr —
Gestalt und Töne nur:
Der Schönheit und des Wohllauts Welt
Sind geistiger Natur.

Bei hellem Aug' und offnem Ohr'
Schläft oft der innre Sinn;
Den Lebensmorgen, Lebenstag
Träumt er in Wünschen hin.

Am Künft'gen hängt der Sehnſucht Blick,
Sucht dort, was uns gebricht:
Uns beut die Gegenwart den Kranz,
Wir ſehn's, und glauben nicht.

Der Menſchheit Ziel mag ferne ſtehn,
Des Menſchen Ziel ſteht nah!
Was unterwegs den Pilger ſtärkt,
Iſt in der Herberg da! —

Errungen will die Tugend ſeyn,
Gefunden wird die Luſt;
Wohl ſcheu, doch freundlich kömmt ſie oft,
Und klopft an deine Bruſt;

Und rufet leiſ' bei Namen dich,
Und will im Stillen ein:
Du aber kehrſt und ſchmückſt das Haus
Und willſt die Freund' — erfreun.

Sie ſchleicht davon, denn ſie erſchreckt
Des innern Aufruhrs Ton. —
Sind endlich Saal und Haus geſchmückt,
So iſt der Gaſt entflohn.

Wer weckt uns auf aus dieſem Traum,
Wer nimmt die Unruh' hin?
Weckt uns zum wahren Leben auf,
Und giebt uns ſtillen Sinn?

Der Kindheit Sinn, den ſchönen Geiſt
Für gegenwärt'ge Luſt —
Wer eilt ihm nach, wer bringt zurück
Ihn in des Mannes Bruſt!

Belohnte Liebe, du allein,
Nicht die noch kämpft und ringt!
Es kehrt der Kindheit Genius,
Wenn deine Laute klingt.

Sie klingt aus eines Weibes Bruſt,
Das treu und zärtlich liebt,
Das uns der eignen Jugend Bild
In Kindern wieder giebt.

Ein Händedruck, ein Blick, ein Kuß,
Der Kinder frohes Spiel,
Ihr bringt zurück aus fremder Welt
Das träumende Gefühl.

Wir lernen leben bei uns ſelbſt,
Und gerne bei uns ſeyn,
Und bilden nach des Herzens Wunſch
Uns eine Welt allein.

In dieſer Welt belohnet bald
Sich jede gute That;
Der gute Wille ſelbſt iſt hier
Zu Freuden eine Saat.

Wir ſehen ganz, was wir gethan,
Und unſer wird es ſeyn;
Wir ziehen eigne Pflanzen auf,
Und ſehen ſie gedeihn.

Auch die erfüllte, ſchwerſte Pflicht
Für fremdes Wohlergehn,
Verdienſte um der Menſchheit Wohl,
Hier werden ſie geſehn!

Geſehen von des Weibes Blick,
Dem unſer Herz gehört,
Das unſre Müh' und Arbeit wägt
Und jede Tugend ehrt.

Heil ſolchem Weibe, Heil dem Mann,
Der ſie als Gatte küßt,
Heil dir Geliebte, Heil dem Tag,
Der dich zuerſt begrüßt.

An deinem Herzen hold und gut,
An deiner Treue Hand
Iſt ſchön dies Leben; iſt die Welt
Mehr als ein Hofnungsland.

III.

Zweifel und Glaube.

Ein muſikaliſches Gedicht.

1792.

Nur da, wo alles Wiſſen ein Ende hat, und wo der Zweifel die Ruhe des Herzens und die Freude und den Frieden der Tugend untergräbt, darf die Religion auftreten, und ihren Glauben empfehlen. Es iſt hier aber von der äſthetiſchen Religion, und dem äſthetiſchen Glauben die Rede. Dieſer Glaube iſt ein Bedürfniß unſerer Phantaſie und unſers Herzens, nicht unſrer Vernunft.

In ſo fern der Zweifel weiter nichts iſt, als ein gründliches Wiſſen unſers Nichtwiſſens, muß er im Auge der kalten Vernunft als Wahrheit gelten, und ein vernünftiger Menſch kann nicht wollen, daß er ihm genommen werde: denn er müßte zugleich entweder eine Vernunft-Täuſchung, oder das Vermögen einer höhern Natur wollen.

Es giebt allerdings einen bloßen Vernunftglauben, aber dieſer iſt die erkannte Nothwendigkeit zur Harmonie der Vernunft mit ſich ſelbſt (alſo aus Vernunft) eine Vernunftidee als real anzunehmen. Dieſe nicht bloß praktiſche, auch nicht bloß theoretiſche, ſondern (wie an einem andern Ort gezeigt werden ſoll) praktiſch-theoretiſche Nothwendigkeit **kann das Herz nicht intereſſiren.**

Wo nun die Phantaſie, um bei traurigen Scenen des Lebens das zagende Herz zu beruhigen und aufzurichten, in der wirklichen Welt nach tröſtenden Erſcheinungen vergebens umher ſucht, und aufgefordert wird, den Mangel der Erfahrung durch ſelbſt geſchaffne Bilder zu ergänzen; oder, wo bei dieſem wahrgenommenen Mangel dem Herzen zugleich die zum Frieden des Menſchen ſo nöthigen Erhebungs-Mittel fehlen, hier in dieſem Uebergange aus der Vernunft in die Sinnlichkeit, aus der Erkenntniß in das Gefühl, wird der Zweifel ſinnlich gefährlich. Jetzt kann die Religion unſern Dank

ver-

verdienen, wenn ſie unter jenen Bildern, mit welchen die Phantaſie die Lücken unſers Wiſſens bedecken will, eine weiſe Wahl trift, wenn ſie uns hier für das Schöne und Erhabene, beſonders aber für das Edle gewinnt, das Tröſtende mit dem Warnenden klug zuſammen ſtellt, und wenn ſie über die Grenzen der Erfahrung hinaus uns ein ſinnlich anlockendes Ziel aufſteckt, zu welchem der nächſte Weg durch die Regionen der Tugend und Vollkommenheit führt. *)

Das Vermögen der Seele, in Augenblikken, wo es darauf ankömmt, dieſe Art von

*) Beiläufig will ich hier (in einer unter den Text geſtreuten Note) anmerken. So wie die Vernunft-Religion die Ideen eines harmoniſchen Weltganzen (moraliſch und phyſiſch) durch die Idee: Gott vollendet, ſo ſoll durch die Religion des Herzens (und der Phantaſie) nicht bloß die Idee, ſondern das Bild der im einzelnen ſinnlich wahrgenommenen Welt, zu einem äſthetiſch ſchönen und erhabenen Ganzen vollendet werden. Sie ſoll die Natur in der Art, wie wir ſolche ſchauen, empfinden, genießen — durch myſtiſch ſinnliche Bilder von Gott und Unſterblichkeit erheben, veredeln und tröſtlich machen.

heilsamer Täuschung, in so fern die Vernunft den Werth und Einfluß derselben im Voraus geprüft und abgemessen hat — für Wahrheit zu nehmen, oder sie doch als Wahrheit auf Phantasie und Herz wirken zu lassen, ist das, was in dem folgenden Gedichte unter Glauben verstanden wird. Die Bilder jener oft wiederholten Täuschung, und die Empfindungen, welche dieselbe erweckt, reinigen und erheben die Seele. Mit den schönen und erhabenen Gemählden der Religion konträstiren unangenehm die Bilder jedes niedern sinnlichen Vergnügens — und die edeln Empfindungen, welche jene Bilder hervorbringen, machen eine widrige Dissonanz mit jedem unedeln Gefühl. Sind uns hernach auch jene Bilder nicht gegenwärtig; ja, kann uns auch bei dem Genuß jener Täuschung der Gedanke nicht ganz verlassen, daß es Täuschung sey, womit wir uns über das Elend des Lebens, und die Schrecken des Todes trösten wollen; so bleibt uns doch immer der reine Gewinn, unsere innre Sinnlich-

keit gereinigt, ihr eine Stimmung gegeben zu haben, welche der friedlichen Einwirkung der Moral auf unſer Wollen und Thun ſo erwünſcht iſt. *)

Als einen geringen Beitrag zu den äſthetiſchen Mitteln, durch welche der Glaube geübt,

*) Wenn ich hier oder dort den Glauben eine Täuſchung nenne, ſo meine ich nicht, daß keine von allen Vorſtellungen der Religion wahr iſt, ſondern, daß wir nicht genugſamen Grund haben, ſie für wahr zu halten. Wer weiß es, welche wahr ſind? Wir wiſſen es nicht! Einſt wird es gewiß beſſer mit uns ſtehen, beſſer, wenn auch nicht ſo, wie wir es uns vorſtellen, oder wie es unſer Herz wünſcht. Uebrigens iſt es eine leicht zu machende Bemerkung, daß nicht bei jedem Menſchen das Bedürfniß des Glaubens gleich groß iſt. Eine feurige Phantaſie, ein ſehr reizbares Herz iſt, in der Regel, zum Glauben vorzüglich geſchickt, und bedarf ſeiner auch am meiſten. — Wer durch des edeln Jean Pauls höhere Poeſie ſich ergötzen läßt, wenn er gleich für die äſthetiſche Religion kein Herz hat, der treibt eine mäßige und mir ekle Spielerei mit ſeinem Herzen. Beſſer und redlicher gegen ſich ſelbſt ſind die übel aufgeklärten Weltleute, die den Schwärmer nur anblättern, und wegwerfen. —

und zu Fertigkeit erhöht werden ſoll, wünſch' ich, daß man dieſes Gedicht anſähe.

Die Kantate im erſten Bändchen dieſer Sammlung (Worte der L. des T. und der Freude) unter dem Titel: Tod und Unſterblichkeit, hat eben dies Thema, aber ſie führt es weſentlich anders aus.

Die Auflöſung geſchieht dort durch eine moraliſche Idee (äſthetiſche aufgefaßt) hier aber durch eine unmittelbar äſthetiſche.

Beide Gedichte (das letzte iſt, der Zeit nach, das erſte) ſind zur muſikaliſchen Aufführung als Kantaten beſtimmt. So ſind ſie gedacht, empfunden, und ausgedrückt. Der Komponiſt, der ſich ihrer annimmt, kann ihnen erſt die hohe Lebhaftigkeit und die ganze Kraft geben, ohne welche ſie ihre Beſtimmung niemals erreichen werden.

Ob ſie aber wirklich Kantaten-Gedichte ſind, d. h. ob ſie dem Geiſt und Vermögen der Muſik anpaſſen, iſt eine Frage, zu der ich ohnlängſt eine äußere Veranlaſſung hatte.

Sollte denn die Darſtellung eines Kampfs zwiſchen Zweifel und Glaube, in ſeiner lebendigen Wirkung aufs Herz (und zwar nach einer Ideenreihe, wo bald die Phantaſie, bald der Verſtand ihren Faden anknüpfen) nicht lyriſch ſeyn? Kann ein ſolches Gedicht nicht als ein harmoniſches Ganzes von verſchiedenen lyriſchen Gedichten angeſehen werden? — Noch mehr, iſt dieſer Streit zwiſchen Hofnung und Furcht nicht eine lyriſche Handlung, (wenn man dies kühne Wort brauchen darf) und ſollte die Muſik bei der Begleitung dieſes Kampfs in all ſeinem Wechſel — Einförmigkeit zu befahren haben! — —

Die Kunſtnamen, mit denen man die verſchiedenen Glieder einer Kantate zu bezeichnen pflegte, und die ich hier gebraucht habe, ſollen keine unabänderliche Vorſchrift für den Komponiſten ſeyn. Sie zeigen nur unvorgreiflich an, in welchen Formen ich, bei Bearbeitung des Gedichts, den muſikaliſchen Ausdruck mir

dachte *). Vielleicht iſt hie und da eine neue Miſchung verſchiedener Arten möglich, die keinen Namen hat.

Ueberdies ſind die hier üblichen Kunſttitel, in Betracht der bei ihnen vorausgeſetzten Eintheilungsgründe, ſehr ſchwankend, (wie in den Fragmenten über die Kantate, erſtes Bändchen, S. 157 bis 176 gezeigt worden) und bedürfen, wenn ſie nicht bei Texten gebraucht werden, die ſchon komponirt ſind, eine nähere Erklärung. Dieſe Erklärung habe ich dem Gedichte angeſchloſſen, und vielleicht begegnet ſie den obigen Fragen als Antwort.

*) Ich wünſche daher, daß man ſie beim Leſen ganz überſehe, und nicht durch kalte Titel die fortgehende Empfindung ſtöre.

Kantate.

Pſalmodie. (Doppelgeſang.)

Der Menſch,
Gebohren vom Weibe
In Angſt und Schmerz,
Lebt eine kurze Zeit! —
Iſt ſtolz in Hofnung,
Reich in Wünſchen,
Aber dürftig und voll Mühe
Genießt er mit Furcht,
Und geht davon! —
Es eilen ſeine Tage,
Wie die Tage der Frühlingsblume,
Wie Schatten der Wolken
Fliegt dahin ſein Weſen; —
Sein Ort iſt nirgend,
Niemals kömmt er wieder!

(Chor.)

Es eilen ſeine Tage,
Wie die Tage der Frühlingsblume,
Wie Schatten der Wolken
Fliegt dahin ſein Weſen; —
Sein Ort iſt nirgend,
Niemals kömmt er wieder!

Recitativ.

Vernimmſt du, Seele, was ſie ſpricht, die Stimme
Vergangner Zeit! Dort aus der finſtern Kluft,
Dort, wo der grauen Vorwelt Scharen
Verſunken ſind, ſpricht ſie herauf zu dir.
Und tauſendſtimmig wiederholt die Nachwelt
Den Schreckensruf. Sie hebt den ſcheuen Schritt
Noch über halb bedeckte Gräber,
Doch ahndet ſie ihr Schickſal; ihre Blicke flehn
Nach eines Retters Hand empor zum Himmel,
Der ſeine Wolken nicht zerreißt.
Wohin, du armer Menſch, du Sohn der Erde,

Du, durch des Lebens erſten Hauch
Dem Tode Eingeweihter, ſprich, wohin
Verbirgſt du dich, daß jene Klageſtimmen
Dein Ohr nicht träfen? — — Ach
So weit du fliehen magſt! — es rufen überall
Die ausgeſchickten Sinne — rufet überall
Aus deiner eignen Bruſt das Leben:

Deine Tage eilen,
Wie die Tage der Frühlingsblume,
Wie Schatten der Wolken
Fliegt dahin dein Weſen,
Dein Ort iſt nirgend,
Niemals kömmſt du wieder!

Schau rings umher! wo der Lebendige
Sich eine Hütte baut, wird auch ein Grab
gegraben.
Blick' in dein Innres! Sieh, des Lebens ganze
Kraft
Arbeitet, dich zu tödten,
Und jeder Pulsſchlag nagt an deinen Adern.
Macht ſelbſt die Freude nicht

Dein Herz und dein Gebein erzittern? — ath-
met nicht
Die höchſte Wonne, wie die Ohnmacht ath-
met?
Und das Entzücken? — gleich der Todesangſt,
Blickt es aus halb gebrochnen Augen!

Chor.

O, wie bang iſt meinem Geiſt, wie bange
Hier in dieſem Leib des Todes, hier
In des ofnen Grabes Welt! —
Wenn du kannſt, zerreiße deine Ketten,
O, du Freigebohrner! du Unſterblicher;
Auf, wenn du unſterblich biſt, verachte
Dieſer falſchen Sinne trägen Dienſt!
Steig empor in deiner eignen Kraft!
Laß mit ihren Gräbern die Vergangenheit
Hinter dir zurück, vergiß der Grüfte
Unter dir, und ſchwinge dich hinauf,
Hinauf zur unbewölkten Zukunft!

Arioſo. (Zwei Stimmen.)

Ich werde ſeyn! die leicht entbundne Seele
Wird unverletzt den freien Fittig heben,
Wenn ſchon der Tod in dieſen Gliedern kämpft,
Ein dumpfer Schmerz das Band der Sinne
löſet,
Und Lieb' und Freundſchaft um mein Sterbe-
lager
Mir einen ew'gen Abſchied weinen!

Recitativ. (Mit Begleitung.)

Aus allen Gliedern ſchleicht
Die milde Wärme des Lebens; —
Aus allen Adern
Eilen die bangen Pulſe
Hinauf zum Herzen. —
In langen Zügen athmet die ge-
preßte Bruſt. —
Dem halberloſchnen Blick verwandeln ſich
Die traulichen Geſtalten rings umher; —
Zerbrochen ſchwimmen ſie
Auf eines ungewiſſen Lichtes Wellen

Hinweg von ihm in eine trübe Dämmrung. —
Der Athem ſtockt, das Auge bricht!
Durchs wüſte Ohr verlieret ſich die Stimme
Des lauten Weinens, wie ein leiſes Rauſchen
Aus fernen Quellen — ſchwach, und immer ſchwächer
Hinab zum träumenden Bewuſtſeyn,
Das ſchon vergebens ringt
Aus ſeinem langen Schlummer zu erwachen.
Noch einmal wallt empor
Des Lebens lang' verhaltne Flamme —
Sie wallt empor — und ſtirbt!
Und im Innern wird es ſtill und finſter,
Und der letzte Funken iſt erloſchen!

Geſang für zwei Stimmen.

Ich aber bin! Du, meine Seele, lebſt!
Dein Aug' iſt hell, dein Ohr iſt unverletzt!
Du ſchenkſt noch Einen Blick den Trümmern deiner Hütte,
Hörſt mitleidsvoll noch Einen Ton der Klage —

Der Himmel ruft, die Sterne winken dir;
(Geſegnet ſey das mütterliche Land)
Du folgſt dem höhern Rufe! —

Recitativ. (Mit Begleitung.)

Ja, du wirſt ſeyn,
Wann die Verweſung über dieſe Glieder
Im Grabe triumphirt;
Wann in des Sarges Trümmern, des Gewands
des Moder,
Nun bald ein andrer Moder ſchläft!

Ja, du wirſt ſeyn, geliebte Seele,
Wann ſchon Jahrhunderte
In Fluten oder unterird'ſchen Flammen
Mein Grab zerſtörten. — Dieſer Leib
Iſt dann vielleicht, in wechſelnder Geſtalt,
Schon tauſendmal erſchienen.

Oft waren fremde Weſen
In ihm geliebt, und oft gehaßt in ihm;
Und ſieh, jetzt trennen ſich die letzten
Zwei nachbarlichen Stäubchen ſeiner Aſche.

Tutti.

Dann, Seele, wirſt du noch ſeyn,
Wirſt meine Seele noch ſeyn.
Dann, Gott, dann bin ich noch Ich!

Recitativ.

— Ach, daß ich dies ſo ganz nicht fühlen kann,
Wie es mein banges Herz begehrt!
Und daß des Geiſtes Schwingen immer noch
Die Endlichkeit in ihrer Kette hält! — —
O, kenn' ich mich denn anders, als in dieſem Kleide
Von Erde? — kenn' ich, ach,
Nicht dieſe Hülle nur — und dieſe Welt der Hüllen?

Geſang. (Magn.)

(Zwei Stimmen.)

Du, die du in mir wohneſt,
Du Heimliche,
Mit der ich oft in ſtiller Dunkelheit
So traulich ſpreche —

Du, die ich über Alles liebe!
Du, die mich über Alles wieder liebt!
O meine Seele, meine angebohrne Freundin! —
Ja, deine leiſe Stimme
Vernehm' ich wohl durch meine Hütte wandeln,
Doch ſucht umſonſt mein Blick die rufende
Geſtalt; —
Umſonſt eröffn' ich meine Arme
Dich zu umfaſſen!
— O du mein tief verborgnes,
Mein wunderbares Ich,
Du Klagender, du biſt es ſelbſt,
Du rufſt mit deiner eignen Stimme
Dir ſelber zu, verzweifelſt, dich zu finden,
Und haſt dich nimmer noch gekannt.

Chor. (Adagio.)

Nein, du haſt dich nimmer,
Nimmer noch gekannt!
Arme bange Seele,
In der eignen Hütte
Biſt du dir ein Fremdling,

Weißt nicht, wie du eingegangen,
Ach, und kenneſt deinen Ausgang nicht!

Wechſelgeſang.

(Erſte Stimme.)

Wirſt du bleiben,
Wenn die Hülle
Nieder ſinkt?

(Zweite Stimme.)

Wirſt du ſinken
Mit der Hülle,
Staub zu Staub?

(Erſte Stimme.)

Oder wenn du bleibeſt,
Freier Geiſt des Himmels,
Wirſt du noch gedenken
Dieſes Erdenlebens,
Dieſer Stunden in der Zweifelsnacht?

(Zweite Stimme.)

Oder, wenn du bleibeſt,
Haſt du uns vergeſſen,

Bist du umgewandelt
In ein fremdes Wesen,
Das sich jetzo erst geschaffen wähnt?

(Chor.)

Furcht und Hofnung, Zweifel und Glaube,
Eu'r Kampf erschüttert die Seele mir!
O, ist das Bild des Erdenlebens
Dem jetzt erwachten Himmelsgeiste
Ein ganz vergeßner Morgentraum;
So bin ich von mir selbst verlassen,
Ach, so erwacht für mich ein Fremder,
So ist es nicht mein Ich, was dann unsterblich lebt.

Recitativ.

Du Gott der Weisheit, Gott der ew'gen Güte!
Bei diesem heißen Durste nach
Unsterblichkeit, warum auch diese Zweifelsucht?
Warum den immer regen Trieb des Geistes,
Mehr zu erkennen, als er hier
Erkennen soll und kann?

O könnt' ich nur auf einen Augenblick
Hinüber schaun in jene Gegenden,
Wo dieses Lebens Abendsonne,
Indeß sie hier im Nebel niedersinkt —
Als neue Morgensonne wieder aufgeht;
Ach, könnt' ich die Unsterblichkeit
Auf ihrem Throne dort erkennen,
Und ihrer neugebohrnen Kinder Glück
Von ferne nur verstehn;
Wie dürfte Furcht und Hofnung in mir streiten;
Wie sollte meine Seele beben,
Wenn die gewünschte letzte Stunde schlägt?
Nein, von des Wissens allerhöchster Burg
Erblick' ich mit dem reinen Forscherauge
Des Unbegeisterten,
Erblick' ich in den Nebellüften
Jenseit des Grabes nichts — denn nur den Wiederschein
Des eignen Wunsches, der im Sonnenstrahle
Des Erdenlebens seine Farbe spielt.
Wie gerne glaubte diese Täuschung
Mein banges Herz!

Doch, ach! mein Geiſt
Verräth dem Herzen, daß es Täuſchung iſt. —

Belaſtet von des Lebens-Jammer,
Dem Tode fern — wünſch' ich den Tod! —
Er kömmt! und ſiehe, vor des frommen Wunſches
Erfüllung hebt die ganze Seele.

Pſalmodie.

(Eine Stimme.)

Sind denn dieſe Zauberbande,
Die mich an das Leben binden,
Sind es, ach, nur meine Sklavenfeſſeln,
Du tyranniſche Natur?

Haſt du darum dieſe Bande
Um des Herzens zarte Nerven
Feſtgeſchlungen, daß mein Herz zerreiße,
Wenn ich kühn die Ketten brechen will?

Soll ich lächeln, wenn die Geißel
Mein:s Schickſals mich verwundet,

Soll mich glücklich preiſen, wenn ſie meinen
Nacken,
Ach, nur dieſe Feſſel nicht zerſchläge?

Chor.

Ihr Todten in den Grüften,
Ihr Geiſter in des Himmels Sternen,
Meine Väter, meine Brüder!
Vernehmt ihr des Freundes Stimme
nicht?

Solo.

Stumm ſind die Grüfte der Todten,
Und die Sterne
Wandeln am Himmel dahin,
Gehen vorüber und ſchweigen.

Pſalmodie.

(Zwei Stimmen.)

Bin ich denn mir ſelber nicht gebohren?
Leb' ich nur zum Glücke fremder Weſen?
Wie die Blume für den Gärtner duftet,
Wie das Lamm ſich für den Hirten nährt?

Fließen meiner Wonne Thränen,
Tönet meines Kummers Klage,
Kämpft die Tugend mit dem Schickſal,
Ringt mein Glaube mit der Todesangſt —
Nur ein Schauſpiel unbekannten Augen,
Die vielleicht von jenen Sternenhöhen,
Sich zur Luſt, auf mich hernieder blicken?

Chor.

Ihr Todten in den Grüften,
Ihr Geiſter in des Himmels Sternen,
Meine Väter, meine Brüder!
Nur Einen vernehmlichen Troſtestlaut! —

Solo.

Stumm ſind die Grüfte der Todten,
Und die Sterne
Wandeln am Himmel dahin,
Sehen verüber und ſchweigen.

Chor. (Tum.)

O du mein Gott,
Mein Gott, mein Schöpfer,

Erbarme dich der Seele des Gequälten!
Es ſey durch Wahrheit, ſey durch Irrthum,
Erlöſe mich!

Arie.

Dieſer Angſt dahin gegeben,
Gott, wie kann dein Menſch dich lieben?
Welch ein Loblied forderſt du
Von der Seele des Gequälten?
Von dieſem Zweifel angefallen,
Sinkt meines Lebens Glück in Trümmern,
Ich fliehe dieſer Sonne Licht!
Die Pracht an deinem ew'gen Himmel,
Die Anmuth jeder Frühlingserde
Verſpotten meinen Lebenslauf!
Ach, alle Blumen meiner Wonne,
Ihr blühet auf bedeckten Gräbern; —
Die ganze Schöpfung wird ein Grab.

Zum Stummen.

Hinweg, hinweg mit allem Heil der Welt,
Auch was die Herzen ſelbſt der Edeln feſſelt,
Der Freundſchaft Glück, der Liebe Seligkeit! —

Von euch gehalten, müßt' im Todeskampf
Die halb zerrißne Seele länger zagen!

Chor. (Tutti.)

O du mein Gott,
Mein Gott, mein Schöpfer,
Erbarme dich der Seele des Gequälten!
Es ſey durch Wahrheit, ſey durch Irrthum,
Erlöſe mich!

(Pauſe aller Inſtrumente.)

Solo. (Adagio.)

Erlöſe deines Kindes Seele,
Du, den ich Vater nennen, den ich lieben ſoll!
Du, den ich lieben will, in jeder Qual des Le-
bens,
So lange dieſes Herz empfindet (ſeine letzte
Empfindung, wenn es bricht, wird dieſe Liebe
ſeyn)
Erbarme dich des Schwachen, ende dieſen Kampf,
Den Kampf der Prüfung, dieſes Ringen
Mit Furcht und Hofnung, dieſe Todesangſt,
Die durch ein ganzes Leben währt.

Choral.

Nimm, o Vater, nimm dem Geiſt das Auge
Zu erkennen, wo er ſelbſt ſich täuſcht:
Täuſche mich mit meinem eignen Wunſche,
Bis ich dort die Wahrheit ſelbſt umarme,
Gott der Gnade, täuſche, täuſche mich!

Recitativ.

O, hört es, Brüder, hört es, Mitgefährten
Durch dieſes Hofnungsland! —
Es iſt der Erden-Weisheit höchſte Tugend,
Den allzuſtolzen, allzukühnen Sinn
Des Menſchengeiſtes mit der Ohnmacht
Hinfälliger Naturen auszuſöhnen!
In traulichem Verein mit der Nothwendigkeit
Ruft ſie uns warnend zu:
„Das Schickſal herrſchet unumſchränkt;
„Ihr aber ſollt im Herrſchen nicht,
„Im Dienen ſollt ihr glücklich ſeyn.
„Leicht zu zerreißen iſt die Kette, die euch
bindet,

„Doch — seyd ihr frei, wenn sie zerrissen ist? --

„Ihr zweifelt! — O, genießet dann, genießet,

„Was euch die Gegenwart mit milden Händen beut,

„Und hoffet von der Zukunft, was ihr wünschet.

„Schön ist des Menschen Heldenmuth

„Im raschen Kampfe mit dem Eigenwillen

„Der Möglichkeit:

„Schön ist Geduld in Fesseln,

„Die Gottes Hand allein uns lösen will.

Choral.

Jetzt vergönn' ich euch des Glaubens Becher. —

Leert ihn aus, und seht um euren Kerker

Die Gefilde künft'ger Freiheit blühn.

Hofft ihr falsch; — ihr habet nicht verlohren,

Euren Himmel habt ihr hier genoſſen —
Der gekränkten Hofnung Thräne
Fließet ja im ſtillen Grabe nicht.

Doch, wenn jenſeits dieſer Schreckens-
Höle
Ihr die Göttin an den Buſen drückt,
Deren Bildniß eure Sehnſucht küßt;
O, ſo bringt in euren Jubelliedern
Bringet Dank dem ſchönen Traum des
Glaubens!
Seine Bilder ſtimmten Eure Seele
Zum Erwachen in der beſſern Welt! —

Recitativ.

So fall' ich denn getroſt in deine Arme,
Religion! Mein ganzes Erdenglück,
Mein ewig Heil vertrau' ich deiner Hand!
Ich bin ein Menſch, und meine Seele wünſchet,
Mit dieſer Menſchheit, ihrer Buſenfreundin,
Der traulichen Gefährtin dieſes Erdenlebens,
Zu jenes Himmels Wonnen einzugehn!

O führe mich zu jenem Gotte,
Der an Geſtalt mein Bruder iſt!

(Mit Begleitung.)

Ich ſeh' ihn hier im Thal der Menſchheit wallen,
Er fühlet meinen Schmerz, kennt meine Freude!
Er klagt, er ringt dem Tod entgegen;
Er ſtirbt, wie ich, und ſieh', er auferſteht,
Wie ich einſt auferſtehen werde!
Dort liegt die Trümmer des beſiegten Grabes,
Dort hebet ſich die lichte Wolke,
Die ihn gen Himmel trägt!
In dieſen Wolken wird er wieder kommen,
Wenn nun der zweiten Schöpfung Tag beginnt;
In allen Grüften wühlet Leben,
Verherrlichte Geſtalten ſteigen
Aus den Verweſungen empor!
Ich finde auch mich im fröhlichen Getümmel
Von dieſen jubelvollen Schaaren!
Leicht heben ſich die neu geſchaffnen Glieder,
Durch meine Nerven ſtrömet Jugendkraft;

Und das Gewühl der Unvergänglichkeit,
Der ew'gen Stärke — Meere von Entzücken,
Sie wallen leicht dahin durch meine Seele!
Ich kenne mich, und weiß, daß ich unſterblich
bin.

Wechſelgeſang.

(Erſte Stimme.)

In des Grabes ſtillen Kammer
Iſt der kranke Leib geneſen;
Ruhig war des Müden Schlaf,
Ohne Schmerz und ohne Traum.
Ihm entflohen tauſend Jahre
Schnell wie eine Nacht.

(Zweite Stimme.)

Ihren Gott in neuen Welten,
Neuen Wundern anzubeten,
Hob die Seele ihren Flug
Zu des Himmels Sonnenheer.
Ihr entflohen tauſend Jahre
Schneller wie ein Tag.

(Erſte Stimme.)

Und nach wenig Nächten,

(Zweite Stimme.)

Und nach wenig Tagen,

(Erſte Stimme.)

Ging aus ſeiner Ruhekammer
Nun geneſen, nun verſchönet
Dieſer Leib hervor.

(Zweite Stimme.)

Eilte von des Himmels Sternen,
Neues Glück mit ihm zu theilen,
Ihrem Freund die Freundin zu.

Recitativ. (Doppelgeſang.)

Sie hat ihn immer geliebt!
Und an der Stäte, wo ſie einſt ſich trennten,
Vereinen ſich Beide,
Zu einem unſterblichen Glück,
Zu einer Liebe ſonder Trennung.

Chor.

Ewig iſt die neue Schöpfung,
Ewig dieſer Bund!

Recitativ. (Solo.)

Unzählbar ſind die Heere
Der Auferſtandnen!
Und von den Himmelswolken ſegnet Jeſus Chriſtus
Seine Brüder; ſegnet ſie
Mit einem Wort der Liebe —
Und mit einem Wort der Allmacht
Segnet der Vater
Den ſchönen Bund des neuen Lebens.

Chor.

Ewig iſt die neue Schöpfung,
Ewig dieſer Bund!

Recitativ.

(Zwei Stimmen.)

Die Erde verwandelt ſich
Unter dem ſchwebenden Fuß der Auferſtandnen!

Geſang. *)

O ihr Haine des neuen Paradieſes,

*) Abwechſelnd für zwei, drei und vier Stimmen.

Schöne Fluren der ewig jungen Erde,
Hier iſt der Himmel,
Hier die Wohnung der Seligen.
Auf dieſen Blumen wallt die Unſchuld,
In dieſen Lauben ſoll die Liebe wohnen,
Hier blühen Kränze für das Haupt
Der unbelohnten Tugend! Dieſe Thäler
Beſucht ein Engelchor, auf jenen Höhn
Erſcheinet ſichtbar Gottes Herrlichkeit.
Dann wallen ſeine Kinder, meine Brüder,
Dann wallen wir hinauf zu traulichen Geſprä-
chen
Mit unſerm ew'gen Vater, wie einſt Abraham
Zu ſeinem Gott, zu ſeinem Freunde,
Bei milden Sommernächten,
Tief in des Haines Schatten
Hinauf zu heil'gen Bergen ſtieg.

Theils Arie, theils Arioſo.

Ja, der Tod iſt nur ein Gang zum
Leben,
Nur ein Gang zum Vater hin!

Brüder, die ihr ausgesendet
Hier in dieses Land der Bildung
Euch zerstreutet, euch verkanntet,
Eure Brüderschaft vergaßet; —
Seht, belehrend wird des Vaters Hand
Uns zurück an unsre Schöpfung führen,
Und im Staube lieget dann der Staub! —
Doch nicht lang'! — Dieselbe Hand der Liebe
Hebet bald die schon belehrten Kinder
Von der Erde wiederum empor! —

„Weiser jetzt durch eure Schwachheit,
„Glücklicher durch eure Leiden,
„Gehet ein zu einem ew'gen Leben. —
„Die ihr brüderlich euch liebet,
„Kinder, geht zu eurem Erbtheil ein."

Chor.

Selig alle, die auf Erden
Dieser frohen Hofnung leben!

Selig

Selig, selig sind die Todten,
Die in dieser Hofnung sterben!
Triumph dem Glauben, der an ofner Gruft
Des Lebens letzten Freudenbecher
Mit frohem Muthe leert!
Triumph der Tugend, die vor ihrem Glück,
Vor der Unsterblichkeit nicht zittert,
Und ihren Richter lieben darf!

Anhang.

Man erlaube mir, in Hinſicht auf muſikaliſche Behandlung, einen kurzen Durchgang des vorhergehenden Gedichts, oder vielmehr nur Anmerkungen zu einigen Stellen deſſelben, beſonders ſolchen, wo es dem Komponiſten nicht unangenehm ſeyn kann, die unmaßgebliche Meinung des Dichters zu hören, wenn ſie auch dem muſikaliſchen Laien verrathen ſollte.

Das Gedicht hat drei Haupttheile. Der erſte gehet bis an das Recitativ: O, daß ich dies ſo ganz nicht fühlen kann — der andere bis an die zweite Wiederholung des Tuttis: O, du mein Gott, mein Gott, mein Schöpfer, oder auch bis an das Solo Adagio: Erlöſe deines Kindes Seele. Der erſte iſt Einleitung, iſt gleichſam Aufforderung zum Streit; — im zwei-

ten wird dieſer Streit geführt, im dritten wird er entſchieden.

Die muſikaliſche Behandlung des zweiten wird, wie mich dünkt, dem Komponiſten die meiſte Mühe machen. Es iſt ein Gehen und Wiederkommen, ein Siegen und Beſiegtwerden derſelben Ideen, die ſich bald ſo, bald anders ordnen. Gewiſſe Zuhörer, die nur hören können, was ſie hören, und die, ohne einen Sinn fürs Ganze, ſich nicht darauf verſtehen, jedes einzelne Stück einer groſſen Kompoſition nach ſeiner Stelle und ſeinem Zuſammenhange zu würdigen, werden in dieſem Theile ſchwerlich von der Langenweile zu befreien ſeyn.

Die Kantate fängt mit einer Strophe an, welche den Leſer an den Ausruf Hiobs erinnern wird: Der Menſch, gebohren vom Weibe, lebt eine kurze Zeit, u. ſ. w. *)

*) Man erinnert ſich vielleicht auch an die vortrefliche Ausführung dieſes Spruches in dem bekannten Gedichte von Claudius. Empfangen und ge-

Die langſame, eintönige, myſtiſche Weiſe einer Pſalmodie würde dem Ernſte des Inhalts entſprechen, und zugleich die Stimme der Vorzeit lebhafter bezeichnen, die hier ſpricht. — Das folgende Recitativ müßte den langſamen und ernſten Gang behalten. Erſt hinter der zweiten Wiederholung: O wie eilend geht dein Tag vorüber, dürfte es mit Lebhaftigkeit bis zum Chor fortgehen. — Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich genug ausdrücke, wenn ich ſage, daß ein Fugen ähnliches Gewühl von weichen Tönen der Empfindung des Chors, und ſelbſt der Verſifikation entſprechen würde.

nähret vom Weite wunderbar. — — Schulz hat ſie in pſalmodiſcher Weiſe komponirt, und ſie erregt in dieſer Form (wenigſtens bei mir) eine ſo große Bangigkeit, daß ich wünſche, unmittelbar darauf, irgend eine Hymne auf die Unſterblichkeit, auch von Schulz komponirt, oder Schillers Lied an die Freude zu hören. Ueberhaupt ſcheint mir die pſalmodiſche Weiſe eine äſthetiſche Diſſonanz zu ſeyn, die ſchlechterdings einer Auflöſung bedarf. Um ſo mehr paßt ſie dann zu jenem Bilde des Claudius, welches, wenn ich ſo ſagen darf, eine moraliſche Diſſonanz iſt, und ſeyn ſoll.

Heftigkeit oder Wildheit im Ausdrucke würde auch hier am unrechten Orte seyn.

Das Arioso: Ich werde seyn, verliehrt sich ohne lange Einleitung in das Recitativ mit Accompagnement: Aus allen Gliedern schleicht die milde Wärme des Lebens. Hier mahlt die Seele das Bild des Sterbens sich selbst, ihrer eignen Betrachtung vor, und hier mag auch die Musik jeden einzelnen Zug ausmahlen. Mit jedem Absatz endet sich ein besonderes Gemählde.

Die Ueberschrift: Gesang für zwei Stimmen, soll andeuten, daß diese Stelle durch mehrere Besetzung (es sey von Instrumenten oder Stimmen) verstärkt, und dann auch mehr gesungen, als recitirt werden soll.

Das Tutti: Dann Seele wirst du noch seyn — verlangt vielleicht eine mehrmalige, doch abwechselnde Wiederholung. Jubel darf, wie man aus dem Folgenden sehen wird, der Ton desselben nicht seyn. Es ent-

hält eine erzwungene Freude, durch deren wilden Ausdruck die Seele sich selbst betäuben will: denn alle ihre bisher angestellten Betrachtungen sollten sie eigentlich zu einem ganz entgegengesetzten Ausrufe führen!

Der Uebergang in das folgende Recitativ: Ach, daß ich dies so ganz nicht fühlen kann, würde ohne diese Voraussetzung sehr unwahr seyn.

Es fehlt hier freilich auf jeden Fall ein Zwischengefühl, obgleich kein Zwischengedanke. Mitten in der Anstrengung der Seele, sich über sich selbst zu erheben, und da sie eben beim angehenden Kampfe sich durch ihr eigenes Siegsgeschrei muthiger machen will, um hiedurch den Sieg erst zu gewinnen — dringt das Gefühl ihres Unvermögens mit Macht auf sie ein; sie fühlt sich erschöpft, sie fühlt um so mehr, wie schwach sie ist, je stärker sie sich anstrengte, ihre Schwachheit zu besiegen. Dieses plötzliche Entkräften, durch Anstrengung, läßt sich in der Sprache höchstens

nur beſchreiben, nicht ausdrücken; und dieſe Beſchreibung wäre in dem Munde der lyriſchen Perſon etwas ſehr Unwahres. Vorbereiten müßte man freilich auf dieſe Erſcheinung, und es iſt die Frage, ob dies nicht in dem ganzen erſten Theil der Kantate geſchehen iſt. Ich blicke hier wieder zurück auf das, was ich vom Ausdrucke des Tutti geſagt habe. — Lyriſch natürlich würde es ſeyn, wenn die Muſik, anſtatt in einer beſondern Einleitung in das Recitativ jene Lücke auszufüllen, dieſelbe durch einen ungewöhnlichen Uebergang aus einer Tonart in die andere bezeichnete. Keinem Zuhörer, der bisher mit empfunden hat, könnte dies unverſtändlich ſeyn.

Klagend, in dem Tone der Entkräftung, und einer ſchon geahndeten Täuſchung, finge dann dieſes Recitativ an; nur bei der Stelle: O kenn' ich mich denn anders — erhöh' es ſich, und ginge in den mehr jammernden als klagenden Geſang über: Du, die du in mir wohnest. In dieſem Geſange ſpricht die

Seele mit ſich ſelbſt, als mit einem von ihr ganz verſchiedenen Weſen, das ſie eben deswegen nicht finden kann, weil es außer ihr iſt. Aber mit dem Verſe: O du mein tief verborgenes, mein wunderbares Ich, überraſcht ſie der grauſenhafte Gedanke, daß ſie ſich ſelbſt ſuche. Die erſten Verſe würden den melodiſchen Ausdruck klagender Zärtlichkeit annehmen können, oder den Ton eines Jammernden, der mit ſeinem Unglück ſchon bekannt iſt, und, in einem rührenden Mitleiden gegen ſich ſelbſt, die eigne Noth ſich vorerzählt. Der Geſang müßte dieſe Stelle gleichſam hinweinen. Bei der letzten Stelle aber verwandelt ſich dieſer Ausdruck plötzlich in thränenloſes Erſchrecken. — Der Chor geht im Ausdruck der Angſt nicht weiter, ſondern zurück, er fällt wieder in den Ton des Jammernden. Die Seele erkennt den Gedanken, der ſie erſchreckte, als einen, den ſie ſchon oft gedacht hat. Sie klagt wieder über ein trauriges Schickſal, mit dem ſie ſchon bekannt iſt. Dann nur iſt es

nicht unnatürlich, wenn das folgende Duett zu dem Tone einer zärtlichen Bekümmerniß hinabſteigt. Dieſe Bekümmerniß wechſelt mit einer zunehmenden Bangigkeit. Die erſte Stimme würde dieſes, die zweite jenes Gefühl auszudrücken haben. —

Volle Angſt ſpricht in dem folgenden Chor: Furcht und Hofnung, Zweifel und Glaube. — Sie ſteigt ſchnell, und die letzte Zeile: So iſt es nicht mein Ich, was dann unſterblich lebt — gränzt an Verzweiflung.

Auch hier tritt nun, nach zu heftiger Anſtrengung, Ermattung ein. Im ſchwächern Ton der Angſt, und als ein Gebet, fängt das folgende Recitativ an. Fragend und antwortend, wünſchend und ahndend, mit immer wechſelnder Empfindung, geht die Seele mit ſich ſelbſt über ſich ſelbſt zu Rathe. Was ſie ahndet, iſt ſchrecklich. Die Gedanken dieſes Recitativs ſind an ſich nichts weniger als muſikaliſch; aber das Intereſſe, welches das Herz an

ihnen nimmt, und das Lyriſche des Ausdrucks macht ſie dazu. Die Muſik hat hier größtentheils nur die Form, nicht den Inhalt zu begleiten.

Das Recitativ verwandelt ſich in eine Pſalmodie, und die Seele drückt ihre Ahndung in Geſtalt einer unbeantworteten Frage aus: Sind denn dieſe Zauberbande. — Die pſalmodiſche Weiſe kann dem lyriſchen Charakter dieſer Stelle ſich am genaueſten anfügen. Sie kann das Bange, Unſichre, Ahndende und ſelbſt das Unvollendete der unbeantworteten Frage, die doch auf Antwort wartet, am beſten nachahmen, und ſie wird mit dem lebhaftern Ausdruck des zweimal einfallenden Chors: Ihr Todten in den Grüften — und mit dem ſich anſchließenden Tutti: O du, mein Gott, mein Gott, mein Schöpfer — einen hier ſehr natürlichen, und zugleich ſehr wirkſamen Kontraſt machen. Der Schluß des Tutti verlangt Wiederholung, und wenn die Worte: Erlöſe mich, zum erſtenmale als

heftige Forderung ausgedrückt werden, so müſſen ſie ſich zuletzt in eine Bitte, in ein Flehen verwandeln.

Nicht im Ton der Verzweiflung, ſondern wieder klagend und jammernd, ſteigt die Arie: Dieſer Angſt dahin gegeben — zum ſanften Adagio hinab. Auch der folgende zweiſtimmige Geſang fängt zwar wild und ſtürmend an; doch ſeine zwei letzten Zeilen verlangen, wenn das Gedicht hier nicht aufhören, und das noch Uebrige eine lyriſche Unwahrheit werden ſoll, den Ausdruck einer ſchon bis zum Weinen entkräfteten Verzweiflung.

Mit dem nun zum zweitenmale einfallenden Tutti bricht die Empfindung. Man müßte es dem vielleicht mehrmals wiederholten Schluſſe: Erlöſe mich — anhören können, daß die Seele ermattet iſt. Das Accompagnement verliere ſich nach und nach, wie ein Seufzer verfließt.

Spuren eines allmählichen Erholens bezeichnen das Solo Adagio. Den Deſu-

mator würde ich bitten, dieſe Stelle mit oft unterbrochnem Athem zu leſen, doch freilich, ohne dadurch unangenehm zu werden. Vielleicht dürften die kurzen Pauſen am beſten nach folgenden Abſchnitten anzubringen ſeyn.

„Erlöſe deines Kindes Seele — du — den „ich Vater nennen — den ich lieben ſoll — „du — den ich lieben will, in jeder Qual des „Lebens — ſo lange dieſes Herz empfindet — „ſeine letzte Empfindung, wenn es bricht, ſoll „dieſe Liebe ſeyn! — Erbarme dich — und „ende dieſen Kampf — den Kampf der Prüfung — dieſe Todesangſt — die durch mein „ganzes Leben währt.“

Der Choral: Nimm, o Vater, nimm dem Geiſt das Auge — der den Ton eines ſanften Gebetes hat, macht den Uebergang in das betrachtende und warnende Recitativ: O hört es, Brüder — mit welchem die Seele in den Zuſtand ihrer Beſonnenheit zurück kehrt — doch nur, um ſich mit allen ihren Empfindungen den ſchönen Bildern der Religion,

und der glücklichen Täuſchung des Glaubens freiwillig hinzugeben.

Troſt, Hofnung, Freude und Entzücken wechſeln in dieſem Theile der Kantate.

Als Choral, doch nur von zwei Stimmen geſungen, dachte ich mir die beiden gleichmetriſchen Strophen: Jetzt vergönn' ich euch des Glaubens Becher — und: Doch, wenn jenſeits jener Schreckenshöle u. ſ. w.

Ich breche hier ab! Das, was ich über die muſikaliſche Behandlung der folgenden Stücke ſagen könnte, liegt im Titel derſelben deutlich genug, und hier befürchte ich kein Mißverſtändniß.

Nur noch dies! In den Verſen, welche überſchrieben ſind: Theils Arie, theils Arioſo — ſtellte ich mir die beiden Zeilen: Ja, der Tod iſt nur ein Gang zum Leben, Nur ein Gang zum Vater hin! als Arie vor; ſie verlangen meiner Meinung nach, eine leichte Wiederholung. Die

folgenden vier paſſen vielleicht zur ſimplern Weiſe des Arioſo. Mit dem Verſe: Seht, belehrend wird des Vaters Hand — erhebt ſich der Geſang wieder bis zur Arie, und endet dann in der Stelle: Weiſer jetzt durch eure Schwachheit — von neuem in einem Arioſo.

Langſam und pathetiſch, gleichſam mit zugezählten Tönen, vielleicht auch ohne Inſtrumental-Begleitung, hebt der Schluß-Chor an; ſteigt aber bei der letzten Hälfte: Triumph dem Glauben — mit Begleitung aller Inſtrumente, zu dem höchſten Jubel hinauf.

Alles, was ich hier angemerkt habe, in ſo fern es ganz allein die Muſik betrift, unterwerf' ich der beſſern Einſicht jedes Kenners dieſer Kunſt. Es mag Vieles mit geſagt ſeyn, was nicht ſowohl den Komponiſten, an den Sänger angeht; — das Meiſte enthält Winke auch für den guten Vorleſer.

IV.

Poetiſche Ruinen

im

Hain der Vergangenheit.

Auch ein ſtehender Fragmenten-Artikel.

Vorrede.

Für jetzt nur Ein Fragment unter diesem Titel, den Anfang eines dramatischen Gedichts: Hermann und Thusnelda!

Ob ich jemals die Ausführung der letzten zwei oder drei Akte hinzufügen werde, kann ich nicht einmal nach bloßer Wahrscheinlichkeit versprechen!

Einst war es vollendet, in den Tagen und unter dem Himmel eines poetischen Lebens! —

Aber so viele Erschütterungen des volkanischen Bodens, (so will ich ein verschuldetes Schicksal nennen) und so viele Donnerschläge vom unfreundlichen Himmel herab (so heiße das unverschuldete) haben den Bauer und Einwohner vertrieben, und von den schönsten Gebäuden seiner Jugend im Hain der Poesie, findet er jetzt nur noch die Vorhallen, oder die Nebengebäude, oder einige

Trümmern des Säulenganges! — Das Uebrige liegt in hundert und abermal hundert Stücken umher in den untreuen Gebüschen der Vergangenheit! —

Was an diesem dramatischen Probestück (geschrieben 1784 und 1785, im neunzehnten Lebensjahre des Verfassers) jetzo fehlt, ist die Entscheidung der Schlacht und die damit (nicht historisch) zusammentreffende Entraubung Thusneldens durch ihren Vater (Segest). —

Thusnelda wurde von ihrem Vater den Römern überliefert, und soll (vielleicht als eine gefangne Fürstin der Teutschen) zu Rom im Triumph aufgeführt worden seyn. —

Mir fehlt jetzt Alles, Gedächtniß und Bibliothek, um das wenige Historische, was wir darüber wissen, zusammen zu stellen und zu ordnen. — Doch, wenn auch hierüber bei einem dramatischen (oder epischen) Gedicht nicht zu streiten ist, das seinen Stof aus einer rohen und finstern historischen Zeit nimmt, und das um so mehr Freiheit hat, diesen Stof umzubilden und zu idealisiren (ohne ihm das Karakteristische zu nehmen); — so bin ich doch jetzt

außer Vermögen, die Schluß- und Vollendungs-Scenen neu zu dichten, wo der Triumph des Volks mit dem Herzens-Unglück ſeines Anführers in ein ſchauderhaft-erhabnes Ganzes (in eine edel-prächtige Elegie) zuſammen fließt.

Iſt übrigens dieſe Ilias post Homerum (man denke an Klopſtocks Herrmanns-Schlacht!) einer neuen Vollendung werth; ſo möchte ich dieſelbe lieber einem muthigen, Kraft- und Feuerreichen edeln Jünglinge überlaſſen, (ſo wie eine für ſeinen Zweck nöthige Umänderung der beiden erſten Akte) als daß ich ſelbſt in den Jahren der ernſtern Sorge, in proſaiſcher Lage, und in Stunden einer künſtlichen Heiterkeit, jene Vollendung zum zweitenmale verſuchen ſollte! —

Herrmann und Thusnelda.

Ein dramatiſches Gedicht.

Perſonen.

Herrmann, Anführer der Teutſchen.

Thusnelda, Herrmanns Weib.

Siamar, Herrmanns Vater, Fürſt der Cheruſker.

Segeſt, Thusneldens Vater, ein Fürſt der Teutſchen.

Darnhoid, Herrmanns Sohn, ein fünfjähriger Knabe.

Daura, Herrmanns Tochter, älter als Darnhoid.

Liedoboth, Oberbarde.

Manno, Oberdruide.

Cherusker.

Ein Sueve.

Eine Alraune.

Erſter Aufzug.

Wald.

Thusnelda.

(Den Köcher mit Pfeilen auf der Schulter, den Bogen zu ihren Füßen, ſitzt unter einer Eiche, ſtreift die Harf' und ſingt.)

Schläfſt du, Mana; ſchlummerſt du, Tuiſto?
Iſt Walhalla über Wodans Maal,
Ueber Wodans Schalen eingeſchlummert?
Hört Walhalla ſeine Kinder nicht?

Ach, verlaſſen ſind wir und vergeſſen
Von den Vätern und der Väter Gott!
Varus Pfeile tödten unſre Rehe,
Varus Säbe richten unſer Volk!

Freiheit, Freiheit, o Tuiſtos Freiheit,
Wache Jägerin bei Nacht und Tag,
Sind die Nerven deines Arms entſchlummert?
Schläfſt du hinterm Felſen ewiglich?

Ach, verlaſſen ſind wir und vergeſſen!
Nach Walhalla ging die Jägerin. —
Bei den Schalen Wodans eingeſchlafen,
Hört Walhalla ſeine Kinder nicht!

Hohes Rom, du nicht verlaßne Tochter
Deiner Götter, was begehrſt du hier?
Duritia nährt das Grasthal unſre Heerden,
Und an Gold und Silber ſind wir arm!

Aber an Eiſen —
Wohl uns, an Eiſen nicht! —
Laßt Schwerdter tönen,
Und Lanzen klirren! —
Herauf, ihr Knechte Roms, zum blutigen Eiſen- und Todtenmahl!

— — —

Heut bin ich nicht zum Harfenſpiel, und nicht zum Geſang! Meine Saiten haben ihre lieblichen Stimmen vergeſſen! Auch meine Hand fordert ein Schwerdt! — Ich will Pfeile ſchieſſen in die Luft, daß ich Pfeile fliegen ſehe! —

(Sie nimmt ihren Bogen und einen Pfeil aus dem Köcher, und ſchießt vor ſich hin ins Gebüſch.)

Was war das? — Der Pfeil ſchlug dumpf ein!

Sigmar.

(Tritt aus dem Gebüſch, Thusneldens Pfeil in ſeinem Schilde.)

Herta mit dir, Thusnelda! du haſt mir meinen Schild verwundet!

Thusnelda.

Sigmar!

Sigmar.

Ich hörte deinen Geſang, und harrte im Gebüſch, und komme, dir zu verkünden, daß die Schlacht beſchloſſen iſt.

Thusnelda.

Wo iſt Herrmann?

Sigmar.

Mein Sohn iſt bei den Fürſten im Hain der Weihe. Dort führten die Druiden die weißen Roſſe Wodans dem verſammelten Volke vor, und die jungen Wiehrer tanzten vor dem

Volke und wehten mit dem langen Schweif, und wieherten mit der Naſe gen Himmel. Wir hatten unſre Lanzen an die Aeſte neben die erbeuteten Schilde gehängt: und als die Weihroſſe wieherten, blies plötzlich ein Wind durch die Eichen, daß die Lanzen an die Schilde ſchlugen; da riefen die Druiden: Sieg! und das Volk ſchrie: Herrmann! und die Fürſten ſchrieen: Herrmann, Sigmars Sohn! Ich aber mußte mich wenden, denn eine Thräne flieg mir in mein altes Auge! — So froh iſt meine Seele ſeit dem Tage der Jugend nicht geweſen, da mir mein Vater ſeine Lanze ſchenkte.

Thusnelda.

Vater Sigmar, bin ich deines Sohnes werth? Ich habe meinen Vater verlaſſen und meine Freundſchaft, und mein Vater iſt mir gram worden auf ewig, weil ich Herrmanns Weib bin. Vater Sigmar, bin ich Herrmanns werth?

Sigmar.

Du weißt, daß dich das Volk lieb hat, wie es meinen Sohn lieb hat. Du bist meine Tochter, Thusnelda! — Dein Vater ist hier; er stand unter dem Volke, da die Druiden die Rosse vorführten: aber als die Fürsten zusammen traten um Herrmann, und ihm schwuren beim Schwerdt', und er den Fürsten schwur — ach, einen schweren Eid! — ist er heimlich von dannen gegangen. — Varus hat ihm Augustus Gnade, und ein Haus auf den sieben Hügeln verheißen, daß er unser Volk überrede, den Römern einen ewigen Friedensbund zu schwören.

Thusnelda.

Warum erzählst du mir das? Ich kann heute nicht weinen! — — Auf wann hat der die Schlacht beschieden?

Sigmar.

Auf die Mitternacht. Varus hat sich tief ins Tannenthal zwischen die Felsen verirrt, und

ſteht mit ſeinem ganzen Volke dicht am Meere, daß er heute nicht von dem Stelle mag!

Thusnelda.

Schön wird es zu ſchauen ſeyn, wenn ihr ſie ſchlaget! Vom Gipfel des Nordbergs, droben an der Allvaterseiche wird es ſchön anzuſchauen ſeyn!

Sigmar.

Schöner iſt es doch, ſelber zu ſchlagen, Thusnelda! — Meine Tochter, ich freue mich Kindesfreude auf dieſe Römerſchlacht! Den heutigen ganzen Tag bin ich mit Schild und Lanze und mit dieſem Helm, der Beute meiner erſten Römerſchlacht, umher gewandelt, und habe mein Antlitz in allen Bächen beſchaut, und habe mich herzlich gefreut! Zieh' mir den Pfeil aus dem Schilde, es iſt mein alter Schild, der Gefährte meiner erſten Schlacht, der Geſpiele meiner Jünglingslanze, die mir längſt eines Römers Buſen zerbrach! Du alter Greis, neben ſo vielen Narben des Schwerdts auch dieſe

Wunde von einem Weibe! — aber es iſt Thusnelda! — Tochter, zieh' den Pfeil aus der Wunde des Alten; morgen zichſt du auch mir den letzten Pfeil aus meiner letzten Wunde!

Thusnelda.

(Zieht den Pfeil aus dem Schilde, nimmt ein Haar aus ihrer Locke, knüpft es an den Pfeil, und ſteckt ihn in den Köcher.)

Daß ich ihn kenne! — Dieſen Pfeil ſend' ich morgen vom Hügel herab unter die Römer! — Du aber mußt uns wiederkehren, Vater, daß du mir erzählen kannſt, wen der Pfeil getroffen hat. Ein ſchönes, kühles Trinkmahl will ich dir und Herrmann bereiten, und in meinem Mädchenſchmuck euch auftiſchen in der Eichhalle, wenn ihr wiederkehrt von der Menſchenjagd.

Sigmar.

Laß mich, Thusnelda! — Meinen Trank trink' ich morgen in Walhalla, und denk' an euch und an dich! In zweien Nächten hat mir

der Traum einen Adler mit groſsen aufgeſperrten Klauen gewieſen.

Thusnelda.

Er hat dir deine Beute gewieſen, Sigmar!

Sigmar.

Auch meine Beute! Ich ſpreche morgen an Wodans Tafel allein, denn ich habe den Vätern viel zu erzählen, und — das hoff' ich zu Wodan und zu meinem alten Arm — auch von erbeuteten Adlern will ich reden! Laſs mich, Thusnelda! Wo ſind deine Kinder? Ich muſs ſie noch ſehen vor der Schlacht!

Thusnelda.

Daura mahlt Blumen auf Herrmanns neuen Schild; Darnhold ſpielt Jagd mit den Knaben des Hains.

Sigmar.

Ihr hättet ihn Herrmann heiſsen ſollen! (Hörner und Saitenſpiel und Geſang aus der Ferne.) Hörſt du, da kömmt Herrmann, mein Herr.

mann, mein Sohn! Sie bringen Sigmars Sohn mit Bardengeſang zu ſeiner Hütte herauf!

Wodan, Wodan, du haſt mir deine Schale ſchon heut' zu ſchmecken gegeben, morgen will ich ſie trinken!

(Der vernehmliche Geſang in der Annäherung.)

Erſtes Chor.

Sie ſtanden auf den Hügeln,
Und klirrten mit Ketten,
Uns ſchreckend, vom Hügel hinab in den Hain!

Zweites Chor.

Da ſtanden wir im Haine,
Und klirrten mit Lanzen,
Sie ſchreckend, vom Hain zu den Hügeln zurück!

(Barden, Druiden, und Herrmann in ihrer Mitte, treten auf die Bühne und halten.)

Beide Chöre.

Varus, riefen ſie!
Herrmann, rufen wir!
Jupiter iſt nicht Gott in Walhalla!
Varus Schwerdt gebietet nicht im Hain!
Varus, riefen ſie!
Herrmann, rufen wir!

Herrmann.

Ihr habt mir meinen Triumphgeſang geſungen, ihr Barden! aber ich dank' euch nicht, damit ich ſtolz bleibe, wie ihr mich gemacht habt! Morgen will ich mein blutiges Schwerdt vor euch neigen!

Liedoboth.

Nun, Herrmann, wir ſehen dein Angeſicht vor der Schlacht nicht mehr! Bring' es uns wieder in ſeiner Hoheit! Herrmann, gedenke des Vaterlandes!

Herrmann.

Wenn ich ſeiner bei meinem Schwerdt nicht gedenke; — — Ihr habt meinen Schwur vor den Fürſten gehört!

Liedoboth.

Wir Alle haben ihn gehört, und du biſt Herrmann, Sigmars Sohn!

(Ein kurzes Schweigen.)

Sigmar.

Du greifſt meine Seele hart an, Druide! Mein Sohn hat einen großen Eid geſchworen

Wodan und dem Vaterlande, und ich freue mich, daß er ihn geſchworen hat; aber vor der Schlacht laß mich davon ſchweigen, denn es iſt doch ein harter Schwur, und ich bin Hermanns Vater. — —

Liedoboth, welchen Hügel haſt du für deine Barden zum Schlachtlied auserſehen, daß ich die Bardenburg euch ſende? Die jüngſten, rüſtigſten Lanzen meiner Cheruſker will ich euch geben.

Liedoboth.

Wir bedürfen heute der Bardenburg nicht, Fürſt. Der hohe Nordberg, droben an der Allvaterseiche, iſt Burg genug mit ſeinem Felſenüberhang ins Thal der Schlacht. Jetzt aber zerſtreuen wir uns auf die Hügel rings umher, und wenn der Mond hinter dem Mondfels aufſteigt, ſingen wir Wacht- und Grabgeſänge gegen einander über das Thal hin, daß es die Legionen vernehmen, bis daß die Schlacht beginnt.

Manno.

Wir aber zünden indeß auf dem Mondsfelsen Wodan ein Opfer an, daß dicht neben dem Monde die großwellige Flamme schrecklich leucht' am Himmel der Nacht!

Herrmann.

Was habt ihr Wodan zum Opfer erlesen?

Manno.

Nichts, Herrmann! Wir lassen anfach'n eine hungrige Holzflamme, daß sie gen Himmel lachze und Wodan anflehe um Varus Haupt zum Morgenopfer!

Herrmann.

Druiden, mit eurer Holzflamme, Barden, mit euren Nacht- und Grabgesangen, ihr thut mehr, als unsre Schwerdter vermögen! Euch selbst singet ihr morgen den Siegesgesang.

Manno.

Gedenke unser, wenn du im Capitol auf Jupiters Altare dem Wodan Opfer bringst!

Alle Barden.

Gedenke des Vaterlandes! — (ab.)

Herrmann.

Wodan und die Väter mögen mein gedenken, wie ich des Vaterlandes gedenke!

Thusnelda.

Bist du stolz, Herrmann?

Herrmann.

Mein Schwerdt ist stolz! Ich aber bin Herrmann, und Thusnelda ist mein Weib.

(Er giebt Thusnelda die Hand, sie will ihn umarmen, er aber weicht der Umarmung.)

Thusnelda! Hat Sigmar dir meinen Schwur nicht verkündet?

Sigmar. (Wendet sich weg.)

Nein!

Herrmann.

Thusnelda, ich habe Wodan geschworen: meinem Vater nicht eher zu antworten, und mein Weib nicht eher zu umarmen, und meine Kin-

der nicht eher zu küſſen, bis daß ich mein Vaterland mit Siegsgeſang in ſeine Wälder heimführe!

Sigmar.

Ich will Wodan anflehen, daß meine Todeswunde morgen die letzte im Heer' ſey, damit ich dich noch ſpreche nach der Schlacht und dann ſterbe!

Herrmann.

Läſſeſt du deinen Wagen nicht baden und die jungen Pferde, Thusnelda, daß du mit meinen Kindern mir nachfährſt in mein erſtes Anführertreffen? Die Sonne liegt bald auf der Ebne.

Thusnelda.

Ich laſſe den Wagen nicht baden, und fahre nicht nach in die Schlacht! Herta ſey es geſchworen: ich folge dir nicht in dein erſtes Anführertreffen! Du ſiegſt, ich will es nicht ſehen! Du fällſt, ich will es nicht ſehen! Meinſt du, ich könne zuſchauen, wie ihr die Legionen

tödtet, und könne mich halten? — Laß die Weiber des ganzen Volkes auf ihren Wagen hinter dem Heere ſtehn, und Rache! ſchrei'n, und Freiheit! ſchrei'n; Herrmann bedarf des Schreiens der Weiber nicht, wenn ſeine Waffe ſiegen ſoll! Alle Lanzen des Hains würgen für ihre Weiber und Kinder; dein Schwerdt iſt ausgegangen für dein ganzes Vaterland! Seines Weibes muß Herrmann nicht achten, wenn es das Vaterland gilt! Herrmann, ich folge dir nicht in die Schlacht!

Herrmann.

Heißer, als dich und Sigmar, lieb' ich allein mein Vaterland, das weißt du. Heute ziemt mir keine Freude, denn ich will tödten! Halte, was du Herta geſchworen haſt! Du weißt, dies Schwerdt heißt Thusnelda!

Thusnelda.

Auf, ich will Jagd halten zu Fuß die ganze Nacht! zeige mir morgen deine Erſchlagnen, ich

will mein Wildbret vor dir ausbreiten! Leb' wohl, Sigmar! (Auf und davon.)

Sigmar.

Fahr' wohl, meine Tochter! Meine Augen werden die Beute deiner Jagd nicht sehen.

Herrmann.

Ich will mein junges Roß baden und füttern! (Will abgehen. Segeſt tritt haſtig hervor. Herrmann bleibt.)

Segeſt. (Zu Sigmar.)

Alter, haſt du deinen Knechten, den Cheruskern, befohlen, daß ſie mir auflauern wie einem Gefangenen, und mir den Weg vom Hügel in's Thal verweigern ſollen?

Sigmar.

Segeſt, die Cherusker ſind mein Volk, aber nicht meine Knechte! Willſt du in's Lager zu Varus? Warum biſt du nicht bei ihm geblieben? Spare dir heute ſein fettes Abendmahl zum Frühbrodt auf! So bald wir aus den Hainen aufbrechen, magſt du deine Wege ziehn!

Segeſt.

Ich bleibe dir die Antwort ſchuldig, Alter! (Zu Herrmann.) Warum floh Thusnelda, als ſie mich kommen ſah?

Herrmann.

Sie hat dich nicht geſehen!

Segeſt.

Fährt ſie dem Heere nicht nach?

Herrmann.

Haſt du nicht im Gebüſche zugehört? Sie wird Jagd halten zu Fuß die ganze Nacht und wird mir morgen ihr Wildbret vorlegen, wenn ich ihr Varus Leichnam zeige.

Sigmar.

Ich kann dich nicht leiden, Segeſt, obgleich du Thusneldas Vater biſt! Mein Arm ſollte mit dir reden, wenn du kein römiſcher Weichling wäreſt!

Ein Cherusker.

Wodan mit Tuiſto und mit dir, Fürſt Sigmar! Deine Cherusker warten auf dich, daß du ſie ordneſt.

Sigmar. (Zu Herrmann.)

Mein Sohn, wenn du mir auch nicht antworten kannſt; ſo darfſt du mich doch hören. Ich bitte die Druiden, daß ſie den Adler auf der Stange, den ſie morgen neben mir finden, wann ich im Thal bleibe, nicht von mir nehmen, ſondern ihn mitgeben meinen grauen Haaren in meine Grube. (Mit dem Cherusker ab.)

Herrmann.

Vater, du ſprichſt — —

Wodan, es iſt mein alter Vater! — — Grüße Varus, Segeſt! (Will fort.)

Segeſt.

Weile doch, Herrmann! Nur wenige Worte will ich mit dir reden. Ich achte dich für den Weiſeſten unter deinem Volke, der nicht Alles thut, was er mit ſeinem Arm vermag,

ſondern was recht iſt und gut. Du ſollſt mir auf meine Fragen antworten.

Herrmann.

Nun, ſo frage, ich will antworten.

(Lehnt ſich auf ſeine Lanze.)

Segeſt.

Du läßt morgen die Schlacht beginnen?

Herrmann.

Morgen oder heute, denn es iſt ſchon ſpät. — Heute, Segeſt, eh' die Berge dort Wodans Sonne wieder kommen ſeh'n.

Segeſt.

Das iſt früh! Aber in der Dämmerung, daß die Lanzen nicht ſehen, weſſen Buſen ſie ſpalten? daß der Cherusker den Cherusker, der Katte den Katten ermorde?

Herrmann.

Vater, du ſprichſt wie ein Fremdling in Tuiſtos Hainen. Kennſt du die Sueven nicht? das Volk, das mit der Macht über ſeine Feinde

kömmt, und seine Lanzen allein sich leuchten läßt in der Finsterniß?

Segest.

Du meinst das Volk, das mit blinder Wuth, wie schreiende Hunde, und mit verzerrten Gesichtern über den Feind herstürzt?

Herrmann.

Das mein' ich! — Glaubst du zu spotten, Segest? Fürst, in unsern Hainen ist kein Mann, der schlechter wäre, als sein Jagdhund. — Segest, seit du von Varus Tafel gekostet hast, bist du ein Römer geworden. Ich wollte, du wärest in Rom, oder äßest jetzt an Varus Tafel im Lager.

Segest.

Bist du gerecht, mein Sohn? Bist du gerecht, Mann meiner Thusnelda? Ich ehre mein Vaterland, wie du es ehrest; aber nur seine Tugenden lieb' ich.

Herrmann.

Ist Freiheits-Liebe ein Laster?

Segeſt.

Varus will Tuiſtos Freiheit nicht. Er will eure Hand zum Bunde. Ihr ſollt den Römern gleichen, und ihre Brüder und Freunde heiſſen. Sie wollen euch friedliche Städte bauen, und euch ein fröhlicher Leben lehren, und mit euch die Welt richten.

Herrmann.

Kluger Segeſt, man begehret Freundſchaft nicht mit dem Schwerdt in der Hand! Auch haben wir genug an uns ſelbſt, und unſre Haine wehen uns friſche Luft. Wir bedürfen und verlangen keine Sklaven und haſſen wollüſtige Städte, wie die Kette, an welcher uns Varus gern im Triumph aufführen möchte vor Auguſtus Pallaſt! — Siehe, meine Bärenhunde ſind wilde Thiere auf der Jagd; ſie achten der Klauen des Bären nicht und ſeines winſelnden Brummens; ſie klammern ſich feſt in ſeinen Wunden und reiſſen ihn nieder zu Boden, und erwürgen ihn: aber daheim ſind ſie gut und

freundlich, und lieben die Hand meiner Kinder, die ihnen Speiſe reicht. Alſo wir Teutſchen! In der Schlacht dürſtet unſere Schwerdter nach Blut, und wir ſättigen ſie! Aber in unſern Hütten wandelt die friedliche Schaale zuerſt dem verirrten Fremdling zu; dem tiſchen wir auf, was unſre Jagd vermag, und laſſen ihn ausruhn auf unſern Bärenfellen, und geleiten ihn in Frieden zu unſern Nachbarn hinüber, wohin er zieh'n will. Vergleich' uns deinen Römern, Segeſt! Ich habe geſehn, wie ſie in der Umarmung mit hinterliſten Dolchen morden. Nein, wir wollen keinen Bund mit den Römern.

Segeſt.

Haſt du nicht ſelbſt, Sohn Sigmars, den Adlern Roms geſchworen? Haſt du nicht ſelbſt dein Schwerdt in teutſche Völker geſandt? Biſt du nicht Bürger und Ritter zu Rom? Iſt nicht noch dein Kleid ein römiſcher Ritterrock und Auguſtus Geſchenk?

Herrmann.

Wirf mir meine Tugend nicht vor! Was ich gethan habe, das hab' ich dem Vaterlande gethan! Ich war nur noch ein großer Knabe, da mich Tiberius nach Rom bringen ließ: aber, als ich zuerſt die ſieben Hügel mit ihren übertünchten Gefängniſſen in der Abendſonne vor mir liegen ſah, dacht' ich an die grünen Wälder meiner Väter, und wäre gern zurück gekehrt, und mußte mich halten, daß ich nicht weinte. Dank ſey es Tuiſto und Manno, daß ich nicht zurück kehren konnte, denn jetzt kenn' ich das hochgeprieſene Rom in allen ſeinen inneren Greueln, und kenne die Brut des Volks, das, gleich dem Jagdfalken, ſeinem Tyrannen neue Sklaven fängt, und ſeiner eignen Kette ſich freut. Darum bin ich entbrannt wider die ſieben Hügel und wider Varus, der in Wodans Hainen dem Jupiter opfern läßt, und mit Beil und Stab Gericht hält über Tuiſto. Wodan! ich bin nicht Schuld an ihren Greueln. Tuiſto! ich bin kein Mitgefährte der Knechte

Roms. Heute noch ſoll die Alraune dieſen Sklavenrock in hohen Flammen verbrennen, und aus der Aſche weiſagen.

Ein Sueve. (Mit einer Keule.)

Wodans Raben mit dir und deinem Schwerdte, Fürſt Hermann! Der Sueven Fürſt hat mich geſandt, dir zu verkünden, daß wir gethan haben, wie du gerathen haſt. Wir ſtehn hinter den Tannen auf dem Nordberge, der Legion im Thal gegenüber. Wenn der Mond auf den Wald der Südhügel ſinkt, zeigen wir unſre ſchwarzen Geſichter, unſre Grabgeſtalten dem Mond in's Antlitz, und fallen mit Jagdgeſchrei, in alen Stimmen des Waldes, hinab den Legionen auf's Haupt. Ich ſchreie die Stimme des Bevers und mahle mein Angeſicht zu einem halbverweſten Todtenſchädel; rothweiß die Stirn und fahl die Wangen, und ſchwarze Ringel um die Augen.

Herrmann.

Grüße deinen Hauptmann, Sueve! Die Cherusker und die Katten werden eure Lanzen

ablöſen in der erſten Dämmerung, denn ihr ſeyd die Krieger der Nacht. — Aber, du trägſt eine Keule?

Der Sueve.

Meines Vaters Keule, den mir Cäſar in Gallien erſchlagen hat! Es haftet mehr Blut an der Keule, als an der Lanze, und ich habe meinem Weibe rothe Farbe verheißen zu ſeinen Haaren.

Herrmann.

Ihr ſeyd Wodans Geyer! Geh', und thue dein Amt! (Sueve ab.)

Segeſt.

Iſt Blutdurſt auch Tugend?

Herrmann.

Frage deine Römer! Sie haben Karthago ausgerottet, bis auf ſeine Säuglinge.

Segeſt.

Was ich an meinem Vaterlande haſſe, das lieb' ich an den Römern nicht. — Aber, Herrmann, ſiehe, du biſt Tuiſtos Sohn, und biſt

Wodans Geweihter, der für ihn bei ſeinem Volke das richtende Schwerdt in der Hand trägt. Iſt es recht, daß wir die Römer des Nachts überfallen? Hier in unſern Klüften und Forſten, wo unſre Wege, wie Schlangen, durch Rohr und Gebüſch über Hügel und Felſen ſich winden, daß die Fremdlinge weder Ein- noch Ausgang wiſſen? Herrmann, nicht unſre **Kraft, ſondern ihre Schwäche; nicht unſer** Muth, ſondern ihre **Unwiſſenheit wird die Römer unſern Händen überantworten. Iſt es dir**, iſt es unſerm Volke, iſt es Wodan Ehre, die mächtigen Römer dann zu überwinden, wenn ſie ohnmächtig ſind?

Herrmann.

O, Segeſt, ich kenne dieſe Sprache aus Varus Zeit her; **ſeine Sachwalter ſprechen ſie. Wir wollen keine Ehre, wir wollen Freiheit! Roms Ehre iſt in ſeinen Sklaven. Auch überfallen wir die Römer nicht. Unſre Barden ſind auf den Hügeln, mit Horn und Geſang**

Varus Lager zu wecken, ehe die Schlacht beginnt.

Darnhold.

(Aus dem Hintergrunde des Waldes.)

Bist du da, Vater? — Ach, hör' an! Ich spiele Jagd mit den Knaben der Nachbarn, und ich bin der Jäger, und sie sind das Wild; und sie müssen fallen, wenn ich sie treffe mit meiner hölzernen Lanze, die mir Vater Sigmar geschnitten hat. — Nun ist einer von den Knaben der Katten unter uns gekommen, und der will nicht fallen, wenn ich ihn treffe; da hab' ich ihm gesagt: Herrmann ist mein Vater! Aber er will doch nicht fallen, wenn ich ihn treffe, sondern ich soll ihn überwinden und ihn an die Erde ringen. Ich hab' ihn um die Knie gefaßt, und wollt' ihn zu Boden stoßen; da hat er gelacht und ist stehen geblieben auf Einer Stelle; und ich konnt' ihn nicht zu Boden ringen, denn er ist größer und älter, als ich!

Herrmann.

Mein Sohn, wenn du ihn nicht überwinden kannſt: ſo mußt du auch nicht Jagd mit ihm ſpielen; oder er überwindet dich! — Segeſt, das iſt meine Antwort auch auf deine Rede! Sind die Römer ſchwächer, als wir: ſo ſollen ſie nicht wider uns aufſtehn. Unſere Lanzen ſind auf ihre ſieben Hügel nicht gekommen! — Aber, ich ende mit dir, denn der Abend wird dunkel. — Denkſt du der Nacht nicht mehr, da wir zuſammen an Varus Tafel ſaßen, als dir der Falerner ſchmeckte, und die Auſtern und der Braten des ungebohrnen Kalbes, vor dem mir ekelte? Du wandſt dich zu mir und ſprachſt: wenn uns Auguſt Pallaſt und Tafel in Rom giebt, ſo wollen wir zuſehn, daß wir die Waldmenſchen ihm überantworten! Denn du dachteſt, ich hätte mein Vaterland vergeſſen, wie du. Ich weiß, Segeſt, du haſt uns den Römern verrathen: aber Thoro hat mit ſeinem Hammer Varus auf's Haupt geſchlagen, daß er trunken iſt von dem Schlage,

und

und nicht weiß, was er thut. Du biſt herge-kommen, mich zu überreden wider das Volk meiner Väter. Bringſt du nicht Verſprechungen und Geſchenke von Varus an mich? Geh', Weichling, und fordre morgen vom Leichname Varus den verſprochnen Pallaſt zu Rom!

Segeſt. (Halb laut.)

Sie iſt im Walde, ich will ſie finden!

(Er entfernt ſich ſchnell.)

Herrmann.

Murre nur, und geh'! — Geh' in Frieden! Es thut mir herzlich leid, daß Thusnelda deine Tochter iſt!

Darnhold.

Iſt Vater Segeſt böſe mit dir?

Herrmann.

Nein, Knabe! — komm! —

(Er will fort, aber Daura kömmt ihm entgegen mit dem bemahlten Schilde.)

Daura. (Reicht Herrmann den Schild.)

Mein Vater!

Herrmann.

Haſt du die Blumen auf den Schild gemahlt?

Daura.

Ich habe ſie gemahlt!

Herrmann.

Du biſt meine Tochter Daura! Iſt Thusnelda nicht bei euch geweſen?

Daura.

Sie iſt wohl bei mir geweſen, und hat mir geſagt, daß ich und Darnhold dieſe Nacht allein in der Hütte bleiben: aber ich weiß nicht, wohin ſie gegangen iſt. Sie war ſehr haſtig und wild, als ob ſie von einem ſchweren Laufe käme.

Darnhold.

Sind meine Spielgefährten noch beiſammen?

Daura.

Ihre Mütter haben ſie gerufen, daß ſie die Wagen und die Pferde bereiten helfen zum Nachzug in die Schlacht.

Darnhold.

Vater, wenn du mir deine Lanze giebſt, will ich dem Kattenknaben nachgeh'n. Er ſoll ſich auch ſeines Vaters Lanze nehmen und wir wollen kämpfen!

Ein Cheruſker.

Segne dich und deine Kinder Allvater, du Fürſt der Teutſchen! Der Mond will ſchon aufgehen und die Barden auf den Hügeln werden bald beginnen. Willſt du ſie hören; ſo komm!

Herrmann.

Nun, meine Kinder, geht in die Hütte!

Darnhold.

Fahren wir nicht auch dem Heere nach?

Herrmann.

Nein, meine Lieben! Leget euch in Frieden auf eure Decken und ſchlaft, wie euch Thusnelda befohlen hat. Sie wird euch ſchon aufrufen in der Frühe. Geht, meine Kinder!

Morgen will ich freundlicher ſeyn und mehr und viel mit euch reden! Wodan und Herta ſey mit euch!

Daura.

Ich werde doch nicht ſchlafen können.

Darnhold.

Wenn doch meine Spielgefährten auch nicht in die Schlacht führen; ich möchte die ganze Nacht Jagdſpiel ſpielen!

(Beide gehen gelaſſen von dannen.)

Herrmann.

Komm, Cheruſker! Ich will nur noch mein junges Roß baden und füttern.

(Beide ab.)

Zweiter Aufzug.

Nacht.

Eine andere Gegend im Walde.

(Einige Cherusker im Hintergrunde um ein mäßiges Waldfeuer.)

Sigmar. (Tritt zu ihnen.)

Nun ſind alle Lanzen des Cheruskerwaldes geordnet! Ich habe mich hoch gefreuet über unſre Jünglinge, welche heut ihre erſte Schlacht ſchlagen! Sie ſind muthig und kühn und kalt, als wären ſie Greiſe worden in Schlachten, wie ihre Väter. Sie werden nicht ablaſſen von den Römern, bis daß in unſern Wäldern keine Spur von allen Kriegsknechten Auguſtus zu finden iſt, es wären denn Gebeine in den Aſchhaufen um Wodans Altäre.

Ein alter Cherusker.

Heut möcht' ich meine greisen Haare ablegen und wieder Jüngling werden!

Sigmar.

Auch ich möchte, daß Herta mir junge Sennen in meinen rechten Arm spannte, wenn ich nicht gedächte, morgen in Walhalla zu wohnen. Den jungen Adlerträgern Varus ist mein alter Arm noch gewachsen. Von ihrer Schwäche will ich in Walhalla erzählen!

Der Cherusker.

Sigmar, wir sind die ältesten Greise im Cherusker Volk. In Ahrenveste *) Heer schlugen wir beide unsre erste Römerschlacht, und das war eine Schlacht der Flucht; heute schlagen wir beide, will's Wodan! unsre letzte Schlacht; und wir wollen uns Reisegefährten seyn auf dem Wege nach dem ewigen Gastmahl, und den Vätern gute Botschaft bringen!

*) Arenfst.

Sigmar.

Wir ſchlagen neben einander, und Einer rächet des Andern Tod, bis auch er gefallen iſt. Ihr lieben Cherusker, laßt die beiden Greiſe in Eine Grube begraben. — Nun will ich noch hin zu Herrmanns Hütte und ſeine Kinder grüßen! (Geht ab.)

(Hörnerruf in der Ferne.)

Ein anderer Cherusker.

Hört ihr, der Hügel, uns zur Rechten, beginnt ſchon.

Herrmann. (Tritt ein.)

Alle Cherusker.

Willkommen, Fürſt Herrmann!

Herrmann.

Wodan ſegne ſein Volk! Seyd ihr alle verſammelt? (Hängt ſein Schild an eine Eiche.)

Der Cherusker.

Cherusker und Katten, dein ganzes Heer! Dort, von wo die Feuer durch die Gebüſche

herſcheinen, liegen wir truppweiſe und harren des Bardenliedes vom Hügel. Die Katten, tief unten, wo der Sumpf anfängt, haben gewaltige Biecken zu ihrem Nachtfeuer umgehauen und ſingen und ſchreien: Morgen, brich an! Morgen, brich an!

Herrmann.

Wo habt ihr eure Jünglinge? Hat Sigmar ſie unter die Männer verſtreut? oder hat er ein Jünglingsheer geordnet?

Der Cheruſker.

Er hat ein Jünglingsheer geordnet. Die Jünglinge ſchrieen ihm entgegen: „Vater Sigmar, Vater Sigmar, verbirg uns nicht unter die Männer und Greiſe. Laß uns allein ſchlagen, daß wir unſre Aerme prüfen. Die Väter haben oft für uns geſtritten, nun laß uns voranziehen und ihnen den Weg breit machen in die Legionen!“ Jetzt ſind ſie alle auf die Hügel zu den Barden geflogen, denn ſie kann-

ten es nicht aushalten, im Walde zu harren. Mit dem letzten Liede kehren sie wieder.

Herrmann.

Ich werde unter den Jünglingen streiten.

Der Cherusker.

Es soll verkundet werden im Wald und auf den Hügeln. (Geht ab.)

Ein anderer Cherusker.

(Bringt ein Thierfell für Herrmann und legts an die Eiche.)

Ich habe die Alraunen gefunden, sie sind bei den Katten und weissagen. Die Alte saß hoch in der Eiche und wiegte sich mit den Zweigen, daß ich vor dem Geräusch des Laubes erschrak. Die hab' ich zu dir bestellt, und sie wird bald kommen. Dein junges Roß ist gebadet und dort an die Eiche gebunden. Ich habe ihm seine satte Speise vorgeworfen, und will es hüten, daß es den Paß nicht zerreißt, denn es ist ein wilder Jüngling.

Herrmann.

Laß nur! Ich will es abbinden und ſelbſt wieder anbinden, dann wird es den Baſt nicht zerreißen.

(Zweiter Hörnerruf in der Ferne.)

(Herrmann kömmt wieder, der Geſang beginnt. Herrmann lehnt ſich an eine Eiche. Während des Geſangs verſammlen ſich immer mehr und mehr Cherusker im Hintergrunde. In der Hälfte des erſten Geſangs kömmt die Alraune und ſtellt ſich in die Mitte des Schauplatzes.)

Erſter Geſang.

Erſter Hügel.

(Eine Stimme.)

Der Mond, der Mond geht auf!
Ueber dem Felſen erſcheint
Seiner Ankunft Schimmer.
Der Mond, der Mond geht auf!

(Alle Stimmen.)

Sey uns willkommen,
Schöner Mond,
Schattenzerſchmelzendes
Licht der Nacht!

Sey uns willkommen,
Schöner Mond,
Im Dufte deines Schimmers!

Zweiter Hügel.

(Eine Stimme.)

Aufgegangen iſt der Mond,
Herta's ſilberne Lampe!
Und ſie hat ihn auf den Felſen
Vor uns hingeſtellt.

(Alle Stimmen.)

Heilig iſt Herta! Schön iſt Herta! Gütig iſt Herta!
Sie leuchtet uns
Bei hoher Nacht
In Hain und Kluft
Mit ihrer ſilbernen Lampe!
Heilig iſt Herta! Schön iſt Herta! Gütig iſt Herta!

Die Stimmen beider Hügel.

Hochgelobt ſey Herta!

Erſter Hügel.

(Eine Stimme.)

Heilig iſt Herta, die ewige Jungfrau!
Auch in Walhalla wohnt ſie auf einſamen Inſeln.

O! du ewige, blühende, heilige Jungfrau des Himmels,
In deiner Lampe Schein,
Laß uns heilige Thaten thun!
(Alle Stimmen.)
Thaten dem Vaterlande!

Zweiter Hügel.
(Eine Stimme.)
Heimlich ist Hesta, die ewige Jungfrau!
Insel des Todes, du deckst schweigende Todten.
O! du ewige, heilige, heimliche Jungfrau des Himmels,
In deiner Lampe Schein
Laß uns heimliche Thaten thun!
(Alle Stimmen.)
Thaten dem blut'gen Tode!

Erster Hügel.
Thaten dem Vaterlande!

Zweiter Hügel.
Thaten dem blut'gen Tode!

Ein dritter Hügel.
Dem Vaterlande!

Ein vierter Hügel.

Dem Tode!

Alle Cherusker. (Im Hintergrunde rufen laut)

Dem Vaterlande, dem Tode!

(Kurzes Schweigen.)

Die Alraune.

Der Abend-Mond, der Abend-Mond
Ist hell und klar!
Der Morgen-Mond, der Morgen-Mond
Ist blaß und bleich!
Heut ist Varus frisch und roth,
Frisch und roth!
Morgen ist er der Morgen-Mond,
Der Morgen-Mond.

Herrmann. (Verneigt sich vor der Alraune.)

Die Alraune.

Die Väter Walhalla's lassen dich grüßen,
Herrmann, den die Römer Arminius nennen.

Herrmann.

Alraune, du sollst mir diesen römischen
Ritterrock verbrennen und aus der Asche weissa

gen; und mir fürder nicht ſagen, wie mich die Römer heißen.

Airaune.

Herrmann weiſſage ſich ſelbſt! deinen Ritterrock will ich verbrennen!

Herrmann.

Verbrenne ihn! —

(Er wirft die Toga ab, giebt ſie der Airaune, und kleidet ſich in das Thierfell, welches der Cheruſker zuvor an den Leib gelegt hat.

Airaune.

Gefällt euch Herrmann, Cheruſker?

Alle Cheruſker.

So gefällt er uns beſſer!

Herrmann.

Verbrenn' den Sklaven, Airaune! Ich habe ihn bedurft, Cheruſker, in Varus Lager zu gehn.

Alraune.

(Wickelt einen Dolch aus dem Mantel.)

Dieſes Stichmeſſer hab' ich einem Römer aus Druſus Heer in den Elbwäldern abgejagt. Ich erſtach ihn, daß ich aus ſeinem Blute weiſſagte.

(Sie zerreißt die Toga mit dem Dolch in drei Stücke.)

Wodan Einen Theil! Herta Einen Theil! Mir Einen Theil!

Habet ihr nicht geſeh'n, ob die Opferflamme auf dem Mondfelſen ſchon aufgegangen iſt?

Cheruſker.

Ich bin auf dem Hügel geweſen, da hab' ich die Flamme geſeh'n! Die Druiden haben zwei mächtige Tannen in die Flamme geſtellt, und die brennen ſtehend gen Himmel, daß die Wolken glühen.

Alraune.

Wohlan, gebt mir brennende Reiſer, zwei und eins und drei!

(Zweiter Geſang hebt an: ein Cheruſker giebt der Alraune die brennenden Reiſer. Sie macht ein

Feuer im Vordergrunde, zeichnet einen Kreis mit ihrem Stabe um die Flamme und hält ein Stück von der Toga nach dem andern über die Flamme, bis alle drei verzehrt ſind. Dann tilgt ſie das Feuer und verſetzt die Aſche mit ihrem langen Gewande. Damit endet ſie, wenn der Geſang endet. Herrmann ſteht indeß wieder an die Eiche gelehnt.)

Zweiter Geſang.

(Stimmen des erſten Hügels.)

Wodan iſt Gott! Hört ihr der Roſſe Wiehern
Hoch in den Lüften, über der Nordwald her?
Hört ihren Gang, wie Stürm' in großen Waſſern?
Sie geh'n in ihres Athems Sturm.

Stimmen des zweiten Hügels.

Wodan iſt Gott! Er geht in ſeinem Wagen
Von glühendem Eiſen überm Nordwald auf!
Es reiten um ihn her auf blutbemahlten Roſſen
Unſre Väter, ganz Walhalla!

Stimmen des erſten Hügels.

Ihr Väter, ihr Väter auf euern blutigen Roſſen,
Mit Sonnenſchwerdtern in gehobener Fauſt,
Wohin,

Wohin, o Wodan, wohin, mit deinem ganzen Walhalla!
Willſt du uns ſchlagen dieſe Schlacht?

(Stimmen eines dritten Hügels.)

Laſſet ſie ziehen die Wagen und Reiter der Lüfte!
Sie zieh'n zum Blutkampf gen Olymp.

(Stimmen eines vierten Hügels.)

Laſſet ſie ziehen die Schwerdter und Lanzen Walhalla's!
Sie ziehen zum Blutmahl gen Olymp.

(Alle Stimmen der beiden erſten Hügel.)

O, auf deinem Wege nach Olymp, o Wodan,
Hör' unſer Blutgeſchrei, und nimm es mit!
Blut auf Auguſt! Blut auf die ſieben Hügel!
Blut auf der ſieben Hügel Gott!
Denn in die Wurzel deiner heiligen Eiche,
O Manne, klang des Römers Schwerdt und Beil!
Und hundert matte Wagen Varus ſeufzen,
Und ſchleppen eh'rne Ketten her!
Ha, eh'rne Ketten! — Hört ihr ihre Stimmen!
Der Kettenwagen kreiſcht im Steinthal dort

. . Den Hain herauf! O Freiheit! Freiheit! Freiheit!

Blut, Wodan, über Jupiter!! —

(Stimmen des dritten und vierten Hügels.)

Du hohe Rom, Auguſta, du Tyrannin
Von ſieben Hügeln, die kein Hirſch beſucht!
Umwind' heut' nicht die Schläfe deiner Thürme
Mit roſenfarbnem Morgenroth!

Herrmann.

Hört es, Cheruſker! wenn ich nicht ſiegreich wiederkehre, ſo ſollt ihr meine Hände mit Ketten binden, und mich, in Ketten gebunden, Wodan zum Morgenopfer bringen! auf freiem Felſen, ohne Altar, will ich verbrennen.

(Ein kurzes Schweigen.)

Alraune.

(Welche eben die Aſche verfegt hat.)

Die Morgenſonne, die Morgenſonne
Verbrennt die finſtre Nacht.
Wodan! Wodan!

Alraunenfeuer, Alraunenfeuer
Verbrennt den Sklavenrock!
Wodan! Wodan!
Wie Morgenſonne die Nacht verbrennt,
Alraunenfeuer den Leibrock tilgt,
Alſo wird tilgen
Des Altars Flamme
Varus Haupt und Gebeine!
Wodan, Wodan!

Guten Morgen, Herrmann! (Entfernt ſich.)

Ein Katte.

Herrmann, Wodan gebe deinem Schwerdte in ſieben Streichen ſieben Todte! die Barden laſſen dir verkünden, daß ſie nur noch einen Geſang ſingen, eh' das Angriffslied anhebt; denn die Sveven können ſich nicht mehr bändigen auf ihren Bergen, ſie ſchreien laut in den Bardengeſang. Ihre Geyer und Raben haben ſie mitgebracht, die ſtehen oben auf dem Tannenwalde und ſchlagen mit den Flügeln und flattern her und hin über das Thal.

Herrmann.

Sammelt euch, Cherusker und Katten, daß wir der Legion die Flucht durch den Wald verbieten. Schiert das Feuer an, legt junge Fichten in die Flamme! — Katte, du haſt viel Blutringe um deinen Arm!

Katte.

Nur fünf! Fünfmal ſieben Erlegte will ich zählen. Sieben und ſieben Wodan! Sieben meinem kranken Vater daheim! Sieben meiner heut gebohrenen Tochter! und meinem Hauptmann ſieben!

Herrmann.

Du wirſt deiner Tochter Geburtstag prächtig feiern.

Katte.

Ihren Todestag, Herrmann, wird mein Weib mit Klage feiern, wenn ich die Zahl nicht vollende! Denn ich habe auch dem Kinde ein eiſernes Ringlein um ſeinen ſchmächtigen Arm gelegt, und geſchworen, das Ringlein nim-

mer zu lösen, wenn ich heute meine fünfmal sieben Erschlagene nicht zähle.

(Dritter Gesang fängt an. Der Katte geht ab. Herrmann geht während des Gesanges in tiefem Ernst umher. Gegen das Ende wird es unruhig unter den Cheruskern im Hintergrunde. Die Alraune erscheint.)

Dritter Gesang.

(Erster Hügel.)

(Eine Stimme.)

Ihr Väter in Walhalla's Hainen,
Wo güldner Eichen Schatten wallt;
Dort, wo der Bach wie unsre Harfen,
Wie unser Horn der Fluthfall tönt.

(Alle Stimmen.)

Große Väter, selige Väter, gütige Väter!
O ihr Väter Tuisto's!

(Zweiter Hügel.)

(Eine Stimme.)

Ihr Väter in Walhalla's Hainen,
Wo Ur *) und Hirsch die Thäler füllt;

*) Ein wilder Stier.

Wo eure Jagdgeſchoſſe Blize
Und eure Roſſe Stürme ſind.

(Alle Stimmen.)

Groſſe Väter, ſelige Väter, gütige Väter!
O ihr Väter Tuiſto's!

(Beide Hügel.)

(In zwei Stimmen.)

Ihr Väter in Walhalla's Schatten,
Nehmt freundlich eure Kinder auf!
Sie bringen neue Trinkgeſchirre,
Sie bringen Römerſchädel mit.

(Beide Hügel.)

(In all' ihren Stimmen.)

Groſſe Väter, ſelige Väter, gütige Väter!
O ihr Väter Tuiſto's!

Herrmann.

Was habt ihr, Cherusker? Alraune, was begehrſt du?

Der Cherusker.

Varus hat einen ſeiner Kriegesknechte zu dir herauf geſandt. Willſt du ihn ſehen? Wir

haben ihm ſein Schwerdt abgegürtet und ſeinen Leibrock durchſucht.

Der Römer. (Drängt ſich hervor.)

Varus läßt dir ſagen, du ſollſt deine Barden mit ihrem Eulengeſchrei von den Hügeln vertreiben, denn er will ſchlafen.

Herrmann.

Herrmann läßt Varus ſagen: Varus wird dieſe Nacht nicht ſchlafen!

Der Römer.

(Ergreift plötzlich die Lanze eines neben ihm ſtehenden Cheruskers und ſtößt auf Herrmann.)

Du aber ſollſt ſchlafen.

(Herrmann weicht dem Stoße aus; ein Cherusker reißt dem Römer die Lanze aus der Hand.)

Die Cherusker.

Mörder!

Ein Cherusker.

Was ſoll ich dem Sklaven thun?

Herrmann.

Gebt ihm ſein Schwerdt wieder, und laßt ihn ziehen!

Die Alraune.

Herrmann, Herrmann! Gieb mir den Sklaven, daß ich aus ſeinem Blute weiſſage.

Herrmann.

Nein, Alraune! Römer, wir beide wollen morgen unſre Schwerdter prüfen.

Der Römer.

Heute! jetzt! —

Herrmann.

Heute nicht! Mein Leben iſt heut' nicht mein, ſondern meines Volks!

Der Römer.

Iſt dieſer Feige euer Fürſt, ihr Teutſchen?

Herrmann.

Ich bin meines Volkes Sohn. Laßt ihn ziehn, aber gebt ihm ſein Schwerdt nicht. Morgen, Römer, fordr'es von mir! Wer dieſen Römer tödtet, mit dem will ich hadern. Gebt ihm ein Geleite zum Bardenhügel! —

Der Römer.

(Den die Cheruſker abführen.)

Jupiter, ich kann dir meinen Schwur nicht halten!

(Der vierte Geſang. — Bald nach Anfang des Liedes erſcheint Thusnelda; ſie ſtellt ſich hinter Hermann. Der ganze Hintergrund wird von den Cheruſkern und Katten.)

Vierter Geſang.

(Stimme des erſten Hügels.)

In Schatten liegt der Tod im Thal!
Auch liegt die Legion im Thal!
Der Tod liegt auf der Legion!
O Legion, o Legion, Varus und ſeine Reiter!

(Stimme des zweiten Hügels.)

Der Mond in einer Wolke ſchmilzt.
Zerſchmilz, o Licht der düſtern Nacht,
Daß Berg und Thal in Nacht erſtick'!
O Legion, o Legion, Varus und ſeine Reiter!

(Stimme des erſten Hügels.)

Des Mondbergs Opferflamme ſtirbt;
In glühen Kohlen ſteht der Brand!

Zwei glüh-gebrannte Tannen halb!
O Legion, o Legion, Varus und ſeine Reiter!

(Stimme des zweiten Hügels.)

Das Weihroß dort im Eichthal wiehert,
Vom Tannenwald der Rabe krächzt;
Es wiehert das Roß, es krächzet der Rab':
O Legion, o Legion, Varus und ſeine Reiter!

(Die Stimmen des erſten und des zweiten Hügels.)

Geſpenſter über die Berge ſchau'n:
Willkommen, Geſpenſter ſchwarz und weiß,
Im bleichen Scheine des ſchmelzenden Monds!
O Legion, o Legion, Varus und ſeine Reiter!

(Stimmen des dritten Hügels.)

Grabet Gräber, grabet Gräber,
Dreißigtauſend Gräber,
Daß wir die Todten verſcharren,
Eh' am Quell des Hügels noch der Hirſch erſcheint!

(Alle Stimmen aller Hügel.)

Hin iſt der Mond, Geſpenſter auf!
Auf über die Hügel, hinunter ins Thal!

Sie kommen, ſie rufen, ſie fallen hinab,
O Legion, o Legion, Varus und ſeine Reiter!

(Ein kurzes Schweigen.)

Thusnelda.

Leb' wohl, Herrmann!

(Herrmann ſieht ſich um, Thusnelda iſt wieder in den Wald verſchwunden.)

Herrmann.

War es mein Weib?

Ein Cherusker.

Sie ſtand den ganzen Geſang hinter dir.

Herrmann. (Ihr nachrufend.)

Thusnelda, Thusnelda! Ach, wie willſt du in der Nacht das Wild aufſpüren und erlegen!

(Ein kurzes Schweigen.)

Nun, Cherusker und Katten, ſo viel eurer hier beiſammen ſind, mein letztes Wort an euch: Wenn ich lebendig wiederkehre, und die Adler Roms noch aufrecht in unſern Hainen

umherwandeln, und nach der Rauch der Opfer Jupiters das Laub unſerer Eichen verſengt, ſo ſollt ihr mir thun, wie ich mir geflucht habe. Wodan, ſo habe ich keinen Theil an deinem Walhalla! ſo ſoll mich das Bardenlied in Ewigkeit nicht nennen, auch nicht im Fluch; ſo will ich Jupiter dienen an der Tafel ſeines Olymps! — Aber wenn Wodan meinen Leichnam ſeinen Raben verheißen hat, ihr Cherusker, deren Sohn ich bin, ihr Katten, meine Brüder, ach, dann laßt mein Weib und meine armen Kinder nicht in den Ketten Roms oder an Varus Triumphwagen gehen.

Cherusker und Katten.

Weh über Varus Haupt! Weh über Varus!

Der Katte.

(Mit den fünf Blutringen.)

Die Sveven wühlen ſchon in den Legionen: es brauſt ein Geſchrei im Thal, wie ein

gewaltiger See. Wenn du noch lange verweilst: ſo erwürgen die Sveven alles, was Leben hat, im Lager, daß ich meine Blutringe nicht löſen kann, und meine Tochter ſterben muß.

Ein Cheruſker.

In Oſten wird's helle, laß uns aufbrechen.

Ein anderer Cheruſker.

Herrmann, die Jünglinge ſind da.

Cheruſker.

Höret ihr die Räder? unſre Weiber kommen ſchon.

Herrmann.

Wohlan, brecht auf!

Sigmar.

(Unter dem Volke hervorrufend.)

Wodan iſt Herrmanns Vater.

Herrmann.

Woban, nach Sonnenaufgang will ich meinem Vater antworten! — Komm, mein junges Roß!

V.

Lyriſche Halmen,

geſammelt

von den Hügeln und Thälern der Jugend.

Erſte Sammlung.

1.

An die Grazien.

1789.

Euch, ihr friedlichen Schweſtermädchen des
Himmels,
Holde Charitinnen, ſey mein Lied,
Sey mein Leben geweiht, des Jünglings That
und Sitte,
Euch, ihr Muſen der Seelenharmonie! —
Ihr der Liebe Töchter, ihr der Geſelligkeit
Freundliche Schweſtern,
Euern allmächtigen Zauberreiz vergönnet
Nimmer der Politik, der feigen Hinterliſt
Noch der ſchlauen Verführung,
Auch nicht der ſpielenden Schmeichelei.
Aber wallet mit euern Himmelsgaben
Der edeln Freundſchaft und der edeln Liebe;

An der entſchleierten Herzens-Seite,
Und wahret beide,
Wie vor Leichtſinn und Laune,
Auch vor niedrer Vertraulichkeit!
Ihr, der Mäßigung, ihr, der gefälligen Sanftmuth
Holde Göttinnen, feſſelt den thieriſchen
Freiheits-Sinn der Begierde
Mit dem leichten Blumenſeil der Anmuth!
Und umwindet mit dieſem Blumenſeile
Jene eiſerne Feſſel, an welcher die Vernunft
Die unbeſtändigen Triebe, die tobende Leidenſchaft
Nicht ſonder Gefahr durchs lange Leben führt.
Williger folgen ſie dann
Der ſtrengen Gebieterin!
Das ewig kühne, ewig trotzige Herz
Wähnet ſich frei, und doch, von euerm Zauber getäuſcht,
Wird es der Weisheit dienſtbar ſeyn.
Glücklich, glücklich, wem ihr, o Charitinnen,
Die ernſte Tugend, die Freundin der ſtolzen Vernunft

Mit der Geliebten des Herzens, der allgefälligen Schönheit,
Zeiget im trauten Schweſterbunde!
Deſſen ſtiller Genuß, und ruhiger Gleichmuth,
Deſſen ganze Seeleneintracht iſt —
Nicht gleißende Ziererei, und nicht ohnmächtige Schwäche —
Nein, ſchöne Mäßigung der Kraft.

2.

Wiedererinnerung.

1786.

Wiedererinnerung, du holdſeliges Mädchen des Himmels,
Du, zum Troſte geſandt deinem Menſchengeſchlecht! —
Schnell, damit uns die Nacht auf halbem Wege nicht treffe —
Eilet der Sterblichen Gang über dies Leben dahin.

Bald — zwei fliegende Schritte! — auf grü-
nem Rasen, und bald durch
Einer verödeten Flur langen, mühsamen
Sand! —
Von durchwandelten Wüsten schon ermattet
und ängstlich
Für des kommenden Wegs neue Gefahren
besorgt —
Wandeln wir, ach, so oft mit todtem Blick an
dem schönsten
Frühlingsthälchen dahin, ach, und erquicken
uns nicht! —
Siehe, dann schwebest du, holdseligstes Mäd-
chen des Himmels,
Hinter uns her, und pflückst jede versäumete
Blum',
Bindest die Blumen zum Strauß, und brin-
gest sie traulich dem Wandrer
Nach, und erquickest ihn oft mit der Vergan-
genheit Duft.

3.

An Faber.

1786.

In deiner Jugend, Freund, ſo lange Leib und Geiſt
Zween neu vermählten Gatten ähnlich ſind,
Die ſich noch lieben, wie am Hochzeittage; —
In deiner Jugend, weil der Geiſt noch gern
Sich zu des Leibes, und der Leib noch gern
Sich zu des Geiſtes Launen ſtimmt, und Beide
Nicht wiſſen, wer befiehlt, und wer gehorcht,
Weil ihre Wünſche ſich — gleich einem Liede,
Das zu des Jünglings ſanfter Flöte ſanft
Des Mädchens Stimme ſingt — in Harmonie begegnen —
In deiner Jugend, Freund, vergiß der Freude nicht! —
Es kommt gar bald die Zeit, da ſängſt du gern;
Wär' nur aus deiner Bruſt nicht ſchon der Ton verſchwunden! —

4.

An Gräter,

bei Ueberſendung einiger kleinen Gedichte.

1789.

(In Jamb.-anapäſtiſchen Verſen.)

Mein Lenz, o Freund, mein halbgenoſſner Lenz
Iſt bald vorüber? — Wie glücklich, wenn ihm jetzt
Ein ſchöner Sommer, wenn einſt ein ſegensreicher,
Ein früchtevoller Herbſt ihm folgte! — Aber zu früh,
Zu früh entlockte milder Sonnenſchein
Und ſauer trügender Weſt die ſchwächlich zarten Knoſpen
Und Blüthen meines Baums, der noch am Stocke ſchwankte. —
Statt aller künft'gen Frucht, ward deinem Freunde nichts,
Als dieſe Hand voll duftender Blumen nur.

Ich ſammle meine vergänglichen Blumen alle. —
O, ſollt' ich ſie nicht lieben? — Sie ſind ja doch
Das einzige Geſchenk, was meine arme Jugend
Darbringen kann den Jahren meines Alters! —
O Gräber, ich liebe ſie! — Ich lieb' euch, wie ich das Bild
Vergangener Tage, wie ich die ſanfte Thräne
Der Wiedererinnerung liebe! — Beweinen werd' ich euch
Wie eine Freundin, die mit ihrer Zärtlichkeit
— Sie wußt' es nicht! — mein Leben elend machte —
Und o, ihr werdet, ihr bald Verwelkten, mich tröſten,
Mich tröſten mit eurer Vergänglichkeit.

5.

An Lafontaine.

1787.

Wir haben alle einen Weg,
Und tragen eine Bürde. —
Der Weg iſt lang, die Bürde ſchwer,
Und allzu bald wirds Abend.

Freund, laß uns mit einander gehn,
Daß wir den Weg verſingen!
Kannſt du ein Liedchen, lehr' es mich;
Ich lehre dich das meine.

12.

An die Blumen der griechiſchen Anthologie,

von Herder in teutſches Erdreich verpflanzt.

1785.

O ihr Blümchen des Tempe, wie find' ich euch hier, in den Fluren,
Welche die Ilme durchfleußt? — wahrlich von griechiſcher Hand
Seyd ihr hier in die Thäler der guten Fürſtin verpflanzet;
Hier noch glühet ihr ſchon, haucht ihr Theſſalien aus.
Hier auch werdet ihr blühen am Herzen griechiſcher Mädchen:
Griechiſchen Mädchen allein hat euch der Griechе verpflanzt!

13.

An den Stein, oder an den Baum, oder auch nur in den Sand, unter welchem Homer begraben liegen mag.

1785.

Er verlieh den Göttern Olympus ein ewiges Leben;
Und sie gaben ihm Tod; — hier verweset Homer.

Hätte nur Eine Amalia *) unter den Göttern Olympus
Einst gelebet; verjüngt säng' er noch jetzo sein Lied!

*) Herzogin von Sachsen-Weimar. Eine von den wenigen teutschen Fürstinnen, die vaterländische Musenkünste lieben und achten und ehren. — Die erste, und eine lange Zeit die Einzige! — Doch, welcher von meinen Lesern weiß das nicht! — Wir wollen es aber nicht bloß wissen, sondern auch mit stillem Dank erkennen, daß der edle und schöne Geist jener Frau, und ihre milde Genius-Obhut die herrlichsten Blumen zum ewigen Kranz unsrer Sprache und Dichtkunst, und die erquickendsten Früchte humaner Weisheit gedeihen ließ! — —

14.

Am Geburtstage der Prinzeſſin Friederike von Preußen.

1787.

An dieſem Tage ging auch ich, Berlin,
In deinen Königspark, in deſſen Schatten,
Seit dein Horaz die Laute ſchlug, der Pindus,
Seit deine Mädchen ſeiner Laute horchen,
Ganz Paphos wohnt — ich ging, die Grazien
Und alle Muſen um ein einzig Lied,
Ein einzig Liedchen anzuflehn. — Sieh' da,
Aus allen Schatten rauſchten ſie hervor!
Sie brachten Blümchen in der Hand, und wanden
Von allen Blümchen Einen Kranz, und hielten
Den Kranz empor, und lächelten und tanzten —
Ach, tanzten mich vorüber! ſchwangen ſich
Auf einen ſtolzen Phaeton, beflügelt
Mit leichten Schwanenroſſen, und entflohn!
Und ſieh', es war Friedrikens Phaeton.

15.

An Ramler.

1787.

Von allen Hainen
Erwählete dein Geſang
— Ein Adler, welcher den Himmel liebt —
die Zeder,
Die über den Wolken grünt *).

Darum erlas
Auch dich der König,
Dem du bei ſeiner Wiege
— (Ein kühneres Wiegenlied ward keinem
Gotte geſungen!) —
Prophetiſche Dithyramben **) ſangeſt,
Darum erlas
Friederich Wilhelm,

*) Siehe Ramlers Ode: An die Prinzeſſin Amalia von Preußen. — „Vom ganzen Walde u. ſ. w.“

**) Romlers Ode auf die Geburt des jetzigen (1787) Königs. „Gebt mir den königlichen Rebenſaft u. ſ. w.“

Als er an Teutſchlands
Sänger gedachte,
Zu ſeinem erſten
Gedanken — dich.

So ſteiget jetzt des jungen Aelers Fittig
Zur kommenden Sonne früh empor, und rauſchet
— Wie dithyrambiſche Hymnen — ihr
Seinen trunkenen Lobgeſang. —

So läſſet jetzt die Sonne
Sich nieder und beſuchet
Den grauen Adler, welcher den Fittig
Schon an ſeinem Felſen ruhen läßt.

O, ſie gedenket
An die vergangenen
Jugendtage des Greiſes,
Und, dankbar, pfleget ſie
Mit ihrem ſanftern Lichte
Sein edles Haupt, das ſchon auf ſeiner Schulter ſchläft.

Umgoſſen von ihrem Glanze
Wird er die groſsen Schwingen
Spreiten — und ſterben — wie des lyriſchen
Geſanges Athem — in hoher
Entzückung ſtirbt.

Das iſt mein Lied, wenn ich die Sonne ſinge;
Das ſey der Sonne Lobgeſang!
Das iſt mein Lied, wenn ich den König ſinge;
Das ſey des Königs Lobgeſang!

16.

An die lieblichen Mädchen in W — i — r.

1786.

Welches Mädchen, ihr ſchönen, ihr lieblichen Töchter der Ilme,
Welches Mädchen von Euch deutet dies Liedchen auf ſich? —
Leſerin! — wie du erſchrickſt! — wie röther die Wange dir glühet! —
Schönes Mädchen, auf dich, dich auch grüßt dieſes Lied!

17.

Semon an Lina.

1781.

Ich liebe tauſend Mädchen,
Wie man ein ſchön Gemählde,
Ein ſüßgeſungnes Liedchen
Und holde Träume liebet.

Ich lieb' ein einzigs Mädchen,
Nur Eins, wie meine Freundin,
Nur Eins, wie meine Seele,
Und das biſt du, Wallina.

18.

An dieſelbe.

1781.

Du biſt meine erſte Liebe,
Und, wenn du mich wieder liebeſt,
Holdes Mädchen, auch die letzte!

Ja, auch wenn du mich nicht liebeſt,
Biſt du dennoch, ſüßes Mädchen,
Dennoch meine letzte Liebe.

19.

An eben dieſelbe.

1782.

Biſt du nicht hold, wie der Mond, und prächtig nicht, wie die Sonne?
Mädchen, es kömmt eine Zeit, da ſind auch dieſe nicht mehr.

20.

An Herrn von W**.

(Auf ſeinem Landgute im Winter. 1784.)

Siehſt du, wie dort — mit Schnee und Nebel umzogen, —
Die hohen Gebürge, gleich einem trüben Rauch,

Sich in die Luft verlieren; wie rings umher
Der ſtarre Hain im toſenden Sturme zittert!

Siehe die Winde
Wühlen im Schnee.
Sie häufen ihn dicht um die Hütten,
Und ſtürmen ihn gegen die Fenſter,
Und hüllen die Ausſicht in Flocken ein.

O, jetzt ſchone des Holzes nicht!
Freund, jetzt thürm' es auf im weitgewölbten Kamine,
Mit verſchwendender Hand.
Erquickend iſt da, — wenn draußen der Sturm
Die ganze Gegend in Flocken
Und ſtäubendem Schnee gen Himmel führt,
Der Anblick des wieder beginnenden Feuers
Auf dem geſelligen Heerde, wenn es zuerſt
Mit kleineren Flammen unter dem Holze hervorleckt,
Bald um alle Hölzer ſich ſchlingt, und in Lohen empor wallt.

Jetzo blinke der Rheiner
— Geältert zu elektrischem Geiste —
Jetzt blink' er im klingenden Kelchglas!
Lieblich tönet zum Knittern der Flamme
Der Becherklang,
Indeß an die Fenster der Nordwind peitscht.

Ha, willkommen, willkommen!
O, in diesem beziehetan,
Zauberischen Kruge,
— Von der segnenden Hand des frommen Aeltervaters
Sorgsam mit eignem Siegel verwahrt —
Wohnt Lachen und Scherz und süßes Gespräch,
Und ein ganzer
Fröhlicher Festtag!

Fülle den ersten Becher, und laß uns hier
Um die beginnende Flamme sitzen und trinken,
Und laß uns Uzische Frühlingslieder
Und Gleimische Lieder der Liebe singen,
Und — wenn mit stolzerem Geiste der Busen uns erfüllt ist —

Nam:

Ramlers kühnſten Geſang von Friedrichs
herkuliſchen Thaten!
Friedrichs, deſſen Name
Auch bei traulichem Becher,
Auch bei häuslichen Feſten
Seinem Volke willkommen iſt!

21.

An meine Freunde.

Im Frühlinge 1781.

a.

Schilderung.

Der fröhliche Lenz erwacht! — Mit ihrem lächelnden Blicke,
Der neue Leben hervorruft, und alle Leben beſeligt,
Erhebt ſich in nähere Himmel wieder die verjüngere Sonne;
Und ſieh, die Wolken entfliehn! — Es mahlet ſanftere Bläue

Den friedlichen Himmel, es rieſelt hoch von den Gebirgen und Hügeln
In hellen Bächen der Schnee, und eilt zu der heimiſchen Quelle.

In ſeiner Grotte von Eis erwachte der ſchnarchende Winter,
Und hob aus dem Lager von Fellen den grauen Scheitel; da troff ihm
Der Grotte ſchmelzendes Eis in's mürriſche Antlitz; da raft' er
Sich auf, und eilte dahin vom Gebirg zu Gebirge nach Norden! —
Ihm folgt' ein ſchreiender Schwarm neugieriger Krähen und Dohlen;
Verlohrner Schnee auf den Bergen verräth des Fliehenden Fußtritt.

Die Bäche ſind wieder erwacht mit ihren flötenden Stimmen,
Der Waſſerfall ſummet ſein Lied, und ſpritzt von ſilbernen Lippen

Rings um die Grotte des Felsen vielfärbige
Bogen von Waſſer.
Der Faun im Dickigt' des Waldes, verſteckt
tief unter dem Laube
Des Herbſtes, horchet im Laub', und erken-
net die freundlichen Stimmen!
Er ſchüttelt von Schulter und Hüfte die blei-
chen verwelketen Blätter,
Den ganzen traurigen Herbſt, und hüpfet und
lauſchet und ſchleichet, —
Und ſchau't zu den Hainen heraus. Die Dryas
ſteigt aus der Wurzel
Der Eichen hinauf, und ſieht hoch aus den
Wipfeln des Haines,
Und ſchreckt mit leiſem Gelächter die lauſchen-
den Faunen, und wieget
Mit allen Zweigen den Baum. — O ſiehe,
(Freude macht ſorglos!)
Vor Muthwill' entſchlüpfen der Quelle die ſonſt
ſo ſchüchternen Nymphen
Und tanzen am Hügel umher. Sie ſammeln
ſich Muſcheln und hürſen

Zum ſummenden Waſſerfall hin, und fangen den farbigen Regen
Mit ihren Muſcheln, beſpritzen einander und lachen und fliehen,
Und ſchlüpfen die Quellen hinein bis an die Schultern und lachen.
Bald kehren ſie wieder zurück, und tanzen in ſchwebendem Kranze;
Und wo ſie tanzen, gewinnen die Thäler ihr Grün, und die Veilchen
Erheben ſich unter den Ferſen. Dann ſtampfen die ſilbernen Füße
Geſchwinder den ſammetnen Boden; und lauer duftender Zephyr
Entwallet den Tritten; und ſchnell ſind alle Gefilde voll Blumen
Und alle Lüfte ſind Weſt. Jetzt ſtehen die Götter Olympus
Von Jupiters Gaſtmahl auf, und laſſen ruhen den Becher
Und ſchauen mit freundlichem Lächeln hinab auf die Mädchen des Tanzes. —

Auch Zevs entrunzelt die Stirn, und sieht unter büschigen Braunen
Mit freundlichen Augen hervor, und denkt an die Tage der Vorzeit.

b.

Lied.

Jetzt, ihr Jünglinge, jetzt berauscht euch in Küssen und Tänzen;
Jetzt, ihr Männer und Greise, jetzt stehen dem Mann und dem Greise
Tänze der Jugend, und Kränze und Pfänderspiele bei Mondschein,
Steht ihm die Jugend wohl an! Wem nicht im Lenze der Busen
Höher sich hebt, der Blick zerschmilzt in freundliches Lächeln,
Und die Wange nicht glüht; den drückt ein steinerner Busen,
Dessen Augen sind Erz, deß Stirn und Wangen und Lippen

Sind des Bildhauers Werk; ihm dünken Elyſiums Fluren
Einſt ein Gemählde an der Wand! Auf, Brüder, uns athmet der Buſen!
Auf! uns blühen die Wangen, uns ſtrahlt die Begierde vom Auge!
Auf, und ſegnet die bangen Gemächer des Winters, wo, Krankheit
Brütend, die Dünſte der Lampe niſten in jeglichem Winkel!
Auf, ſchon athmen die ſchattigen Lauben von neuem, den Raſen
Decket lebendiger Sammt. Hier laßt uns den Göttern der Freude
Opfern was ihnen gebührt, hier im verſchwiegenen Schatten!
Hier laß Daphne, das Mädchen mit fliegenden Locken, und Chloe
Mit der klingenden Stimme, jene den Saiten der Zither
Freundliche Weiſen entlocken, und dieſe — die Lieder der Liebe

Lieblicher ſingen, als Gleim: Anakreon ſelber ſie dachte,
Als er im Geiſte der Enkelin Töchter, und Töchter der Töchter
Hörte ſingen ſein Lied im Arme des zärtlichen Jünglings. —
Alſo wird es geſchehen, und unſrer Enkelin Söhne
Werden das Mädchen nicht lieben, das Gleim: Anakreons Lieder
Noch nicht kennet, noch nicht geſungen, noch nicht gefühlt hat.

22.

An Herder.

1785.

In Amaliens Hallen *)
Singt Morgenland und Griechenland

*) Amalien, der Herzogin von Sachſen-Weimar.

Und England und Italien
Sein Lied in teutſchen Zungen.

Sey mir willkommen, Morgenland! —
In hundert Fürſtenhallen
Singt Griechenland und Rom
Sein Lied von Zevs und Jupiter:
Du aber ſingſt nur hier,
Und ſingſt ein allgewaltig Lied
Von deinem Gott und unſerm Gott!
— Wohl auf, ich reiße der Woge meines Ge-
ſanges
Den ſchnurgerechten Graben ein!
Uneingemauert rauſcht ihr ſtolzer Gang daher!
Sie ſoll nicht mehr die Trümmerſchwelle
Des hohen Kapitols umtönen,
Und ihre Silberflut ſoll nimmer
An Ferney's bunten Wieſen plätſchern.

Auf, wie die Fluten des Rheins! —
Hoch aus den Himmeln
Ueber zackige Felſen
Siedend hinunter geſtürzt,

Donnern ſie nieder zur Erde, daß Höhen und
Tiefen erbeben,
Aber im blumigen Thale
Wallen ſie neben den Hütten
Fröhlicher Menſchen dahin. —
Dann hörſt du den ſäuſelnden Wellen
Nicht mehr die Stimme des Sturmes an.

Alſo du mein ſtarker,
Du, mein teutſcher Geſang!

Auf, ſinge Gröſſ' und Kraft wie Herders
Geiſt,
Und Zärtlichkeit und Freundlichkeit,
Wie ſeine Kinder und ſein Weib!

93.

Die Erinnerung.

Meinem Freunde Faber gewidmet.

1787.

I.

Wiedererinnerung, Tochter des Himmels, von deinen Geſpielen,
Wenn nicht die herrlichſte, doch dem ſterblichen Auge die ſchönſte, —
Siehe, dich hat dein Gott — (und das iſt ſeine Liebe
Zu dem Menſchengeſchlechte!) — herab zur Erde geſendet,
Daß du mit irdiſchem Troſte die Menſchen auf Erden erfreueſt;
Daß mit dem Knabenballe du ſtilleſt den weinenden Alten,
Und die weinende Greiſin mit einem Röschen vom Brautkranz;
Daß du ſelbſt der Hofnung die Blümchen pflükeſt, womit ſie

Ihre Kranken erquicket, und ihre Sterben-
den tröſtet.

Ach, du lächelſt ſo gern aus ſtillen Fernen der Vorzeit
Deine Traurigen an! — Hoch auf der Ver-
gangenheit Hügeln
Stehſt du; ſanft erleuchtet der Glanz um deine Locken
Alle die grünenden Höhen und blumigen Gär-
ten der Kindheit! —
Sieh', dann wenden wir uns, dann ſehn wir traurigen Wandrer
Aus dem Thale zurück, wo nächtliches Dunkel den Pfad deckt;
Sehn, und denken: ach, dort, dort haben auch wir einſt gewandelt!

Aber, du liebliches Mädchen, du Tröſterin heimlicher Thränen,
Haſt du kein Lächeln für mich? — Wie lange wandl' ich im Dunkel!

Wird denn nimmer ein Morgen erquicken mein
schmachtendes Auge?

O, wer ſingt mir ein Lied aus meinen ver-
floſſenen Tagen!
Ob ich mit ſeinen Tönen die Bilder jener
Tage
Wieder vor Augen mir locke, mit dieſen Tönen
ſie halte? — —
— Horch, dort liſpelt herauf das Lied vom
graſenden Lämmchen!
Näher, näher herauf, du freundliches Liedchen
der Wiege! —
O ihr Töne, die einſt mit ſüßen Träumen des
Säuglings
Leichten Schlummer erquickten; ihr erſten melo-
diſchen Töne,
Die ich als Knabe ſang, in die ich jegliche Freude
Meines Herzens ergoß! — o lauter, du freund-
liches Liedchen!
Weck' in der einſamen Seele die ſchlummern-
den Bilder der Vorzeit,

Denn ich bin allein! O ſinge ſie wach, umgieb mir,
Gieb mein Knaben-Gewand, mein kleines Blumen-Gefilde,
Vater, Mutter, Geſpielen, o meine Jugend mir wieder!

Seyd willkommen, ihr Lauben, ihr duftenden Lüftchen; ich kenn' euch! —
O ich kenne dich noch, du ſtiller freundlicher Garten
Meiner Mutter! du haſt noch nicht dein Antlitz verwandelt.
Hier umſpült dich die Elbing *) mit ihren bläulichen Wellen.
Dort verſteckt dich ein hoher, waldiger Hügel den ſtolzen
Thürmen der Stadt; — hier duftet mein ſammetnes Veilchengefilde,
Von in einander gewirktem Lavendel und Buchsbaum umkränzet;

*) Der Fluß Elbing, bei der Stadt Elbing.

Dort mein Raſengebüſch, in junger Grüne, mit ſeinen
Glühenden Roſen, von ſilbernen Schmetterlin-
gen umwölket. —

Ja, euch hab' ich gepflanzt, und hab' euch gepflegt und erzogen;
Doch von Allen, die jetzt an eurem Dufte ſich laben,
Danket mir keiner, ſegnet mit ſtillem Gedächt-
niß mich keiner!

Sieh, dort blinkt durch die hohen Gebüſche, dort plätſchert die Welle
Meines vertraulichen Teichs, an deſſen Ufern, als Kind, ich,
— So zufrieden und froh, als häuft' ich Per-
len und Goldſtaub,
Mit dem farbigen Sande, mit Muſcheln und Kieslingen *) ſpielte. —

*) Kleine Kiesel.

Hier vor eurem wallenden Spiegel, ihr sanften Wellen,
Schmückt' ich, (ſchon ein Knabe) ſo bald mir ein häuslicher Feſttag
Meine Geſpielen verſprach, und unter ihnen Wallina —
Schmückt' ich mein fliegendes Haar mit den ſchönſten Blumen des Jahres,
Sprang und lacht', und koſ'te mit meinem tanzenden Abbild,
Warf mein plätſcherndes Bild mit Muſcheln, und dünkte mir ſelber
Doch nicht fröhlich genug. — Auch kam ich oft und beſuchte
Hier die Karpfen des Teiches, und theilte willig mit ihnen,
Biſſen um Biſſen, mein Brodt, und freute mich ihres Geplätſchers:
Denn, ich thörichtes Kind! ich wähnte, ſie freuten ſich mit mir;
Ach, ich dachte ja nicht, daß um die Krümchen ſie zankten;

Kannte die Menſchen noch nicht! Es lächelten Brüder und Schweſtern
Freundlich dem Jüngſten zu, empfing er den ſchöneren Apfel!

Aber nicht wie du, mein Gärtchen, friedlich und freundlich — —
O ich bildete mir die Welt nach deinem Bilde,
Und mein kommendes Leben nach meinen Spielen; und ach, wie
Hatt' ich ſo lieblich geträumt! — Der Sprößling im pflegenden Zimmer
Freut ſich des Lebens; er kennt noch nicht die Streiche des Regens,
Nicht die Kämpfe des Sturms, und weiß es nicht, daß die Sonne,
Welche ſo freundlich und hold durchs Fenſter des Zimmers ihn anlacht,
Manche Pflanze verſengt! Doch bald dem Zimmer entwachſen
Strömt unfreundliche Luft im unbeſchirmeten Garten

Ueber

Ueber sein blühendes Haupt; dann wird er traurend sich wundern,
Daß es so anders ist; ach, so gar anders und böse! —
Meine Freuden sind hin! — Die fröhlichen Stunden der Kindheit
Blühen dem Jünglinge nicht! Nur dann umduften uns Rosen,
Wann die schwächlichen Finger zu klein sind, die Rosen zu pflücken!
Wann, mit Wen'gem bekannt, wir wenig bedürfen und wünschen,
Giebt uns der Himmel zu viel. — O, Alles, womit uns die Schickung
— (Dieses arme Leben nur halb zu vergüten) — beschenkte,
Gab sie dem Kinde dahin, das doch sein Leben nur träumet,
Schlaf und Spiel nur bedarf; — und sieh', dem erwachenden Menschen,
Welcher mit durstigen Sinnen — alle Gewühle der Schöpfung

Treten muß — blieb nichts! — o nichts, die trägsame Hofnung
Froh zu begeistern — nichts, die seelenmagende Sehnsucht,
Tausend stürmende Wünsche des unertödteten Herzens
Endlich zu stillen — nichts, denn nur die öde Erinnrung
Eines glücklichen Traums! — — Auch meine Jugend besuchte
Mancher glückliche Traum! — Mich liebten Knaben und Mädchen,
Meiner Kindheit Gespielen; — auch ich war einst der Geliebte
Meines Vaters, auch ich war einer zärtlichen Mutter
Süße Bekümmerniß! Aber, ach jetzo, da ich es fühle,
Da ich verstehe, wie glücklich ich war, ach jetzt — wo sind sie,
Alle, die einst mich liebten? Sie schlafen unter den Todten,

Hören mein Rufen nicht, vermögen nicht wie-
derzukehren;
Oder ſie kennen mich nicht, ſind Kinder glück-
licher Eltern,
Denken der Spiele nicht mehr! — Ein ſtolzer,
gefährlicher Jüngling
Geht mir vorüber, der Knabe, der einſt mit
dem Knaben den Ball ſchlug,
Geht, und ſieht mich nicht an! Ach, eine zu
reizende Jungfrau
Sieht ſich im Spiegel, das Mädchen, welches
in traulichen Spielen
Einſt das lockige Haar mit Veilchen und Roſen
mir kränzte.
Alſo ſind ſie dahin, und ich allein bin ge-
blieben!
Ach, mit dieſem Herzen allein! mit dieſem
Herzen,
Welches euch Alle noch liebt, ihr, meiner Ju-
gend Geſpielen,
Welches noch an die Bruſt des erſten Freundes
ſich hinſehnt!

Ach, ſo bin ich allein! ein Jüngling, vergleichbar dem Greiſe,
Der ſchon über der Aſche ſeiner Vorfahren wandelt,
Seiner Väter und Brüder, und unter allen Geſichtern
Ringe umher nicht findet ein Antlitz ſeiner Geliebten;
Unter allen Stimmen der lebenden Menſchen vergebens
Nach den Stimmen lauſcht, die aus der Jugend ſein Ohr kennt!
Laß mich weinen, mein Herz iſt ſchwer, und meine Seele
Düſter! Ach, der Nacht gewohnt, verträgt ſie die Strahlen
Auch des Mondes nicht mehr! Es ſchmerzt mein trübes Auge
Jeder ſchimmernde Strahl! Verweile dich nicht auf den Hügeln,
Freundliche Dämm'rung, geh', und leuchte glücklichen Menſchen! —

II.

Iſt nicht gekommen der Lenz mit ſeinen freund-
lichen Blümchen?
Veilchen ſchmücken die Höh'n, Veilchen duf-
ten im Thal.
Geh' und pflücke die Blumen, und winde dir
Kränze, wie vormals,
Da du dein blühend Geſicht gern im Bache
beſahſt;
Da du mit deinem Schatten noch ſpielteſt, noch
mit den Blumen
Und den Kräutern der Flur traute Geſpräche
begannſt! —
Ja, das waren die Zeiten der allzu ſeligen
Kindheit;
Einmal blühen ſie nur — und mir ſind ſie
verblüht!
Frühlinge werden kommen, und Frühlinge ge-
hen; doch nimmer
Kommt der Frühling zurück, der mich ſt einſt
glücklich ſah! —
O, was ſoll mir der Lenz mit ſeinen freundli-
chen Blumen?

Nein, die Freude — ſie wohnt nicht in dem Veilchen der Flur!
Wallet ſie nicht im Buſen, und lächelt ſie nicht aus dem Auge;
O, ſo trauret im Kranz' mehr noch des Trauernden Stirn. —
Als ich mit meinem Schatten noch ſpielte, noch in den Bächen
Gerne beblickte mein Haupt, und die Blumen im Haar,
Siehe, da ſprach mein Auge hinauf zum Veilchen der Locke:
Biſt du froher als ich? Blickſt du ſo lachend umher?
Jetzt iſt entſchlafen mein Blick, verdämmert die Röthe der Wangen;
Sollen die Blumen im Haar höhnen mein bleiches Geſicht?
Nein, ſie ſollen dich nicht, mein weinendes Auge, verhöhnen;
Blühet ihr Veilchen der Flur, blühet, wir pflücken euch nicht.

VI.

Einfälle.

1798.

Vorrede.

Zum dritten und letztenmale (nämlich im ersten, zweiten und in diesem dritten Bändchen) sey es gesagt:

Einfälle der satyrischen Laune des Augenblicks — sind keine Gesinnungen! —

Was Einfälle dieser Art in der Mittheilung durch den Druck wirken können, weiß ich nicht! Mögen sie aber wirken, was man will; etwas Böses wird es nicht seyn! —

So viel wenigstens muß man von den Narren haben, daß man im Zirkel der Klugen über sie lachen kann! bis man einst so weit ist, daß man sie durch eine redliche Thräne zu rühren und zu bessern vermag! — —

1.

Herr G. T.

„Hab' ich dem ehrlichen Mann zu nahe getreten? Ich weiß nicht!
„War ich zu hitzig und sprach manches zu schmerzliche Wort? —
„Ja, das muß er nun doch dem raschen Blute vergönnen!
„Hitzigen Temperaments nannte die Mutter mich schon!" —

Arges Temperament,
Wie du den guten Mann
So überwältigst! —
Ein seltnes Glück indeß, daß du
In deiner Blindheit doch vernünftig bist.
Du überraschest nur den Vorgesetzten,
Wenn er Subordinirte exercirt,

Und biſt beſcheiden, wenn der gröſsre Ohre
Den kleinern neckt! —
Mit Einem Wort, du biſt ein ſchlaues, kluges
Temperament. — Fürwahr ein ſeltnes Ding! —
Das heiſse Blut wird ſiedend, überläuft
Den Keſſel-Rand des ſtolzen Buſens
Nicht etwa nach der Kraft des Feuers,
Nein, immer wenn es zwölf zu Mittag ſchlägt! —

2.

Fräulein P*g.

„Was, wir ſollten nicht lachen ſo laut und ſchallend? —
„Nicht mit breitem Geſicht und offnen Lippen,
„Weil die Grazien bloſs zu lächeln pflegen?
„Närriſcher Freund, wie käm' uns denn die gäne,
„Irgend zu thun, was Charitinnen ziemet?“ —

3.

Urtheil über den Menſchen des Boileau und Falk,

von Herrn Z.

Boileau ſagt's und Falk in der wohl bekannten Satyre:

Traun, der vergötterte Menſch iſt ein erbärmliches Thier!

Was die Autoren zu Anfang ſagen, bekräftigt am Ende

Noch ein Eſ'lein! — O Menſch, merke den Geiſt der Faktion!

4.

Antwort.

Für die Menſchen
Unter den Leſern
Sprechen die Dichter! —
Daß auch die Eſel es glauben,
Wiederholt es ein Eſelein! —

5.

Z. in E.

„Lachen muß ich nun Einmal! die Parzen haben
„Meinen Lebens-Marlin *) aus lauter bunten
„Fäden gedreht, wie ein Weihnachts-Kinder-peitschchen.
„Auch mein Seelchen iſt bunt, und wo ich hinblick',
„Seh' ich Alles in Harlekins bunter Jacke.
„Lachen muß ich; ich leid' am innern Höchſten **)
„Wenn ichs verbeiße." — Zwar, wenn's recht geſagt iſt,
Daß am loſen Leben der Menſch verſterbe,
So verſterb' ich am Lachen, an meines Lebens Leben! — Aber ſo lange Mund und Kehle,
Aug' und Hand und die Muskeln über dem Zwergfell

*) Marlin (auch Marling und Merling) eine Leine, die nicht viel dicker iſt, als ein Doppel-Bindfaden.
**) Epilepſie.

Mir im Sterben nicht gleich gelähmt ſind, lach' ich
Selbſt noch über den Tod, und wiederhole
Kürzlich mein ganzes Leben im Epiloge!

6.

Geſpräch.

Der Juſtizmann X. oder Y.

Ei, bewahre mich Gott, Geſchenke darf ich nicht nehmen;
Aber leih' mir das Geld — und ich bezahle dich nicht! —

Der Klient.

Des Leihens Titel *) dünkt mich nicht der beſte!
Denn wählſt du ihn zu deiner Sicherheit;
So muß ich nöth'gen Falls doch einen Schuldſchein

*) Rechtstitel.

Vorzeigen können. Stürb' ich nun, und finde
Mein Erbe diesen Schein, so würdest du
Rückzahlen müssen, was ich gern dir schenke!

Der Erste.

Bleib unbesorgt, mein lieber, werther Freund!
Ich habe gegen Scheine nie gezahlt.
Wir machen dies Geschenk zum
Darlehn, wie ich sonst
Darlehne zu Geschenken mache! —

7.

Fräulein P*g.

Im Leben geht's; im Sterben wird's auch
gehn!
Allein darnach? — O armes, armes Seelchen,
Wir sind verdammt, nimmt uns der
Himmel auf!
Dort haben alle dummen Streich' ein Ende,
Und alle Narrens-Possen sind verbannt.
Dort tanzt kein Hinkender, kein falsches Wort

Entfällt dem Redenden, kein alt Geſicht
Zerſchmilzt in Zärtlichkeit, kein Scharrfuß ſchlägt
Dem Hintermann an's Bein! Nackt ſind die Seligen;
Kein Rock von alter Taille macht uns Spaß,
Und keine Weſte mit Tapeten-Blumen,
Kein falſcher Zopf an ſieben eignen Haaren,
Und keine ſteif gedrehten Locken, drin
Der Zugwind wie auf Flaſchinetten pfeift.
Auch nicht ein einz'ger Krüppel iſt zu ſehn,
Kein dicker Bauch, kein langes ſpitzes Kinn,
Kein ſchiefes Maul und keine krumme Naſe.
Vergebens, ach vergebens, armes Seelchen,
Sind wir zeitlebens witzig dann geweſen
Bei Tag und Nacht in Froſt und Hitze, haben
Vergebens uns geübt in allen Poſituren
Zu ſpotten und zu lachen. Dies Talent,
Des Lebens ganze Kunſt, wird dort verkommen
In jener Witz- und Spott- und Lachens-loſen
Unſterblichkeit. — — O lieber, närr'ſcher Tod,
So viel ich weiß, giebt's in der Hölle manche

Karri-

Karrikaturen, ſonderlich die Teufel;
Auch die Verdammten würden vielen Spaß
Mir machen. Findet ſich ein Plätzchen dort,
Wo's etwas luſtig iſt, und etwas ſchallt;
Und giebt es dann und wann ein müßig Teu-
felchen,
Das Spaß verſteht, und mit mir lachen will,
So bitt' ich dich, du ernſter, alter Narr,
(Da ich am Barte dich nicht zupfen kann,
Auch nicht am Zopf, du Knochenangeſicht,)
Mit drei und ſieben Thränen bitt' ich dich,
Holſt du mich einſt, ſo führe mich im Tanz,
(Die Beine klappern luſtige Muſik!)
Zur Hölle führe mich, daß dort ich ſelig werde!

8.

— pa —

Wihig biſt du ohnſtreitig! doch eine Frage
vergönn' mir:
Immer lachſt du zuvor, eh' du uns wihig
erſcheinſt! —

Wunderlich, folgte denn hier die Urſach' hinter
der Wirkung;
Oder wirket bei dir etwa das Lachen — den
Witz? —

9.

Inſchrift auf den Erinnerungsſtein, den einſt das billigere Frankreich dem armen Ludewig XVI. ſetzen möge!

I.

Auf der Vorderſeite.

Ludewig
dem Sechzehnten! —
Wenn ein Menſch fällt,
(Es ſey ſein Haupt oder ſein Herz)
ſo gedenke,
wenn nicht der Menſchheit —
doch
der Menſchlichkeit
in dir ſelbſt,
o Leſer!

II.

Auf den Nebenseiten.

Burboniden,
von euerm Ahnherrn, Heinrich dem Vierten,
Erbfeinde der dreifach-gekrönten
Beherrscher Austriens! —
eure Macht vergrößerte sich,
so lang' Ihr, der Politik
Heinrichs getreu,
von der Riesenmonarchie Karls des Fünften
ein Glied nach dem andern löst'et! —

Aber seit den schmeichlerischen Briefen
der Enkelin Leopolds,
Kaiserin ihres Mannes und des teutschen
Reichs,
an die Fleischerin Pompadour,
eure Stief-Großmutter,
sank euer Heldenruf; — —
und die in der Brautnacht
beleuchtete Allianz

mit der fröhlichen Tochter der frommen
Theresia,
koſtete,
ein Wink des drohenden Schickſals,
hundert von Franken erdrückten Franken
das neugierige Leben!

Armer Ludewig,
das Geſchlecht der Burboniden
war ein glücklicher Feind
deines ſchwiegermütterlichen Hauſes;
aber an ſeiner Freundſchaft
biſt du geſtorben.

Weinet um Ihn, ihr Kinder Adams!
denkt an eure erſte Mutter;
denkt, daß unſer ganzes Geſchlecht
die alte Schuld der Verführung
mit dem Tode bezahlen muß!

VII.

Geſammelte Blätter

aus dem Pulte

vertrauter Freunde.

Der Herausgeber.

Ich habe mir vorgenommen, außer den zerſtreuten Blättern meiner verſtorbenen Gattin (wovon die zweite und letzte Nachleſe im vierten Bändchen folgen wird) dann und wann auch kleine Schriften aus dem Schreibepult vertrauter Freunde mitzutheilen.

Gern geſteh' ich, daß ich meine eignen Arbeiten durch dieſe Blätter aus dem Kranz der Freundſchaft zu ſchmücken gedenke. —

Bis der Eine oder der Andere Luſt und Muße hat, manches ſchöne und gute Wort, das er gelegentlich niederſchrieb, in ein vollſtändiges Ganze zu reihen; oder bis jeder ſeine Blumen zurück fordert und dem Publikum einen eignen vollen Kranz darbringt, erfreut ſich

der Leſer an dem, was ich ihm ſchon jetzt mittheilen kann.

Die proſaiſchen Blättchen ſind diesmal von L. t. f...; die Verſe aber vom hieſigen Kammerſekretair, Herrn Werner.

Es ziemt mir nicht, über dieſe Aufſätze ein Urtheil auszuſprechen. Die Mittheilung ſelbſt iſt mein Urtheil! —

Mit ſchönern Myrthen und Roſen weiß ich das Schwerdt unſers Jahrhunderts nicht zu umwinden, als mit dem Geſange, welcher dies Bändchen ſchließt.

Mnioch.

1.

Fragment einer Rede an Damen.

„Im Blumenkranz der Weiblichkeit
„Blühe hoch der Schönheit Rose,
„Und ſtiller grünt das Immergrün
„Der Unſchuld und der Sitte.
„Doch iſt der Lebens-Frühling hin,
„So ſinkt und welkt die Roſe;
„Nur du, o ſtilles Immergrün,
„Erquickeſt noch im Winter."

Ich fange mit einem Liede von einem (wo ich nicht irre) bekannten Dichter an, — wie ein Prediger mit einem bekannten Verſe aus dem Geſangbuch ſeiner Kirche. — Auch ich ſehe eine liebe Gemeine verſammlet, obwohl nur in Gedanken. Meine Phantaſie iſt aber

gewiſſenhaft und ehrlich; denn auf den Stühlen und Bänken umher ſitzen durchaus keine Ideale, (weder im Guten noch im Schlimmen) ſondern bloß treue Abbilder meiner Erfahrung, Bilder nach dem Leben! — — Die Kirchthüre ſteht indeß auch jeder lebendigen Perſon offen, die ſich ſtatt ihres Abbildes herſetzen und zuhören will.

Zuerſt alſo, werthe Zuhörerinnen, (ich habe nämlich keine Brüder; ſondern eine Schweſtergemeine vor mir) muß ich Sie bitten, erwarten Sie nicht zu viel.

Es iſt das erſtemal, daß ich vor meinem Schreibepult als vor einem Kanzelpult ſtehe, und ich will ſelbſt erſt zuhören, und zuſehen, wie ichs machen werde. —

Fragen Sie mich nicht nach einer beſtimmten Dispoſition, (wenn Ihnen dieſer Ausdruck bekannt iſt)! — Theils werde ich ad vocem reden, und mich von der äußern Verwandtſchaft der Bilder und Ideen leiten laſſen, theils werde ich aus Ihren Augen und Mienen abnehmen, ob

ich meinen Faden rechts oder links, und härter oder weicher ſpinnen ſoll.' Das Thema meiner Rede iſt aber niemand Anders, als meine liebe und werthe Gemeine ſelbſt.

Nicht ohne Urſache habe ich mit einem bekannten gereimten und nach einer ſchönen Melodie ſingbaren Liede angefangen. Solche Anfänge müſſen oft ganz allein für Mitte und Ende ſchadlos halten. Für den größten Theil ſind ſie gewöhnlich das einzige Erbauliche der ganzen Predigt, wenn nicht der beſſern Verſtändlichkeit, ſo der alten Bekanntſchaft wegen. Viele meinen auch, was man ſchon lange kennt, das verſtehe man überflüſſig! — Außerdem iſt es erbaulich für den Prediger ſelbſt, wenn er ſeine Einleitungsworte mit rührenden Mienen oder Tönen nachſprechen ſieht oder hört. Dieſer ſcheinbar andächtige Blick zum Himmel oder zum Grabe, dieſe gefalteten Hände, dieſes leiſe Accentuiren mit der ganzen Geſtalt, begeiſtert den Redner, und giebt ihm Muth und Kraft weiter zu reden! —

Meine theure Freundinnen, ich bemerke, d. h., ich denke mir, wie Sie allerſeits die oben angeführte Liederſtrophe innerlich oder äußerlich mit: und nachgeſprochen haben! Sie waren dabei mit ſich ſelbſt und mit mir zufrieden! — Mit ſich ſelbſt; denn Sie haben dies Lied gewiß ſchon ein Paarmal geſungen, und bei dieſer Gelegenheit im Hintergrunde ihres Herzens (oder Kopfs, wo die Eigenliebe Ihren Sitz haben mag) die ſingende Stimme ſchön, wenigſtens ſehr angenehm gefunden. Solche Erinnerungen ſind allemal erbaulich, und wer viele dergleichen zu erwecken verſteht, der predigt auch erbaulich. (Gebe der Himmel, daß meine Rede jede gute Zuhörerin an etwas Gutes erinnere; die Schlimmen aber mögen dann immer die Stühle räumen, ſobald es ihnen gefällt, d. h. mißfällt! — Aufrichtig, ich gehe darauf los, ſie heraus zu predigen.)

Ich weiß ſehr wohl, meine Lieben, daß Einige von Ihnen nur darum ein gutes Lied ſingen, — weil die Melodie gut klingt, und

die Sängerin ebenfalls. Aber bewahre mich der Himmel, einen Augenblick zu zweifeln, daß die Meiſten nicht auch den Inhalt des guten Liedes im accordirenden Gemüth erfreulich wieder klingen hören.

Sie haben Freunde in der Welt, (denn hier in der Kirche giebt es bloß Schweſtern, und ich mag es nach meiner Erfahrung nicht wagen, dafür das Wort Freundinnen unterzuſchieben, auch habe ich mir vorgenommen, gegen einige Freunde etwas hart und unfreundlich zu ſeyn, wo und wie es recht iſt.) — Sie haben alſo Freunde in der Welt, meine Theuren! — Wie Manchem dieſer Freunde mögen Sie dies oder ein anderes Liedchen von gleichem Sinn vorgeſungen, auch vorgeleſen haben (das letzte iſt aber immer, wie Sie ſelbſt wiſſen, eine Freundſchaftsprobe des zweiten oder ſiebenten Grads).

Sagen Sie mir, d. h. ſich ſelbſt, wie nahm ſich der gute Freund dabei? Ließ ihm das billige Kunſtlob über Ihren ſchönen Vor-

trag nicht die Zeit und den Athem, noch ein Paar herzliche und treue Naturworte über den ſchönen Inhalt, über den liebenswürdigen Sinn des Liedchens zu ſagen? — Ich weiß, Ihr Herz hat darauf gewartet, weil es darauf hofte! —

Leider! Es iſt nicht geſchehen! — Aber Gottlob, die Urſache konnte vielleicht eine gewiſſe Befangenheit ſeyn, die Furcht etwas zu ſagen, das Zeit und Ort und die Geſellſchaft in beiden für unſchicklich erklären möchten! — Gott und ein guter Genius helfe dann Ihnen und Ihrem Freunde aus dieſer Zeit, dieſem Ort und dieſer Geſellſchaft! — In der vertrauten Einſamkeit, wo nichts unſchicklich iſt, als die Unſitte, würde es anders, d. i. beſſer geweſen ſeyn! —

Was ſoll aber dies Singen edler und herzlicher Lieder in einer Geſellſchaft, wo die edelſte Herzlichkeit unſchicklich iſt? — Dahin gehört nicht das Erbauende, nicht das Große, nicht das Rührende der Kunſt! — Arien aus

der Zauberflöte, aus dem Doktor und Apothe-ker, aus dem mondsüchtigen Sonntags- oder Montags-Kind mögen da beluſtigen, und den Waſſerbächen der Langenweile kleine melodiſche Wellen geben, wobei die Wilden in der Verdauungsſtunde zu ſchlafen pflegen! —

Ich kann hier nicht ausrufen: Phantaſie, wohin führſt du mich! denn das Herumirren iſt gerade mein Gang. Wir pflücken Blumen, wo wir ſie finden, und Dornen, wo wir ſie brauchen. —

Hinweg mit den verderblichen Nachtigall-Geſellſchaften unter Menſchen. Der kunſtreiche Menſch, voll Natur und Gefühl, will nicht bloß ſchön ſingen, ſondern etwas Schönes! und das will er fühlen, genießen, in die Muſik ſeines eignen Herzens verwandeln, denn er hat ein gutes, harmoniſches Herz! —

Wenn ich ſogleich weiter reden will (und das will ich mit der Erlaubniß meiner g u t e n Zuhörerinnen) — ſo muß ich vor der Hand ein Paar ſchlimme, aber doch auch gutge-

meinte Worte ſagen! — Der Freund, dem Sie jene Strophe vorſangen, oder laſen, hat vielleicht den Vortrag gelobt, aber den Inhalt hat er belächelt, beſpöttelt! — Es war ihm ein albernes, ein abgeſchmacktes, nicht nur reimloſes, ſondern ungereimtes Lied? — Ich kenne dergleichen feine Herren, und ich kann ihr geputztes aber doch krüppelhaftes Kompliment ohngefähr errathen:

„Wahrhaftig, auf den Lippen einer ſo ſchö„nen Frau wird ſelbſt das, was wir (die „Franzoſen) eine Naivetät nennen — „liebenswürdig: und bezaubernd: „naiv!" —

Wie, das hätte Ihnen der Freund, auf den Sie mehr als den Blick eines Auges, nämlich einen leiſen, noch ſo leiſen Herzensblick geworfen hatten — das hätte er Ihnen wirklich geſagt? — Es iſt Eins, ob in Worten oder Geberden! —

Nun, ſo darf ich hoffen, daß Sie von dieſem Augenblick an geſchiedne Leute ſind! —

Ja,

Ja, ich bitte ſogar alle wackre unverbildete Frauen und Mädchen, und alle ihre rechtſchaffne Freunde um Vergebung, daß ich jenen ihren Freund — einen Freund genannt habe! — Gäb' es aber irgend eine Dame in dieſem Zirkel, die nach einer ſolchen Verletzung ihres edlen Gefühls, nach einer ſolchen Beleidigung ihrer innern und ſo zarten weiblichen Ehre, eben dieſem Menſchen daſſelbe, oder ein anderes Lied noch einmal vorgeſungen hat; oder die nicht, durch einen würdevollen ernſten Blick (der jedem Weibe natürlich iſt, das ſeinen Werth nicht nur in Schillers Würde der Frauen vortragen kann, ſondern ihn im ſchuldloſen Buſen lebendig fühlt und achtet) — die nicht durch einen ſolchen Blick den Wüſtling (denn das iſt er) kräftig zurück wies, und ihm hell und entſcheidend ſagte: Du verkennſt mich für jetzt, und für ewig; ſo bitte ich dieſe ennuyirte Perſon, ſich aus dieſer Bildergeſellſchaft zu entfernen und nicht weiter zuzuhören, denn ſie würde meine aus dem redlichſten Her-

zen hier noch mitzutheilenden Bemerkungen und Erfahrungs-Wahrheiten nur belächeln, und sie bloß darum behalten, um mit ihrem würdigen Genossen in den Stunden der Vorübung zum Laster — anmuthig und reizend darüber spotten zu können; nicht anders, wie der schöne Teufel mit der noch schönern Eva über die Wahrheit und Ehrlichkeit Gottes spottete! — Gesetzt auch, sie wüßte selbst nicht, was sie damit thut, und welche Gewalt sie durch das ruhig duldende, oder gar mitspottende Parthie-machen gegen das Gute und Schöne — dem Verführer einräumt; gesetzt auch, daß glückliche Zufälle sich zur Bewahrung der äußeren Unschuld vereinten; — o so wird sie doch innerlich um so schlechter, als sie sich an den Spott über die Wahrheit gewöhnt, und diese Teufelei-endigkeit nicht mehr so ganz elend und abscheulich finden, als sie dem Gemüthe einer unverführten, jungen und liebenswürdigen Eva erscheinen soll und muß und wird. — Was anfangs witziger Scherz, konventionelle Unterhal-

tung iſt, giebt uns am Ende eine unwillkühr-liche Fertigkeit, Trugſchlüſſe zu machen, und dieſe werden uns lieb, theils als Schöpfungen des eigenen Witzes, theils als Blendungen des ſtrafenden Gewiſſens! — Man verſchaft ſich ſo gern Ruhe gegen die Qualen ſeines beſſern Ichs! —

Doch warum ſtelle ich dieſe Zwiſchenrede (die übrigens ſehr wohl zur Sache gehört) bloß an die Schlimmen unter meiner Schweſtergemeine (die zum Theil ſchon heraus gegangen ſind)? —

O wie viele der Beſten unter den Guten behandeln nicht ſolche feine und in der Conventionswelt ſehr geachtete Wüſtlinge (die an keine Unſchuld, an keine weibliche Tugend glauben) mit gar zu humaner Schonung! —

Theils iſt dieſe Schonung wirklich human! — Sie fürchten (dieſe Furcht iſt ihrem ſanften Geſchlecht ſo natürlich, und in der Unſchulds-Welt, obwohl leider auch das Paradies eine Schlange hatte, wäre ſie zuweilen am rech-

ten Ort!) Sie fürchten: hart zu scheinen! — „Es ist so böse wohl nicht gemeint! und warum soll ich wehe thun?“ —

Anderntheils, so besorgt ein junges zu Lieb' und Gegenliebe durch unnennbare Sehnsucht hingezognes Herz, es besorgt, (eben so verzeihlich) daß es seine Liebenswürdigkeit verlieren möchte, wenn es die Welt seiner schönen Ideen und Gefühle mit gar zu viel Strenge und Jungfräulichkeit in die wirkliche Welt einführen wollte! —

O, meine Lieben, diese beiden schönen Irrthümer sind ihr und unser Verderb und ein geheimes Unglück für Welt und Nachwelt! —

Darf ich Ihnen nach meiner besten Einsicht rathen? — Es ist ein etwas militairischer Rath, aber leider, er paßt für diese militairische Welt! — Weiber, die nun einmal in den sogenannten großen (d. h. herzlosen) Zirkeln der feinen Welt leben und leben müssen; — die dürfen auch nicht anstehn, sich in Amazonen zu

verwandeln! — In jenen täglich mehr um sich greifenden Zirkeln ist Krieg — Krieg der Geschlechter! —

(Befindet sich hier ein Mädchen aus dem friedlichen Mittelstande eines kleinen Landstädtchens, oder die Tochter und der Augapfel einer häuslichen Bürger-Familie auch in B.. oder W.. (geschrieben Berlin und Warschau u. dgl.) gut, so halte sie mich für einen Träumer, und glaube das Märchen nicht. Für diese Seele und für sie allein erzähl' ich eine Fabel, und kommentire eine Fabel! —

Meine Phantasie hat nicht gewollt, daß ihr Bild auf diesen Stühlen sitzen soll! — Die Rede ist (mein gutes Kind) von einem Lande der Drachen, der giftigen Schlangen und Unholde! Von deinem Herzen, wenn auch nicht von deinem Hause, liegt es über 180 Grad Aequator-Maaß, d. i. über 2700 Meilen entfernt!)

Alſo Krieg der Geſchlechter für die Guten des weiblichen Geſchlechts; obwohl bloßes Manoeuvre für die Schlimmen und Schlechten! —

Entfernen Sie, meine Lieben, (ich meine die Guten) jene Beſorgniß des zu harten Behandelns! — Wo man weiß, daß im Ganzen der Feind anrückt, da darf man auch im Einzelnen den Mann nicht ſchonen! — Solch eine Schonung iſt Schwäche, nicht Tugend! —

Halten Sie ſich an das helle Mandat Ihrer beleidigten weiblichen Ehre, und ſeyn Sie ritterliche Weiber, um nicht weibiſch zu ſeyn! —

Die Furcht aber, den zweideutigen Beifall eines Menſchen zu verlieren, der in den brillanteſten Damen-Zirkeln (wo der überwundne Theil mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel abzieht) als Mode, d. h. als wirklicher Sieger gilt, iſt eitel! —

Sie haben ja ein Herz voll Liebe und wollen geliebt ſeyn! — Meinen Sie denn,

daß Sie für dieſen edeln Zweck etwas einbüſſen, wenn jener Menſch Sie bei allen ſeines Gleichen diskreditirt? —

O, ich weiß wohl, was die Ihrigen ſagen, und was Ihr Alle, die Ihr auf dem Wege der Verſchlechterung ſeyd, was Ihr denkt, Ihr Unglücklichen! — „Dieſer Menſch, „der bloß von dem altväterſchen Moralſchrift„ſteller verdammt wird, iſt doch der Beſtimmer unſeres Rufs in der modernen „Welt! — Spricht er: wir ſeyn ſteife, ge„zierte, affektirte Naturfreundinnen, unſer Geiſt „ſey eine alte Jungferin achtzehnten, zwanzig„ſten, fünf und zwanzigſten Jahr eines ſonſt leid„lich ſchönen Körpers; und dieſer junge, ſchöne „Körper belüge und beſchminke bloß eine eckige, „alte, großmütterliche Seele! — mit Einem „Wort, ſagt er: es iſt ein ſchönes Weib, aber „eine moraliſche Närrin, ſo iſt ja unſer Glück „auf dieſer Welt, in dem Ort und Stande „unſrer Geburt und unſeres Lebens dahin! —

„dahin auf ewig, d. h. wenigstens auf die zehn „Jahre, da wir noch gefallen können.“

Ganz recht, Ihr Armen, hab' ich Euch unglücklich genannt! Ihr seyd es! — Aber warum? — Weil Ihr nicht edeln weiblichen Muth habt, es nicht seyn zu wollen.

O könntet und wolltet Ihr's glauben, (da Ihr nun doch nicht wissen könnt) ich möcht' Euch zurufen:

Was ist denn der gute Ruf des Weibes, den diese verächtlichen Männer bestimmen? — Diese eleganten Eigenschaften, dieses savoir vivre, dieser bon ton, was sind sie? — Weiß denn nicht auch der Halb-Dumme, wie viel, d. i. wie wenig er daran hat? — Jene unredlichen Mäkler des weiblichen Verdienstes, auch diese wissen, wie viel die verfälschte Waare eigentlich werth ist, die sie in den bunten parfümirten Lappen (ein unparfümirtes Wort) ihres verdächtigen Lobes einhüllen! —

Solltet Ihr hören, wie sie Euch ausrufen, wie sie euren Karakter vermäkeln,

die Mäkler; Ihr würdet erröthen und erblaſſen! —

Sie preiſen Euch an für neu und ächt und unverſehrt, aber eine witzige Mine ſagt: „Wir „müſſen doch anpreiſen, denn unter dieſem Tittel wird man das Alte los, deſſen man längſt „überdrüſſig iſt! — Wir empfehlen die alte „Mode, denn wir haben eine neue! — Wer „mag kaufen? Seht doch, wie ſchön neu die „alte Mode iſt!“ —

Gott und die Wahrheit, die hier über dieſem meinem Pulte ſchwebt, und die ich meine erſte Freundin nenne, weil ich durch ſie die zweite gewann, — mögen dies Wort und dies Blatt und mich verdammen, wenn ich etwas anderes erzähle, als ich hundert und wieder hundertmal geſehn und gehört habe!

O Ihr guten, einfältigen, d. h. unſchuldigen und darum geliebten Weiber, die Ihr ſo ganz das edle Glück eines ehrlichen Mannes begründen und ausbilden könnt, wenn Ihr die reichen und milden Geſchenke einer zarten ſitt-

lichen Natur mit natürlicher Kunſt und weibli-cher Achtſamkeit nährt und pflegt, (wozu Ihr auch in dem Alter der erſten Bildung ſo viel Zeit und ſtille Muſe habt, da Ihr nicht ſo früh, wie wir, von der leitenden zärtlichen Hand der Eltern und Freunde hinaus gegeben werdet, in den wilden kreiſenden Sturm der Welt) — laßt Euch doch in dieſen Zeiten der ſittlichen Freigeiſterei von eurem ſichern moraliſch-weiblichen Glauben nicht abtrünnig machen!

Da ich hoffen darf, geliebte zuhörende Leſerinnen, daß Sie mich aus den Blättern, die Sie ſchon umgeſchlagen haben, einigermaßen kennen werden, ſo will ich Sie auf meine eigentliche Ehre verſichern, daß jene verächtlichen, (verachtet auch von dem beſſeren Theil unſeres Geſchlechts) daß jene reneinirten Menſchen, um deren Beifall Sie zuweilen Ihre edelſten Gefühle im widernatürlichen Kampf eines doppelten Stolzes unterdrücken, — Sie eben dieſer Nachgiebigkeit wegen innerlich verachten, und un

Zirkel gleichgesinnter Kameraden laut genug verlachen! —

Wahrlich, so schlimm auch die konvenzionelle Welt seyn mag, so weit ist es doch mit ihrem innern Ruin noch nicht gekommen, daß sie die Aufopferung des vom Weibe ewig unzertrennlichen Schamhaftigkeitsgefühls, und des natürlich wahren Ausdrucks der Unschuld oder des Edelsinns oder gar (ich schaudre) die affektirte Verleugnung der herzlichsten Treue und Liebe gegen den Geliebten — als etwas innerlich Preiswürdiges aufnehmen sollte! —

Es ist ein bekanntes wahres Sprichwort: man liebt den Verrath, aber man verachtet den Verräther!

So und nicht anders denkt man über Euch, Ihr schwachen Weiber! — Durch alle diese mannigfaltigen, und sogar politisch langsam gesteigerten Aufopferungen Eurer Würde, gewinnt ihr nichts bei dem schlechten Menschen, der Euern Weltruf bestimmen soll! — Nicht einmal billiges Mitleid — nein, Verachtung

iſt auch bei ihm nur trauriges Loos! — Man ſpottet über Eure Thränen, (denn Euer Auge wird ſchon dunkel) über Eure Reue (denn Ihr ſeht nicht mehr aus, wie eine gemahlte büßende Magdalena!) — zum Abſchiedswort ſagt man Euch ein Paar franzöſiſche Lebens-Sentenzen, ein Paar Anfänge oder Refrains von leichtfertigen Liedern! Unterdrückt damit die Gewalt der andringenden Reue, und werdet wacker, um den Triumph zu ertragen, womit Euch der Sieger niedertritt, indeß er einem liederlichen Spätling das entflorte Feld freigebig überläßt und anbietet! —

Dieſe Schilderung iſt grell und ohne Einkleidung; aber ſie iſt wahr! Leider darf ich gewiß ſeyn, daß die Meiſten in dieſem Schweſter-Auditorium Beiſpiele dazu im Gedächtniß vorräthig haben, — ich meine weibliche Opfer dieſer Art, in ihrer Stadt, ihrer Gaſſe, ihrer Nachbarſchaft! — Wer aber in dieſem Stück ein ſchwaches Gedächtniß hat, der blicke mit einem zur Wahrheit gewöhnten vorurtheilsfreien

Auge in die ſogenannte groſſe und feine Welt und dann in Ihr eignes Herz. —

Jene Menſchen haben kein Gefühl, keinen Sinn für Liebe! denn ſie lieben ſich ſelbſt nur. Was für ein Gatte, was für ein Hausfreund wird eine Perſon ſeyn aus dieſem brillant-verächtlichen Hauſen?

Bedenken Sie, oder verſuchen Sie noch einmal, was ſie ſchon verſucht haben! Das Gute, das Edle, ohne welches Gatten- und Freundes-Liebe nicht beſtehen kann, es beengt, es verſcheucht dieſe Kreaturen, die Spottgeburten (wie D. Fauſt im Göthe ſagt) von D—ck und Feuer! —

O könnte es Ihnen noch an Herz, an weiblichem Zorn und edlem Haß fehlen, dieſe zu Engeln des (Theater-) Lichts geputzten und verkleideten Satane von Ihrer rechten oder linken Seite auf ewig zu verbannen? — Sagt es Ihnen keine allmächtige erwachte Stimme, (lauter und wahrer, als das Geſchrei der Convenienz) daß auch der Böſewicht die Tugend

ehren muß! Oder will noch irgend Eine von Euch, ihr Glieder dieser Schwester-Gemeine, das Schönste und Zarteste, was ihr die Natur gab, das Kunstreichste und Wunderthätigste, was den Menschen in seinen edelsten Verhältnissen, als Gatte, als Vater beglückt, zur Spielcharte oder zur Spielmarke machen, in der Hand oder auf der Lippe, oder in den Augen eines liederlichen Mannes, weil er einen geltenden Namen hat, in der feinen oder hohen und eleganten, im Grunde aber liederlichen Welt zu B. und W. und P. und L. und durchs ganze A. B. C. der vornehmen Städte-Namen?? —

Ich erschrecke selbst, wenn ich es sagen muß, aber es ist wahr, und es muß gesagt seyn. Es sind die verächtlichsten Menschen, die in den brillanten Damen-Zirkeln jener Städte die Theater-Koulissen- und Garderoben-Direkteurs mit grosem Glück machen! —

Aufrichtig: eine brillante Dame iſt kein Weib mehr!

(Um aller Brillanten, um aller Flittern, Bänder und Seiden- und Flor-Kleider willen! die Thüre der Halle iſt zu eng, ſo Viele können auf einmal nicht hinaus, es wäre denn halb nackend, und das iſt freilich auch brillant! —)

Der Lärm iſt vorüber, und ich fahre fort! —

Was iſt es denn, frag' ich, was den Männern von dieſer Welt und dieſem Ton (bon ton) ein gutes Mädchen gefallen macht? — Die ſchön ausgebildeten Naturgaben und Talente einer weiblichen Seele? — Mit einem Worte, die Schönheit im Weibe? —

Wahrhaftig, gegen dieſe Männer, wenn ſich dergleichen auch in die Welt des elenden bon tons (d. i. des feinen Tons eines Kaſtraten an der Seele) verirrt haben ſollten — hab' ich kein ſchlimmes Wort vorbringen wollen, noch können. Sie ſind Ausnahmen von der Regel, und der Himmel gebe, daß ſie bald, jeder für

ſich, eine ſchöne Regel machen ohne Ausnah-
me, nämlich im Glück eines friedlichen und
ſtillen Haus- und Eheſtandes! —

Reine Schönheitsliebe iſt der reinen Tu-
gend verwandt! — Die ſchöne Form einer
weiblichen Geſtalt kann ohne unwürdige Ne-
benideen, ohne Erwägung des Hiezu und
Dazu aufgefaßt, und als der edelſte Schmuck
in dem heiligſten Saale oder Kabinet unſerer
Phantaſie aufgeſtellt und aufbewahrt werden! —

Aber die Männer, die ich meine, ſind
die Eigennützigen, die Habſüchtigen, die Egoi-
ſten! — die nicht das reine Bild der Ge-
ſtalt, ſondern die Geſtalt ſelbſt erobern, die
Buonaparte's im ſchlimmen Sinn, die al-
les Schöne im Italien der weiblichen Welt weg-
zuplündern und als Triumphzeichen nach dem
Paris ihrer unerſättlichen Eigenliebe und
Sinnlichkeit zu entführen wünſchen.

Auch dieſe bezaubert eine milde, weibliche
Geſtalt, eine ſchöne Figur, wie ſie es heiſ-
ſen! — Aber nicht die heilige, intereßloſe Lie-
be,

de, ſondern das Begehren ſpricht aus ihren dreiſten Augen von ihren immer geöfneten Lippen! — So ſtehen Sie da, und machen Cour! —

Sollte ein unſchuldiges Weib nicht erröthen, auch ohne zu wiſſen, warum, wenn ein ſolcher Blick dem ihrigen begegnet! —

Von einem ſolchen, die ſchöne geiſtige und leibliche Natur verwüſtenden Ungeheuer ſich ſchön oder gar reizend finden zu laſſen, iſt ein Unglück; ſeine laute Erklärung aber ſollte für eine tiefe Beleidigung gelten. Denn wiſſet Ihr Unwiſſenden, (damit Ihr zur rechten Zeit fliehen möget) es iſt die Erklärung der Hoffnung eines leichten Beſitzes! — Sein, ſein ſoll werden, was ſchön iſt, dazu ſoll ihm die ſanfte Gewalt des giftigen Leibes verhelfen! Mit der Freude jener Schlange, die gern von Einem Baume mit der Eva eſſen wollte, bemerkt er, daß Ihr auf ſeine Schmeichelreden hinhorcht; er wird durch die feinſte Sinnlichkeit Herr über Euern Verſtand, und dieſer ganzes Bändchen. Bb

te eingeſchläferte Adam läßt ſich am Ende bethören, findet die einmal gebrochene Frucht ſchmackhaft, und erdenkt wohl gar Rechtfertigungsgründe, womit er das eigne Gewiſſen blenden will! — Wenn aber der Tag des Lebens kühle geworden, und die Stimme der Reue im Abendgewitter des Alters ſich hören läßt, und die Feigenblätter der Weltentſchuldigung die Blöße nicht decken wollen, ſo wird auch hier vergebens die Schuld auf die Eva im Weibe, das ſinnlich verwöhnte Herz, zurückgeſchoben — die verführende Schlange aber iſt davon, und das Paradies verſinkt auf ewig! —

Doch nein, nicht nur die ſchöne Geſtalt, ſondern Euer Witz, eure geiſtreiche Naivetät, Ihr Frauen und Mädchen, wurde gelobt, und intereſſirte den Geiſt des feinen Weltmannes! O wie viel glücklicher wäret Ihr in dem Ruf einer verſtändigen, als einer witzigen Frau! Alles kann der Wüſtling an einem Weibe leiden, und ſelbſt zu

ſeinem Vortheil gebrauchen, nur den ſoliden Verſtand nicht.

Einem Weibe, welches dieſen beſitzt, ſagt er zwar viel Böſes nach, aber doch nicht das Schlimmſte, „es iſt eine bonne piece!“

Und was iſt das Böſe, das er Euch nachſagt? Das Weib iſt ununterhaltend, (d. h. ſie weiß nicht, und erfährt nicht die faden Geſchichten des Tages, und frägt nicht darnach) ſie iſt altklug, (d. h. ſie bedenkt erſt, was ſie ſagen und thun will) ſie affektirt die Sittſame (d. h. ſie belacht nicht, worüber ſie ſchamroth wird.) Wie, und in ſolchem Tadel fändet Ihr keine Ehre? Wahrlich, ich muß es wiederholen, die Spötter dieſer Art verachten Euch nicht, ſie ſind nur eiferſüchtig auf Eure eigne Kraft und Würde, und wenn Ihr Eurem Karakter getreu bleibt, ſo werdet Ihr wahrnehmen, daß ſie Euch mit mehr Ehrfurcht begegnen, als allen Euren leichtſinnigen und nachgiebigen Aſterſchweſtern. — — Noch Eins muß ich ſagen:

Bewahre Euch der Genius des friedlichen Hausſtandes, daß Leute dieſer Art die erlogne Anhänglichkeit an Euren Werth etwa dadurch rechtfertigen, daß Ihr ein gutes Haus machet! Denn was heißt das im Sinn dieſer Menſchen? Wer Euer Haus nicht ſonſt kennt, der überſetzt es ſich alſo: Ihr habt eine wohlbeſetzte Tafel, dilicieuſe Gerichte, jeder Witz, der halbgute und ſchlimme, hat Freiheit, gewährt Unterhaltung und wird belacht. Ihr ſeyd eine Frau oder Mädchen von gefälligem Tone, Ihr findet Euch leicht in den Geiſt jeder Geſellſchaft. Ihr ſeyd billig, entſchuldigt und verzeiht ſchon aus Dankbarkeit, weil man Euch Gelegenheit gab, zu entſchuldigen und zu verzeihen! Man darf in Eurer Gegenwart einer Verführten ſpotten, eine Neuige perſifliren, aber mit Grazie! — Wenn Ihr gerade allein ſeyd, ſo darf ſich auch die Tugend nicht ſchämen, wie Tugend auszuſehn; Ihr hört dann willig ein herzliches Wort, und könnt eine mitleidige Thräne weinen, auch

der edeln unſchuldigen Liebe! — Doch überſetze weiter wer Luſt und Stirne dazu hat! —

Gäb' es irgend Eine unter Ihnen, deren Haus- und Familienkreis ohne Verſchulden zu dieſem zweideutigen Ruhm gekommen iſt, ſo habe ich keinen andern Rath als den: richten Sie Ihre Tafel frugaler ein, laſſen Sie Ihren Geſellſchaften bisweilen ein Buch vorleſen, bei dem man entweder mitdenken oder ſich langweilen muß, und dann und wann erklären Sie ſich mit mildem weiblichem Ernſt und Feuer gegen alles Mediſiren über den Karakter eines ehrlichen Mannes oder einer würdigen Frau, die Ihnen bekannt ſind.

Wahrlich, ich weiß es ſo gut, wie jeder, mit dem Sie etwa dieſe Blätter leſen, ich habe viel gewagt, indem ich Ihnen, ſo ganz wider den Ton der feinen Welt, das Seelen-Angeſicht Ihrer lauten Verehrer treulich abkonterfait; allein, ich thats aus Liebe zu Ihrem Geſchlecht.

Damen aus den ächtgebildeten Zirkeln, deren Geist einen reinen Lebens-Blick behalten hat, (in und außer Residenzen) werden mir leider innerlich zugestehn, daß ich Wahrheit gesagt habe. Aber die aus der afterfeinen Welt, jene unglücklichen Kopien schlechter Originale, (denn die guten verstehn sie nicht) werden mich wegwerfen! — Ich gesteh' es frei, es würde mich schmerzen, wenn es Viele wären, obwohl ich hoffe, daß auch so Manche von diesen, wenn sie bis hieher gelesen hat, mich in einer guten Stunde wieder hervornehmen und weiter lesen, und dann bekennen wird, diese Blätter seyn so unschuldig, wie ein Spiegel, der das Schöne und Häßliche mit gleicher Treue darstellt.

O daß ich, meine theuern, auch bei allen Ihren Schwächen geschätzte Freundinnen, o daß ich den Muth, den jeder Mensch hat, wenn er will — in Ihre Seele sprechen könnte, sich über die mühsam erlernten Fehler Ihres Ge-

ſchlechts zu erheben, einen Stolz darin zu finden: beſſer wie der große Hauſe zu ſeyn, und es nicht gar zum Ziel Ihrer eignen Bildung zu machen, mit guter Art ſchwach zu ſeyn! Denn dies iſt leider die Bildung des großen Haufens. —

Ihnen aber, meine wohl und ſittſam erzogne Freundinnen des mittleren Adel- und Bürger-Standes, und auch Ihnen aus den höhern Ständen, denen eine im bürgerlichen Leben immer noch ſehr verehrte jungfräuliche Sinnesart natürlich blieb, und die einen Werth darauf ſetzen, den kein Alter, kein Stand, keine Armuth, kein Reichthum und kein gutes noch böſes Schickſal je rauben ſoll noch kann, — Sie erſuche ich (nachdem ſo viele Ihrer Kirchenſchweſtern theils leiſe, theils mit Ungeſtüm davon gegangen ſind) bis ans Ende dieſer Rede zu verweilen, und auch meinen ehrlich gemeinten Segen mitzunehmen! — Sie haben die wenigen Wahrheiten, ſo ich Ihnen ſagte, lan-

ter und rein, ohne Einkleidung, aber auch ohne Bitterkeit erhalten, und sollte Ihnen bei irgend einer Stelle eine sanfte Schamröthe über die Wange geflossen seyn, so wünsche ich Ihnen Glück dazu.

Könnten freundschaftliche Worte eine freundschaftliche Gesinnung verdienen, so würde ich Sie gar die letzte ersuchen — Sie wäre mir ein reichlicher Ersatz für alles das Nachtheilige, was doch ein ansehnlicher Theil Ihres Geschlechts von mir denken mag!

Gerne will ich diese Urtheile über mich ergehen lassen, nur protestire ich gegen den Verdacht, als wär' ich aus Privat-Gründen ein Antagonist Ihres Geschlechts, denn meine einzige Freude, mein einziger Trost in so vielen Kümmernissen des Lebens ist die herzliche Liebe einer weiblichen Seele, die werth ist, von der edelsten ihres Geschlechts den Schwesterkuß zu erhalten; ein Weib, das mit tiefer Fülle der Empfindung einen hellen Verstand

und den erquickendſten Lebensfrohſinn verdiz
det! —

O, Ihr Alle, meine guten und geliebten Schweſtern, windet ja die ſchönſten Blumen: Bande der Menſchheit, und die friedliche Geſelligkeit des Menſchen iſt das Werk Eurer Tugend! — Durch Euch empfinden wir erſt das uns überirdiſch glücklich Machende der Liebe! Euch, Ihr edlen, unverdorbnen Weiber und Mädchen, die Ihr ſelbſt Eure ſchöne Beſtimmung liebt und achtet, und die Ihr zum Ziel Eurer Bildung und zu dem Eurer Wünſche — die Vollendung der ſchönen weiblichen Natur und Würde, Euren Seelenfrieden, und ſodann auch die Liebe und das Glück eines Mannes Euch aufſtellt, der vor dem Richterſtuhl Eures Herzens und Kopfs werth erfunden wird, Euer Gatte und der Vater Eurer Kinder zu ſeyn — Euch ſage ich, daß jeder Redliche Eure Tugend verehrt, daß nur der Narr oder der Böſewicht Euch verlacht, und dadurch beweiſt, wie weit

Ihr über ihm und ſeinem Anhange von Eurem Geſchlecht erhaben ſeyd! — O ich weiß und kenne jeden edlen Kampf Eures vortreflichen Herzens, wenn Ihr in der großen Welt lebt; ich ſehe jede ſtille, vorwurfsvolle Thräne, die nach einem wilden Ball, einer gefährlichen Masquerade Euern ſchönen unſchuldigen Augen entrinnt, und der Genius der weiblichen Natur und Würde, der gewiß alle zu den höchſten Genien des Menſchenſchickſals gehört, wird Euch dafür ſegnen! — — Ich fühl' es, und darf es Euch kühn verſprechen, Ihr werdet nie wahrhaft unglücklich ſeyn! — Auch bei den widrigſten Zufällen werdet Ihr die Ruhe Eurer jetzt kämpfenden und gewiß ſiegenden Seele leicht wieder gewinnen. Ihr werdet Euch in Widerwärtigkeiten größer finden, als Ihr ſelbſt geglaubt habt. O, erhaltet Euch die Reinheit Eurer Seele! Gebet keinem leichten Ton Gehör, und ſuchet den Heuchler zu entlarven! — Die Reue, die Ihr bei den von Kindheit an verdorbnen und durch Gewohnheit

ſchon fühllos gewordnen mitleidswerthen Geſchöpfen nicht bemerkt, da ſolche bei dieſen nicht eher eintritt, als bis jede Kraft zu ſündigen ſie verläßt, dieſe Reue würde Euch auf der Stelle treffen, und Euer Herz würde auf ein ganzes Leben zerriſſen und vergiftet ſeyn! — O glaubt und traut der Erfahrung und der Beſorgniß eines Freundes! Ich liebe Euch alle ſo herzlich, Euch guten ſanften Geſchöpfe, um einer Einzigen willen, die mich Euern ganzen Werth hat kennen gelernt! Ich verehre Euch, denn Ihr ſeyd größerer Aufopferungen fähig, als der Mann, wenn Ihr gut ſeyd! Aber Ihr ſinkt auch tiefer wie er, wenn Ihr auch nur auf einen Augenblick aus dem ſo fein umgränzten Kreiſe eurer zarten ſittlichen Natur hinaustretet. — —

Und wenn Ihr liebt, o dann überlaßt Euch den kindlichen Freuden der Liebe, ſie ſind dem liebenden und geliebten Herzen ſo viel! Schämet Euch ihrer nicht! Ihr ſchämtet Euch ſonſt

des Guten, des Einzigen, was aus der Unschulds-Welt, aus der Welt der Kindlichkeit dem Menschen noch übrig ist.

Das Herz ist nur schön in seiner Kindlichkeit; fest und gut muß es durch die Vernunft werden; — aber dennoch sind schön und gut so nahe verwandt, daß nur durch ihre Vereinigung das verlohrne und einst wieder zu findende Paradies in einem lebendigen Abbild die Seele beglücken, trösten, stärken und erheben kann!

Dem Menschen geht es in seiner Reife-Zeit, wie dem anbrechenden heitern Frühlings-Tage. Gerade dann, wenn der Himmel sich vom Dunkel der Nacht entschleiert, und das wache Auge nach dem hohen Roth des Ostens, der Sonne mit warmem Gefühl entgegen blickt, empfindet der Körper ein frostiges Zusammenziehn seiner Nerven: also auch der Mensch beim Anbruch seiner eignen Sonne der Vernunft; sie verscheucht die Nacht seiner Seele, aber auch oft die beglückende Wärme, womit aus seinen

Kindertagen dieſe Nacht geſchwängert war, und in dieſem Frühmorgen iſt er froſtig, und wähnt, dieſe Kälte ſey Stärke; ach, und viele werden nur noch kälter, je höher die Sonne ſteigt; ſie wohnen in einem Nebelthale; der Nebel ſinkt auf ihr Herz nieder, und es erſtarrt! — Nur da, wo jene Sonne rein aufgeht, wo kein Nebel von leidigen konventionellen Vorurtheilen ihre beſeligende und ſtärkende Einwirkung hindert, o nur da bekommt das Herz die höhere Wärme wieder, und die Seele die Kraft dieſe Wärme zu mäßigen; und der wahrhaft vernünftige Menſch iſt gern der hoch- und innig-fühlende, ſo wie der konventionelle für dieſe Wärme zuſammenſchrumpft, und ſie mitleidswerth verlachend — entbehren muß.

O fühle, edles Weib! redliches Mädchen! fühle ſtets warm und hoch für den Geliebten. Deine ſanfte Gluth läßt auch in dem naßkalten Himmel des ſorgenvollſten Lebens das müde Herz des Mannes nicht erkalten, der unter

diesen eisigen Himmel entblößt hinausgestellt ist! —

Aber ach, wähle Dir einen Mann mit einem Herzen, das dem Deinen gleich ist! — Sonst erstirbst Du selbst an dem eisigen Busen, den Du erwärmen willst.